



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

BUHR A



a39015 01813314 3b

Rudolf Sagner  
T u n i s





PROPERTY OF  
*University of  
Michigan  
Libraries*  
1817

---

ARTES SCIENTIA VERITAS







Die  
**Regentschaft Tinnis.**

---

Streifzüge und Studien

von

**Rudolf Fikner.**

Mit 17 Holzbildern und einer Karte.

**Dritte Auflage.**



Berlin.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

1897.

Alle Rechte vorbehalten.



GF0535-404

Seinem hochverehrten Lehrer

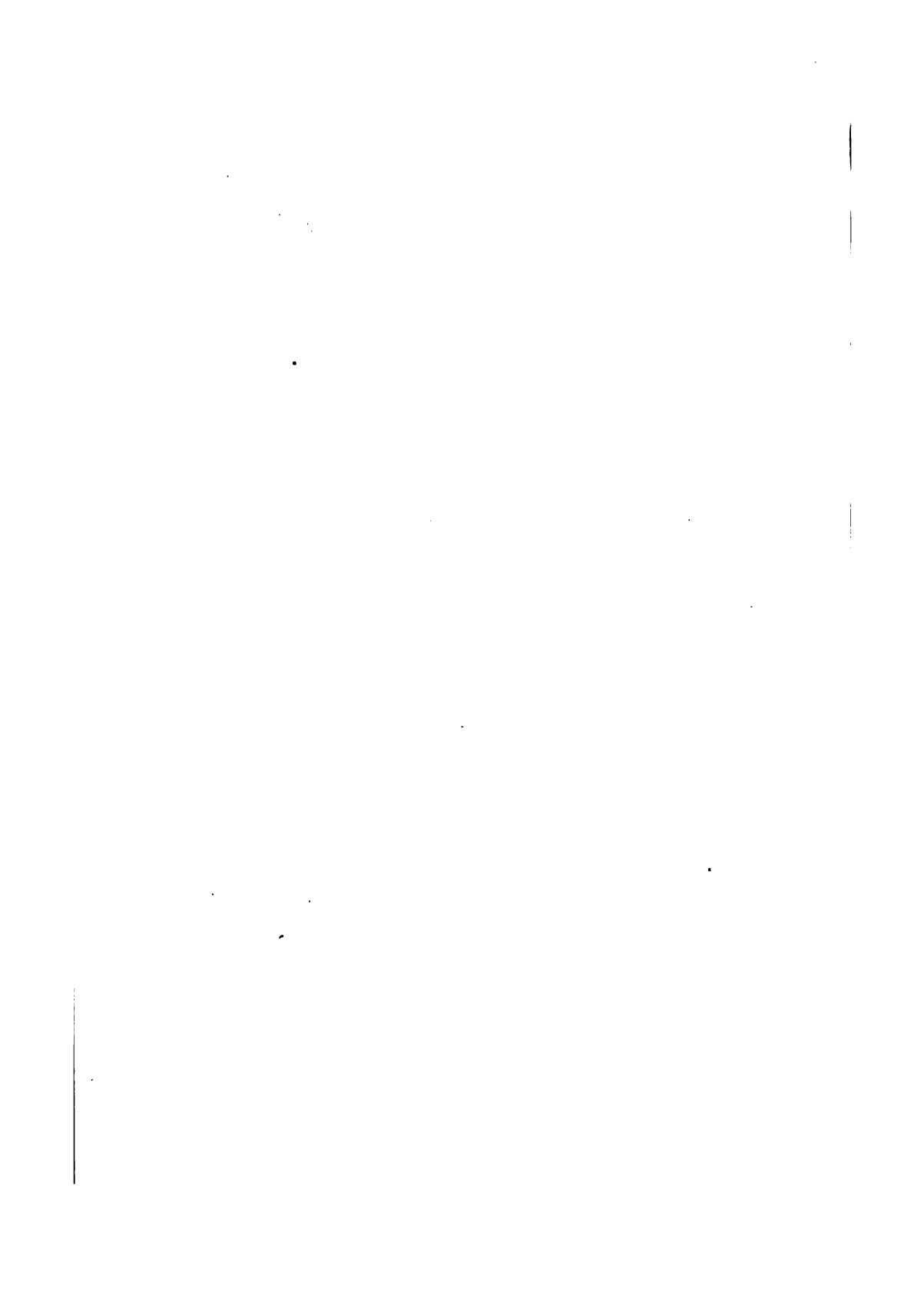
**Herrn Professor Dr. Alfred Kirchhoff**

in tiefgefählter Dankbarkeit

gewidmet

- vom

**Verfasser.**

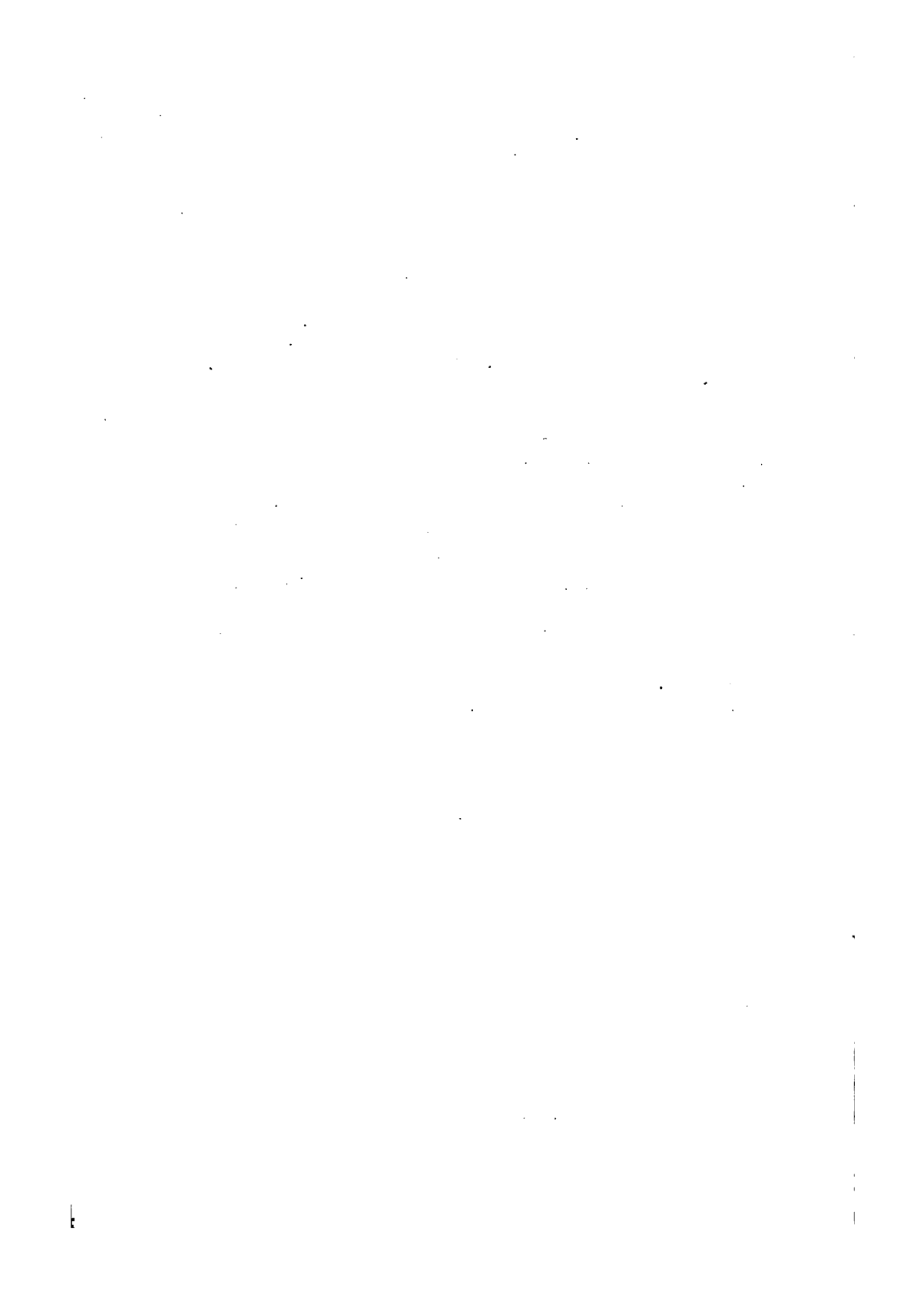


## Inhalts-Verzeichnis.

---

Vorwort . . . . .	VII
Rechtschreibung arabischer Orts- und Eigennamen. . . . .	IX
Verzeichnis einiger arabischer Namen . . . . .	X
Kapitel I. Ausfahrt . . . . .	1
"  II. Die Hauptstadt, jetzt und einst . . . . .	10
"  III. Die Umgebung von Tunis . . . . .	31
"  IV. Eine Fahrt zum Kriegshafen Bizerte . . . . .	44
"  V. Das Sahelgebiet der Ostküste . . . . .	54
"  VI. Souffe-Hadrumetum . . . . .	81
"  VII. Fantasia . . . . .	104
"  VIII. Eine Jagdstreife am Ued Ramel und dem Djebel Gahmäs . . . . .	112
"  IX. In den Zelten der Uläd Sa'ïd . . . . .	127
"  X. Nach der Ostküste Dâhela . . . . .	149
"  XI. Im Sattel durch Triffia und Dâhela . . . . .	175
"  XII. Die Heiligenstadt Kairuân . . . . .	203
"  XIII. Zu den Ruinen von Thysdrus . . . . .	228
"  XIV. Esay und die Kerkena-Inseln . . . . .	245
"  XV. Das Belad El Djerid . . . . .	258
"  XVI. Südtunesien und die tripolitanische Grenze . . . . .	277
"  XVII. Allgemeine Landeskunde . . . . .	290
"  XVIII. Bevölkerung und Besiedelung . . . . .	337

---



## Vorwort.

Wer eine Spanne seines Lebens in einem fremden Lande in mehrjähriger Thätigkeit verlebt hat, der wird stets gern an die verfllossene, wenn auch oft an Mühsal und Entbehrungen reiche Zeit zurückdenken. Während eines nahezu vierjährigen Aufenthaltes in der Regentschaft Tunis ist es mir vergönnt gewesen, Land und Leute aus eigener Anschauung eingehend kennen zu lernen und mich mit den Sitten und Bräuchen eines der abendländischen Kultur fernstehenden Volkes, das erst seit faum drei Lustren von einem tausendjährigen auf ihm schwer lastenden Drucke aufzuatmen beginnt, vertraut zu machen.

Die Paschawirtschaft und das elende Günstlingsystem, durch die das Land in der verheerendsten Weise so lange ausgezogen wurde, sind nun auch in diesem Teile des afrikanischen Kontinents endlich durch ein geordnetes Steuersystem und eine gerechte Verwaltung, wie sie nur eine der zivilisierenden Mächte des Abendlandes bringen konnte, abgelöst worden. Das Land hat während der letzten vierzehn Jahre eine tiefgehende Umwandlung erlebt und den klaren Beweis erbracht, daß die reiche Fruchtbarkeit, die gewaltige Lebenskraft, die es in alter Zeit zur unererschöpflichen Kornkammer des weltbeherrschenden Roms gemacht hatte, wenn auch lange künstlich niedergedrückt, sich doch in unverwüßlicher Kraft und Stärke erhalten hat.

PROPERTY OF  
*University of  
Michigan  
Libraries*

1817

ARTES SCIENTIA VERITAS



## Rechtsschreibung arabischer Orts- u. Eigennamen.

Bei der Rechtsschreibung der im Werke enthaltenen arabischen Orts- und Eigennamen ist Verfasser bemüht gewesen, der im Lande durch die einheimischen Behörden selbst geübten Schreibweise Rechnung zu tragen. Um nicht eine zu bedeutende Abweichung von der Nomenclatur der französischen Generalstabskarten, die für alle weiteren Arbeiten auf diesem Gebiet als grundlegend zu betrachten sind, zu erhalten, wurde bei der Transskription, soweit wie dies irgend möglich war, auf die in Algerien übliche Methode Rücksicht genommen.

â, ê, î, ô und û sind gedehnte Vokale. Konsonanten, deren Aussprache von der deutschen abweicht, sind in nachstehender Liste näher gekennzeichnet.

Arabisches Schrift- zeichen.	Um- schreibung.	Aussprache.
ث	th	wie im Englischen
ج	dj	wie im Französischen
ح	h	stark aspiriertes h
خ	ch	gutturales ch, wie im Worte Bach, Nacht
ن	dj	wie schwaches th im Englischen
ز	z	weiches j
س	s	scharfes j
ش	sch	wie sch
ص	ç	weiches s, wie im Franz. façon
ض	dh	wie im Englischen
ع	'	Rehllaut im Deutschen nicht wiederzugeben
غ	g	Rehllaut, der zwischen g und r liegt
ق	k	gutturales k

## Verzeichnis einiger arabischer Namen.

'abd Diener, Sklave	kaqba Citadelle
ablād weiß	kādi geistlicher Richter
'ain Quelle	kāid weltlicher Richter
bab Thor	kantara Brücke
bahira großer See	kaar, plur. kaar, befestigter
behart Norden	kebir groß [Platz]
belād Stadt, Land, Gegend	keḍim alt
beni Söhne, Stamm	kef Fels
bir Brunnen	kibli Süden
burd  festes Haus, Schloß	kornān zwei Hörner oder
ba Water	kubiat steiler Abfall [Spitzen]
ḡadir klein	magrib Occident
dar Haus	melah Salz, salzig
dešhera Dorf aus Hütten	ramel Sand
djama' Moschee	rās Kopf, Kap.
djebel Berg	šahel Küstengebiet
djedid neu	šebkha Salzsee, Salzpflanze
djerid Lattelpalme	šerki Osten
djezira Insel	šott großer Salzsee
di ar Dorf aus Zelten	šidi Herr
ḡandāq Karawanseil	šūf Wochenmarkt, Marktplatz
ḡara'a Süßwasserbecken	tella, plur. tell, Hügelwand
ḡarb Westen	tenia Engpaß
ḡad  Meerkapitler	neḍ Fluß
ḡadjar Stein, Fels	ulād Söhne, Stamm
ḡamāda steinige Fläche	um Mutter
ḡammām Bad	zauīya moslem. Kloster mit
ḡenshīr Ruinenstätte	zītān Olivenbaum. [Schule]
ḡunt Markt	





## Kapitel I.

### Ausfahrt.

---

Daheim winterte es sich langsam ein. Leise und dicht sanken die weißen Schneeflocken zur Erde, das Thermometer schwankte um den Gefrierpunkt und es wurde kalt, viel zu kalt für einen, der Jahre lang durch ein warmes Klima am Rande der Sahara verwöhnt worden war. Da hatte ich mich denn kurz zu einer neuen Ausfahrt in den sonnigen Süden entschlossen, hatte den grauen Koffer, einen lieben, treuen Gefährten auf manchen krausen Fahrten, gepackt und den Mittagsschnellzug nach Frankfurt bestiegen, der mich in fliegender Eile durch die Gaue des schönen Thüringerlandes führte.

Als ich am anderen Morgen aufwachte, tönten mir die rauhen Klänge allemannischer Mundart entgegen, ich war in der Schweiz, und die deutschen Lande lagen für vielleicht lange Zeit wieder hinter mir. Langsam und bedächtig rollte der Zug jenseits Basel auf einer Rotbrücke über die traurig berühmte Brä; auf der Unglücksstätte selbst waren natürlich nach so langer Zeit alle Spuren verwischt, nur der zerrissene Schienenstrang ragte noch mahnend über den Uferrand empor.

Es sind herrliche Scenerieen, durch welche die Jura-Simplonbahn den Reisenden bis Lausanne führt, das von wilden Schluchten durchzogene Juragebirge mit seinen schneebedeckten Gipfeln und die lieblichen Landschaften am Bieler und Neuenburger See, das alte Preußenland, die Wiege unserer Garbeschützen.

War es tagsüber trübes, regnerisches Wetter gewesen, so gestattete mir ein gütiger Sonnenstrahl, der den Wolfenschleier über dem Genfer See teilte, doch noch einen Blick auf den ehrwürdigen Mont Blanc, der mit seinem greisen Haupte mir einen letzten Abschiedsgruß zunickte.

Die gesegnete Provence durchheilte ich leider in der Nacht und ich hatte mich, so gut dies eben der unbequeme Bau eines französischen Wagens zuließ, dem guten Morpheus in die hartgepolsterten Arme geschmiegt . . . . „Tarascon“, rief der Schaffner mit durchdringender Stimme und riß die Wagenthür auf; ich schreckte aus meinen Träumen, in denen schlanke Dattelpalmen, Turbanträger, Minarets und braune Schönen mit Glutaugen einen bunten, wirbelnden Tanz aufgeführt hatten, empor und glaubte in jedem Augenblick Herrn Tartarin im Löwenjägerkostüm zu uns hineinsteigen zu sehen. Der aber kam nicht, und wir rollten weiter dem dämmernden Morgen entgegen.

In Marseille war herrliches Wetter. Schnell vertauschte ich den dicken Wintermantel, der mir bisher gute Dienste erwiesen hatte, mit dem leichteren Sommerüberrock und wärmte mich froh in den lichten Sonnenstrahlen, die das heimatische Winterbild wie einen Traum zerrinnen ließen.

Marseille ist der größte Hafen Frankreichs, über den fast der gesamte indische, afrikanische und südamerikanische Handel zu unsern westlichen Nachbarn führt, und doch keine französische Stadt. Es klingt dies vielleicht absurd, doch es ist in Wirklichkeit so. Wenn man Schiffer, Kutscher, Arbeiter — kurz

das Volk sprechen hört, so möchte man sich fast in einen der norditalienischen Häfen versetzt wähnen. Die Sprache der alten Phokäerkolonie ist ein Gemisch aus Provençalisch mit Spanisch und sehr vielem Italienisch, so daß man bei flüchtigem Hinhorchen Gemuesen vor sich zu haben meint.

Der Vollblutfranzose zieht hier eine sehr feine Scheidelinie, und wenn von einem Marseiller gesprochen wird, so erwidert er lächelnd: „Eh bien, c'est un Marseillais, mais il n'est pas Français!“ ebenso wie er nichts mit dem ihm so verhassten Korfen gemein haben will, dessen felsige Heimatinsel er spöttisch la petite France nennt. Das benachbarte Spanien ist in der Hafenstadt durch eine ziemlich starke katalonische Kolonie vertreten, deren Töchter besonders in Typus und Haartracht von ihren Schwestern jenseits der Pyrenäen kaum zu unterscheiden sind.

Marseille ist eine schöne und eine schmutzige Stadt. Prachtige, saubere Boulevards und Avenuen, auf denen das rege Geschäftsleben pulsiert, durchschneiden dieselbe und geben ihr ein wirklich großstädtisches und internationales Gepräge; aber das Gewirr enger und holperiger Gassen, das sich zwischen den Hauptverkehrsadern ausbreitet, spottet jeglicher Beschreibung. Hier besteht noch die löbliche, patriarchalische Sitte, daß man alles, was man im Hause für überflüssig hält, durch das Fenster auf die Straße wirft, und das sind manchmal ganz wunderbare Sachen, unter denen Frucht- und Eierschalen noch als die angenehmsten zu betrachten sind.

Flüchten wir also mit verhaltenem Atem von diesen Rehrichthäufen, auf die uns frevole Neugier getrieben, ent-rinnen wir aus dieser mit Knoblauchgeruch geschwängerten Luft und retten uns in das „Paradies“ der Rue de Paradis. Man wird mir diesen Ausdruck nachfühlen können, wenn ich erkläre, daß er für den Afrikawanderer den letzten „Aussschant

vom Faß“ edlen, wohlgepflegten „Hofbräu“ bezeichnet, der ihm hier seine gastlichen Pforten öffnet.

Goethe und nach ihm Bismarck sagten einmal: „Ein echter, deutscher Mann mag keinen Franzosen leiden, doch ihre Weine trinkt er gern“, nach dem regen Verkehr im „Hofbräu“ zu schließen, hat sich auch der Franzose diesen Spruch in Bezug auf die Deutschen und ihr Bier zu eigen gemacht. So weit geht der Chauvinismus des einzelnen nun nicht, als daß er sich einen guten Tropfen versagen sollte, nur weil er eben in Deutschland gebraut wurde. Überdies ist der Marsellier kein so wüthender Deutschenfresser, er nimmt nicht teil an dem wilden, sinnlosen Tanze, den in Nordfrankreich große Massen nach der Weise einiger weniger Fanatiker ausführen, sondern lächelt mittheilich über die Verblendung seiner erhitzten Landsleute.

Das am Nachmittag für Tunis fällige Dampfboot der Compagnie Générale Transatlantique „Bille de Bône“ war ein schönes, stattliches Schiff von 1850 Tonnen mit einer Maschine von 2000 Pferdekraften. Die Speisefalons und Kabinen waren komfortabel, selbst elegant eingerichtet und boten den Reisenden alle Bequemlichkeit. Ich erhielt eine Kabine mit zwei Betten zugeteilt und konnte, da der zweite Platz nicht belegt wurde, ganz frei in meinem Käfig schalten.

Gegen 5 Uhr wurden die Tauer vom Quai gelöst und wir dampften durch die östliche Ausfahrt zum Hafen hinaus. Die Scenerie ist hier wildromantisch; mächtige, schroffe Felsmassen steigen jäh aus der an ihnen brandenden Flut empor und zur Rechten erhebt sich mit seinen kahlen Festungsmauern das kleine Château d'If, dessen Name durch Alexander Dumas' Roman „Monte Christo“ in ganz Europa bekannt geworden ist.

Der Golfe du Lion hat seine ganz besonderen Launen, und wen der grimme Deu mit seinen Tagen gepackt hat, den läßt er so bald nicht los. Auch wir wurden etwas geschüttelt,

das Schiff begann recht unangenehm zu schlingern und zu stampfen, aber wir kamen doch so gnädig davon, daß nur einige Damen unserer Reisegesellschaft von dem recht ungalanten Meergott zu einem beschleunigten Rückzuge in ihre Kabinen gezwungen wurden.

An der Abendtafel versammelten sich unter dem Vorsitz des Kapitäns etwa 15 Personen, sämtlich Franzosen, unter denen ich der einzige Ausländer war. Der Zufall der Serviettennummer hatte mich obendrein mitten in eine Gruppe von Offizieren gesetzt. Zur Rechten hatte ich einen Dragoner, zur Linken einen Ruaven und als Gegenüber einen Trainleutnant und einen Militärarzt, ich konnte also in Muße Uniformen studieren.

Als eine besondere Annehmlichkeit empfand ich auf dieser Reise die Einführung des elektrischen Lichtes. Die großen Petroleumlampen pendelten früher in recht störender Weise in kardanischen Ringen über der Tafel, und diese Bewegung übte auf die Nerven der leicht für Seekrankheit empfänglichen Personen meist eine verhängnisvolle Wirkung aus. Durch die Glühlampen wird dieser Übelstand vermieden, der Salon wurde so freier und gemütlicher, und wir hätten unseren Aufenthalt an Bord eines Schiffes vergessen können, wäre die Vibration der Schraube nicht gewesen.

Das Meer hatte sich inzwischen ganz beruhigt, und als ich nach dem Kaffee auf das Deck stieg, da goß der Mond sein magisches Licht über die träumerischen, dunkeln Fluten. Auf dem Deck konnte man sich nur vorsichtig bewegen; denn in allen Winkeln lagen in wollene Decken gehüllte Körper, die bei unvorhergesehener, derberer Berührung mit dem Fuße, wenn man über sie hinweg stolperte, einen menschlichen Schmerzenslaut oder auch einen Fluch von sich gaben. Es waren Rekruten, die in die tunesischen Regimenter eingestellt werden

solten und von denen sich 300 Mann unter der Führung von zwei Offizieren an Bord befanden.

Am folgenden Tage fuhren wir an den felsigen Küsten von Korsika und Sardinien vorüber. Die See war glatt wie am Abend zuvor, und die Sonne schien uns würdig für unsere Ankunft in Afrika vorbereiten zu wollen. Falb hatte für diese Zeit kritische Tage gemeldet; an den Lofotenienseln mochte es ja vielleicht stürmen, aber für das Mittelmeer traf seine böse Prophezeiung glücklicherweise nicht zu.

Dem schönen Tage folgte eine herrliche, klare Mondnacht, und als ich am nächsten Morgen an Deck kam, da durchschnitt der Dampfer schon den inneren Teil des Golfes von Tunis, und unser Reiseziel lag vor uns. Das gen Norden offene Becken wird im Westen durch das von einem Leuchtturm überragte Kap Karthago und im Osten durch die Berge, die den kleinen Badeort Korbes umgeben, eingeschlossen und bietet ein freundliches, reizvolles Panorama.

Vom Schiffe aus kann man deutlich die Hügel überblicken, von denen das mächtige Karthago einst das Mittelmeer beherrschte und auf deren einem, dem Burgberge, wo die Byrsa stand, sich heute der Monumentalbau einer Kathedrale und das Priesterseminar des bekannten, im vorigen Jahre gestorbenen Kardinals Lavignerie erheben. Im Grunde der Bucht liegt auf schmaler Nehrung das kleine Hafenstädtchen La Goulette, dahinter breitet sich die flache, sumpfige Lagune Sebtha El-Bahira aus und vom jenseitigen Ufer derselben schimmert das zwischen niedrigen Hügeln sich einschmiegende, weiße Häusermeer von Tunis zu uns herüber. Den östlichen Teil des Golfes schließen die bizarre Felsmasse des Djebel Neçâc mit ihren scharfen, eckigen Umrissen und der doppelgipfelige Djebel Bû-Kornein, an dessen Fuße die Thermalquellen von Hammâm El-Enf dem Boden entspringen, wirkungsvoll ab.

Weit draußen auf der Mole ließ das Schiff den Anker fallen, und eine kleine Dampfbarke führte mich bald darauf in wenigen Minuten an Land. Die Formalitäten auf der Zollstation wurden schnell erledigt, und ich ließ mein Gepäck von einem der braunen Hamals (Träger), die den Reisenden sofort bei seiner Ankunft umringen, nach dem nahe gelegenen italienischen Bahnhofe schaffen, wo ich dasselbe der Obhut eines Beamten übergab.

Das Stündchen, das mir bis zur Abfahrt des nächsten Zuges nach Tunis zur Verfügung stand, benutzte ich, um die wenigen Straßen des kleinen Städtchens zu durchwandern. Die Häuser desselben sind in maurischem, zum Teil auch in italienischem Stil erbaut. Die ersteren besitzen nur ein Erdgeschloß, das einen Innenhof einschließt, haben flache Dächer und ihre Außenfassade wird nur durch eine Thür durchbrochen, so daß sie mehr einem großen, viereckigen Steinblock, denn einer menschlichen Behausung gleichen. Die von Europäern bewohnten Häuser, welche besonders an der die Ortschaft von Süd nach Nord durchschneidenden, mit einer schönen Baumallee bepflanzten Hauptstraße gelegen sind, besitzen ganz den Typus süditalischer Bauten und verleihen La Goulette sehr viel Ähnlichkeit mit einer sicilischen Kleinstadt.

Hat auch der internationale Seeverkehr dem Hafenplaz seinen eigenen Stempel aufgedrückt, so konnte er doch die bunten Bilder orientalischen Lebens und Treibens, das hier dem Fremden zum erstenmal in seiner pikanten Ursprünglichkeit entgegentritt, nicht gänzlich verwischen. Schon hier begegnen uns die Vertreter der verschiedensten Rassen und Nationen, die heute das alte Karthagerland bevölkern: Mauren, Araber, Berber und Sudänneger, Juden und Malteser, Italiener und Griechen, Spanier und Franzosen. Die Hautfarbe wechselt vom zart abgetönten, lichten Braun zum tiefsten

Schwarz, und die leuchtenden Farben der weiten, wallenden Gewänder heben den malerischen Effekt.

Jenseits des kleinen Kanals, der die Sebtha El-Bahira mit dem Meere verbindet,\*) befinden sich verschiedene Arsenale und das Gefängnis der Galeerensträflinge, in welches die schweren Verbrecher aus der ganzen Regentschaft abgeliefert werden. In früheren Jahren kam es öfters vor, daß die Sträflinge plötzlich revoltierten und dann einen kleinen Auszug in die Umgegend unternahmen. Von dort wurden sie aber jedesmal bald mit bewaffneter Macht wiedergeholt, was sie sich auch meist ganz gemüthlich gefallen ließen, wie überhaupt diese Ausbrüche von der Vagnoverwaltung nur als kleine, harmlose Divertissements aufgefaßt wurden.

So hatten die Sträflinge kurze Zeit nach der französischen Okkupation wieder einmal einen ungeheuren Freiheitsdrang verspürt und waren, nachdem sie ihre Fesseln gebrochen, in hellen Haufen lärmend durch das Städtchen gezogen. Alle Welt lebte damals in drückender Furcht vor einem Überfall durch räuberische Beduinenhorden und glaubte nun diese im Anzuge. Die Thüren wurden flugs verbarrikadirt, und der Wirt eines Kaffeehauses hat flehentlichst seine Gäste, ihm Hab und Gut zu schützen. Diese zerbrachen in Ermangelung eines Besseren die Billardqueues, bewaffneten sich so mit wuchtigen Keulen und besetzten Thür und Fenster. Als es sich dann aber zeigte, daß es nur harmlose Sträflinge waren, die daher kamen, da schwoh des Wirtes Heldenbrust und —

---

\*) Der Kanal ist durch die Anlage des neuen tunesischen Hafens, der am 28. Mai 1893 eröffnet wurde, bedeutend verbreitert und vertieft worden. Der Kanal, der aus dem Vorhafen bei La Goulette nach Tunis führt, ist 8 km. lang und 6,5 m tief. Das Hafenbecken bei der Hauptstadt hat eine Oberfläche von 12 ha. Die Herstellungskosten betragen etwa 13 Millionen Franken.



er forderte nun ganz unverfroren von seinen Gästen die Bezahlung der zerbrochenen Queues.

Mein Wartestündchen war abgelaufen, und ich fuhr nun mit der kleinen Bahn, die den Vorortverkehr vermittelt, um den eintönigen Rand der großen Lagune der Landeshauptstadt Tunis El-Rhabra, der „Wohlbewachten“, der „schönen Braut des Westens“ entgegen.



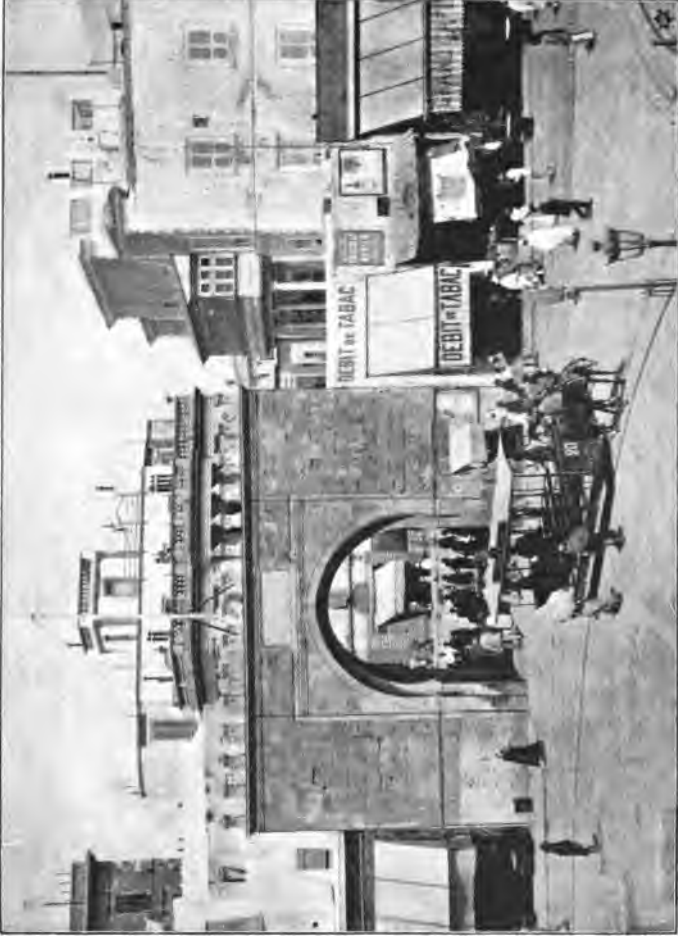


## Kapitel II.

### Die Hauptstadt, jetzt und einst.

Was noch von hoher Festungsmauer wie eine mittelalterliche Stadt umgebene Tunis zerfällt in vier Quartiere, welche früher gleichfalls durch Mauern von einander getrennt waren. Die Medina oder Altstadt liegt in der Mitte, im Süden lehnt sich an diese die Vorstadt Bâb El-Djezira und im Norden die Vorstadt Bâb Es-Suïka, während die Frankenstadt auf dem Alluvialboden der Sebtha El-Bahira im Osten der Altstadt erbaut worden ist. Neun Thore durchbrechen die äußere Stadtmauer und sieben Pforten führten ehemals aus der City in die Vorstädte, doch die Entwicklung des regen Verkehrslebens hatte wenigstens die innere Ringmauer umzustürzen vermocht und an ihrer Stelle breite Straßen angelegt, so daß heute zum Teil nur noch ihre alten Namen, wie das Halleische und Potsdamer Thor in Berlin, an die einstige Existenz der Thore mahnen.

Die Höhen um die Stadt sind mit Festungswerken gekrönt: im Süden Bordj Sidi Ben Hassen und Bordj El-Ma-nubia, im Westen Bordj Filfil und Bordj El-Andelüs, im Nor-



*Albert phot.*

**Das Bab El Bhar (Seethor) in Tunis.**



den auf den Höhen von Belvedere zwei kleinere Redouten. Nach dem See zu wird der Fortifikationsgürtel durch eine Strandbatterie und das alte spanische Kastell auf der kleinen Insel Shikli inmitten des Sees abgeschlossen. Alle diese Bauten haben heute jede Bedeutung verloren und werden zum Teil noch als Kasernements benutzt.

Die schöne breite Avenue de la Marine, in ihrem unteren Teile Avenue de France genannt, durchschneidet die saubere Frankenstadt in ihrer Längsrichtung von Ost nach West und trifft am Bab El-Bahar (Seethor) auf die Altstadt. Durch das Straßengewirr dieser sich hindurchzufinden ist für einen Neuling mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft; denn die schmalen Gassen ziehen sich in vielen bizarren Windungen dahin und entsenden nach rechts und links eine Anzahl winkliger Sackgassen, in denen sich zu verrennen ein wahres Vergnügen ist. Die Stadtverwaltung hat in den letzten Jahren fast überall Straßenschilder in französischer und arabischer Sprache anbringen lassen, und so wird die Orientierung schon etwas leichter, wenn auch nicht leicht. Für die meisten europäischen Reisenden dient der Börsenplatz jenseits des Seethores auf dem sich ein Teil der europäischen Geschäftswelt am Morgen versammelt und von dem aus eine Anzahl enger Gassen strahlenförmig in die Altstadt führt, als Ausgangspunkt bei der Besichtigung der Sehenswürdigkeiten.

Die Rue de l'Église, nach der in ihr belegenen ersten katholischen Kirche benannt, mündet allmählich aufsteigend in die Bazare (arab. Sûk) und versetzt uns unmittelbar in das interessanteste Viertel von Tunis, in den Brennpunkt des Treibens der Eingeborenen.

Alle Erzeugnisse der Regentschaft liegen hier vor uns aufgespeichert, und hier treffen wir die Repräsentanten aller Völkerschaften des Magrib (des moslemischen Occidents),

eine bunte Völkervorte: Tunesisen, Kabysten und Mozabiten aus Algerien, Marokkaner, Tripolitaner, Händler aus dem Belad El-Djerid, von der Insel Djerba, aus dem Süß, von Gadames, Gât und dem Sudân, Ägypter und Syrer, alle in Tracht und Typus verschieden. Unter den Moslemân des afrikanischen Nordens besitzt Tunis einen hohen Ruf; es ist der Hort der Wissenschaften und tonangebend in Geschmack und Mode, ein nordafrikanisches Paris.

Die tunesischen Bazare bilden eine permanente Landesausstellung, in der wir alles, was der Boden trägt, was des Menschen Hand erzeugt, vertreten finden. In wenigen Stunden kann der Liebhaber hier eine hochinteressante Sammlung von Natur- und Kunstzeugnissen erstehen und einen Überblick über den wirtschaftlichen Zustand des Landes gewinnen.

Wahrhaft bezaubernd und berückend ist der erste Eindruck, den das tunesische Bazarleben auf den Fremden ausübt.

Während in der Unterstadt das europäische Element das vorwiegende geworden ist und unsere moderne Kultur auch dort bereits stark ihren nivellierenden Einfluß gezeigt hat, ist hier das Leben und Weben des Morgenlandes in seiner vollen Eigenart erhalten geblieben.

Sinnverwirrend ist das bunte Bild, das sich hier vor dem staunenden Besucher aufrollt. Schmale Gassen, auf beiden Seiten von einer unabsehbaren Reihe von Läden eingefaßt, schieben sich zu einem wahren Labyrinth zusammen, in dem drängend und treibend, handelnd und feilschend eine dichte Menge von Turbanträgern hin- und herwogt. Die Marktgänge sind überwölbt, und durch die kleinen, viereckigen Lichtschächte in der Decke schießen vereinzelte Sonnenstrahlen, die in dem magischen Halbdunkel träumerisch zerfließen.

Ernst und gravitatisch sitzen die Verkäufer auf einem Teppich inmitten ihrer Schätze. Die Läden (arab. hanût)



*Alber phot.*

Der Sok el Attarin (Bazar des Wohlgeruchs) in Tunis.





haben oft nur wenige Fuß im Geviert, und der Besizer vermag fast alle Waren mit der Hand zu erreichen, ohne sich vom Platze zu rühren. Man sieht ihn stundenlang mit untergeschlagenen Beinen in der dem Europäer so unbequemen Stellung kauern und mit den Kunden oft um weniger Pfennige willen hartnäckig herumhandeln.

Die Bazare sind nach den Gewerken eingeteilt und haben auch hauptsächlich von diesen ihre Namen erhalten. In dem Sûk El-Schâshîya wird die Kopfbedeckung der Orientalen, der rote Fez (hier shâshîa genannt) verkauft und vielfach auch angefertigt; denn die Läden dienen nicht nur für den Verkauf, sondern sehr oft auch als Werkstätte. Es bietet sich so dem Beobachter eine treffliche Gelegenheit, näheren Einblick in das Wesen und den Betrieb der verschiedenen Handwerke zu gewinnen und die benutzten Rohstoffe und Werkzeuge kennen zu lernen.

Im Sûk El-Frbâ, dem ehemaligen Sklavenmarkte, werden Geschmeide, Arm- und Weinringe und all der oft recht wichtige Tand, der das Herz einer Tunessin schneller pochen macht, feilgeboten. Die beiden vornehmsten Bazare sind der Sûk Eç-Corra und der Sûk El-'Attârîn. Der erstere ist der Bazar der Juwelenhändler, unter welchen sich sehr viele, meist an ihrem blauen Turban erkennliche Juden befinden; in früheren Jahren sind hier ungeheure Summen umgesetzt worden, doch jetzt hat das Geschäft sehr nachgelassen. Die Zeit unsinniger Verschwendung, welche von tunesischen Würdenträgern und europäischen Abenteurern in wildem Wettlaufe geübt wurde, ist vorüber, und die Neuzeit lehrte den Tunesen, daß es noch bessere Kapitalanlagen als den Erwerb von Juwelen giebt.

Der Sûk El-'Attârîn ist der Bazar des Wohlgeruchs; alle lieblich duftenden Erzeugnisse Nordafrikas, Arabiens und Indiens finden wir hier vereint: Rosen- und Jasminöl, Essenzen

aus Nelken, Kaffis und Geranium, duftende Wasser und Räucherwerk, Moschus, Ambra, Benzoes, Labendelblüten und Civet, Henna, die getrockneten Blätter der Lawsonia inermis L., zum Rotfärben der Hände und Füße, Kofhol zum Schwärzen der Augentwimpern und Brauen, dazu bunte und vergoldete Wachskerzen in phantastischen Formen.

Dieser Bazar lehnt sich in würdiger Weise an die Nordseite der Djämä' Ez-Zitana, der größten und vornehmsten Moschee von Tunis, deren viereckiges, massives Minaret stolz aus dem Gewirr der niedrigen Marktgassen aufsteigt.

In dem nahegelegenen Bazar der Seidenhändler, dem Süß El-Haririja haben sich schon vielfach Lyoner Fabrikate eingebrängt, doch sehen wir auch noch die herrlichen, schön gefärbten heimischen Stoffe, unter denen besonders zarte, fast wie Spinnweben dünne Tücher unsere Aufmerksamkeit fesseln, reichlich vertreten.

In den Gängen dieses Bazars haben sich auch die jüdischen Karitätenhändler eingenistet, deren kleine Läden zu betreten der Reisende kaum zu widerstehen vermag. „Fremdling, stoppe Wachs in deine Ohren und lausche nicht den süßen Worten des Ebräers!“ Die Versuchung zum Kaufe ist aber eine zu große, auf engstem Raume umgiebt den Besucher ein ganzes ethnographisches Museum; die herrlichsten Altertümer, Funde aus alten Gräbern, Lampen, Münzen, Schwerter, Thonkrüge aus karthagischer und römischer Zeit, Damaszener Klingen, Lanzen, Dolche, deren Griff und Scheide mit Edelsteinen übersät sind, Teppiche von Kairuan, Smyrna und Persien, Messinggefäße in getriebener Arbeit, Holzgeräte mit Perlmutter-Inkrustationen, alte Gewänder und schwere Seidenstoffe, deren Farbenpracht das Auge berauscht, breitet der listige Orientale vor dem bewundernden Fremden aus, und selten verläßt dieser das kleine Gemach, ohne mit schwerem

Seufzer über die hohen Preise seinen Beutel um einige Goldstücke erleichtert zu haben.

Leider dauert die Freude über den Erwerb der schönen Sachen oft nicht lange, denn in der Heimat wird dann gewöhnlich von Kennern haarscharf nachgewiesen, daß die karthagischen Thonkrüge auf der Drehscheibe eines wahrscheinlich noch heute lebenden tunesischen Töpfers gestanden haben und daß die Seide über die Webstühle von Lyon gelaufen ist.

Der Ehrlichste unter den Treulosen ist noch der reiche Barbuschi, ein Maure, der große, sich über den ganzen moslemischen Orient erstreckende Handelsbeziehungen unterhält. Von diesem kann man alles erhalten, wenn man ihm die erforderliche Zeit läßt und — gut bezahlt. Ein abendländischer Prinz wünschte während seines Aufenthaltes in Tunis auch eine Pantherhaut zu erlangen, um diese daheim als Jagdtrophäe zu zeigen. Barbuschi sandte Jäger ins Gebirge an der algerischen Grenze, und wenige Tage später konnte er dem Prinzen ein ganz frisches, fast noch rauchendes Pantherfell überreichen, welches dieser nun schon in Tunis als seine Jagdbeute ausgeben konnte.

Allmählich aufsteigend gelangen wir durch den Sûk Et-Turk, aus dem die Türken schon seit langen Jahren verschwunden sind, und in dem heute aus Europa importierte Artikel verkauft werden, zum Dar El-Bey, dem großen Stadtpalast des Herrschers von Tunis. Derselbe ist ein schwerfälliges und von außen schmuckloses Gebäudeviereck, dessen Inneres jedoch mit seinen Höfen und Treppen von Marmor, den Säulenarkaden und den herrlichen Stuckarbeiten in Gips, welche mit denen in der berühmten Alhambra wetteifern, den maurischen Stil in der würdigsten Weise zum Ausdruck bringt.

Wenige Schritte vom Dar El-Bey entfernt und nur durch einen mit Bäumen bepflanzten Platz von diesem getrennt er-

hebt sich die Kaçba, die Citabelle von Tunis, welche, im äußersten Westen der Stadt auf einem Hügel erbaut, diese beherrscht, und deren Besitz in allen Wechselfällen der Geschichte auch für die Herrschaft in der Stadt maßgebend gewesen ist.

Als Kaiser Karl V. im Jahre 1535 in der Ebene von Auina gegen die Truppen des tunesischen Usurpators Chair-ed-dyn kämpfte, da sank der Halbmond auf den Zinnen der Kaçba und an seiner Stelle erhob sich das Kreuz und flatterte die Fahne des Kaisers. Bei ihrem Anblick wandten sich die tunesischen Truppen zur Flucht, und der Kaiser hielt seinen Einzug in Tunis, jubelnd begrüßt von den Christenklaven, die ihre Fesseln gebrochen und den Halbmond auf der Citabelle gestürzt hatten.

Tunis hat, ebenso wie Konstantinopel und Kairo seinen Janitscharenaufrstand gehabt, und während desselben ist der größte Teil der Citabelle in Trümmer gelegt worden. Die am besten erhaltenen Gebäude hat jetzt die französische Heeresverwaltung für sich in Verwendung genommen und auch einen Teil des in Tunis garnisonierenden Buavenregiments daselbst kaserniert.

Unter den wenigen kleinen, öffentlichen Plätzen, die Attunis besitzt, nimmt der Platz El-Halfauyn, der Platz der Halfa-Flechter, inmitten der Vorstadt Bâb Es-Suika, die vornehmste Stelle ein; an ihm sind die stattliche Djâmâ Câhib Et-Taba (die Moschee des Großsiegelbewahrers, und der Palast des früheren Premierministers Muçtafa Rhasnadâr, des großen Millionendiebes, gelegen.

In den Nächten des Ramadhân, des moslemischen Fastenmonates, spielt sich auf diesem Platze ein Leben ab, das lebhaft an die thüringischen Vogelschießen erinnert; Karussells und Schaubuden, in denen Puppentheater und Karatus, das kindliche und doch obszöne Schattenspiel für

wenige Rharruben zu schauen sind, bedecken den Platz. In den Gängen zwischen ihnen haben Kuchen- und Zuckerbäcker ihre Bette aufgeschlagen und sind dicht von Fliegen und kleinen, gepupzten Tunesen umschwärmt, nur die Röstwürstchen fehlen, aber an ihrer Stelle zischt auf dem Roste Hammelfleisch, und aus den Pfannen der unter freiem Himmel eingerichteten Volksküchen steigt ein so branstiger Duft, daß Thränen stillen Heimwehs dem Auge entquellen.

Doch nur während des Ramadhān wird der sonst recht solide Tuneser, wie seine übrigen Brüder in Mohammed, zum Nachtschwärmer; während der übrigen elf langen Monate des Jahres fällt er garnicht der Versuchung anheim, mit seiner treuen Ehehälfte — er hat trotz aller Weitherzigkeit des Korāns meist nur eine Gattin, die ihm schon oft genug zu schaffen macht — einen Verzweiflungskampf um den Besitz des Hauschlüssels zu führen.

Die schöne Gasbeleuchtung, die heute den verlassensten Winkel der tunesischen Hauptstadt erhellt, ist erst eine Er rungenschaft der Neuzeit. In der guten alten Zeit, die noch gar nicht so lange hinter uns liegt, verhüllte eine dichte Finsternis mitleidig die Unebenheiten des Straßenpflasters, wenn nicht eben Mondschein im Kalender stand. Veranlaßten nun besondere Umstände einen tunesischen Bürger zu nachtschlafender Zeit, die kurz nach Sonnenuntergang begann, das Haus zu verlassen, so ließ er sich von seinem Diener eine große Laterne vorantragen, oder nahm eine solche auch selbst in die Hand. Das bedingte nicht die eigene Vorsicht allein, sondern auch die strenge Polizeivorschrift.

Wer ohne ein kleines Öllämpchen, das Zeichen bürgerlicher Unbescholtenheit, von den Dienern der heiligen Hermanbad im Dunkel der Nacht auf der Straße angetroffen wurde, wurde kurzer Hand ins Gefängnis gesetzt, wo er so lange

verblieb, bis er den Beweis seiner Unschuld erbringen konnte, und das dauerte manchmal lange.

Die Polizei war schon vor dreißig Jahren trefflich organisiert und sorgte für völlige Ruhe und Sicherheit in der Stadt. Sie war die Schöpfung des damaligen tunesischen Polizeichefs — ich habe seinen genauen Namen leider vergessen — eines der verdienstvollsten Beamten der Regentschaft. Vornehm und taktvoll, weise und gerecht, vereinigte dieser Würdenträger alle Vorzüge eines Moslem in seiner Person und bildete einen freudigen Gegensatz zu so vielen seiner Kollegen am Hofe des Bey, denen Grausamkeit, Genußsucht und Habgier den letzten Rest ihrer menschlichen Würde geraubt hatten. Der Ferik war über alles, was sich in der Stadt ereignete, auf das schnellste und eingehendste unterrichtet, seine Detektives waren vorzüglich geschult, und er selbst kannte die zahlreichen unlauteren Elemente seiner Stadt auf das genaueste. Selten brach die Dämmerung herein, ohne daß die Teilnehmer an einer in der letzten Nacht verübten Übelthat sicher hinter vergitterten Fenstern saßen. Selbst gegen hochgestellte Sünder, die im bestechlichen Orient das Volk in der schamlosesten Weise, ohne je eine Strafe zu fürchten, aussaugen und betrügen konnten, ging er rücksichtslos vor.

Eines Morgens kam ein jüdischer Stoffhändler vor seinen Stuhl und klagte ihm unter Heulen und Weinen, daß er gestern dem Scheikh Ahmed, einem hohen Beamten, einen prächtigen, weißseidenen und mit silbernen Streifen durchwirkten Stoff zum Kaufe angeboten hätte. Der Scheikh hätte ihm bedeutet, den Stoff bei ihm zu lassen, er wolle ihn seiner Frau zeigen. Als er nun heute Morgen um Bescheid gebeten, hätte der Scheikh kurzweg gelehnet, den Stoff überhaupt empfangen zu haben und ihn böß angefahren.

Der Ferik führte den Juden in ein kleines, durch einen

Teppich vom Hauptsaal geschiedenes Zimmer und hieß ihn dort warten, zum Scheikh sandte er einen Boten und ließ ihn zu sich bitten, um ihm eine wichtige Mitteilung zu machen. Als der Scheikh eintrat, erhob sich der Ferik, ging dem Herrn entgegen und bot ihm den Salâm. Dann wurde das zwischen den Orientalen übliche Frage- und Antwortspiel, in dem man sich nach dem Ergehen aller Angehörigen der beiden Familien mit peinlicher Genauigkeit erkundigt, erledigt, und die beiden Beamten nahmen Platz.

„Ich weiß nicht,“ hub der Ferik an, „mir ist seit einigen Tagen nicht recht wohl, so habe ich gestern abend keinen Bissen über die Lippen bringen können; wie geht es dir, mein Freund?“

„Oh, Allah segnete meinen Appetit,“ entgegnete mittelbüg lächelnd der Scheikh, „ich habe gestern einen guten Kuskuffâ mit Huhn und eine ausgezeichnete Shik'hâfa mit Karauya gespeist, sie haben mir trefflich gemundet.“

„Entschuldige einen Augenblick,“ unterbrach der Ferik den Redefluß des selbstgefälligen Scheikhs, „ich vergaß meinen Leuten einen Befehl zu geben.“ Dann winkte er einen der im Zimmer harrenden Spahis (arab. Çebâihi) heran und flüsterte diesem ins Ohr:

„Lauf, so schnell dich deine Füße tragen, in das Haus des Scheikh und sage zu dessen Frau: Atîni amâra\*), ihr

\*) „Atîni amâra“ ist eine eigentümliche in Tunis gebräuchliche Sitte. Da viele Männer und fast alle Frauen des Lesens und Schreibens unkundig sind, so helfen sich die ersteren, wenn sie eine wichtige Bestellung an ihre Frau zu senden haben, damit, daß sie dem Boten die am Abend zuvor gespeisten Gerichte mitteilen. Auf diese Weise weiß die Frau, daß kein anderer als ihr Gatte der Auftraggeber ist und sie dem Boten Vertrauen schenken darf.

Diese Sitte benutzt der Beamte hier mit seiner List, um den Scheikh seiner Schuld zu überführen.

Gebieten, der gestern abend Kaskuffa mit Huhn und eine vorzügliche Schikhaka gegessen, heiße sie, dir den gestern gekauften weißen Seidenstoff mit Silberstreifen zu geben.“

Der Diener entfernte sich eilends, und der Ferik wußte den Scheikh mit dem den Orientalen eigenen, diplomatischen Talente so lange festzuhalten, bis der Bote mit dem Stoff zurückgekehrt war, den er vor seinem Herrn ausbreitete. Mit einem Jubelschrei sprang der Jude aus seinem Versteck hervor und warf sich dem Ferik dankend zu Füßen. Der Scheikh fuhr erbleichend zurück.

„Nimm deinen Stoff und verlaß uns!“ gebot der Ferik dem Juden, der diesem Befehl unter heißen Dankesworten, aber mit unglaublicher Geschwindigkeit nachkam — „und dir, lieber Freund,“ sagte er zum Scheikh, „rate ich, bei deinen Einkäufen etwas rechtlicher zu verfahren, sonst würde ich mich in die unangenehme Notwendigkeit versetzt sehen, das Gesetz gegen dich in Anwendung zu bringen. Für diesmal sei es damit genug.“

Wutbebend über die erlittene Schmach verließ der Scheikh das Audienzzimmer und der Ferik hatte seine Feinde am Hofe um einen vermehrt. Doch das kümmerte diesen wenig, er verfolgte den Weg, den ihm Pflicht und Gewissen zeigten, eine seltene Ausnahme in dem moralisch versumpften Lande.

Die Rechtsprüche des Ferik wetteiferten oft mit denen eines Salomo und wurden an Originalität fast nur durch die des Khalifa von La Goulette, eines alten Türken, der dort das Amt eines Richters verwaltete, erreicht. Vor diesem erschien eines Tages ein Araber, der gegen einen Glaubensgenossen, welcher ihm die kleine Summe von 45 Piaßtern schuldete, Klage führte, weil dieser ihn nicht bezahlen wollte. Der Khalifa ließ den Verklagten vor sich kommen.



„Bist du diesem 45 Piafter schuldig?“ fragte er mit schwerem Stirnrunzeln.

„Jawohl, Herr.“

„Nun, warum willst du ihm das Geld nicht zurückgeben, du Sohn einer Hündin?“ schrie er den Geängstigten an.

„Höre, Herr!“ stotterte zitternd der Schuldner, „wir sind übereingekommen, daß ich monatliche Abzahlungen von fünf Piaftern mache. Ich bin ein armer Lastträger, der von seiner Hände Arbeit lebt; wenn ich nun das Geld am Beginn des Monats zusammen hatte, so konnte ich trotz besten Willens meinen Gläubiger niemals finden und schließlich mußte ich, wenn mir die Arbeit fehlte, das Geld für die Reinigen ausgeben.“

„hm, so liegt die Sache,“ brummte der Türke und fuhr sich in seinen struppigen Bart. „Nun gut, führt mir den da, den Kläger, ins Gefängnis, und du gehe hin, arbeite und spare, du weißt jetzt, wo du deinen Gläubiger finden und deine Schulden bezahlen kannst.“

Eine friedliche Einigung der beiden Parteien war die schnelle Folge des drastischen Richterspruches.

Die Zeiten, in denen schlechtes Gewicht und falsches Maß mit Handabhacken und Ohrenabschneiden bestraft wurden, sind längst verfloßen, und die Ära lustiger Prügel, bei denen jeder Stockhieb mit einem kräftigen Spruche: „dies, weil du gegen Allahs Gebote gesündigt“, „dies, weil du deinen Nächsten betrogen“ u. s. w. begleitet wurde, sind nun auch vorüber; heute wird der Missethäter in Geldbuße genommen oder ins Gefängnis gesetzt.

Die Polizei ist jetzt nach französischem Muster eingerichtet, die Beamten sind teils Franzosen, teils Eingeborene. Unter den ersteren befinden sich besonders viele Korfen, die sich wegen ihrer Kenntnis der italienischen Sprache be-

sonders für den Sicherheitsdienst eignen. Die eingeborenen Elemente der hauptstädtischen Bevölkerung sind durchschnittlich recht friedfertiger Natur; am meisten machen der Polizei die Sicilianer, vielfach recht verdächtige Subjekte, denen der vulkanische Boden ihrer Heimatsinsel zu heiß geworden ist und welche die unheimliche Thätigkeit der Camorra und Mafia nach dem nahe gelegenen Tunis zu verpflanzen suchen, zu schaffen. Kaum eine Woche vergeht, ohne daß man von einer blutigen Messeraffäre oder unvermuteten Revolver-schüssen hört. Der bessere Teil der italienischen Kolonie, unter denen sich hochangesehene Kaufleute und Grundbesitzer befinden, leidet selbst schwer unter dieser Landplage, denn von der französischen Presse wird in tendenziöser Weise stets die Gesamtheit für die Missethaten einzelner verantwortlich gemacht.

Die Ziffer der in der Regentschaft ansässigen Italiener ist eine recht hohe und überschreitet reichlich das zehnte Tausend. Die italienische Kolonie setzt sich aus zwei verschiedenen Elementen, aus vollblütigen Italienern, die nach Tunisien eingewandert oder hier von italienischen Eltern geboren sind, und aus Israeliten, die sich in der byzantinischen Zeit unter den Schutz Italiens gestellt haben, um den eigenmächtigen Erpressungen der tunesischen Gewaltthaber zu entgehen, zusammen.

In Tunis zählt man gegen 30 000 Juden, die sich ihrer Abstammung nach in alttunesische Jhüd tuansa und livornesische Juden, Jhüd El-Grana teilen. Die Altunesen haben meist die orientalische Tracht, in der die blaue Farbe eine vorherrschende Rolle spielt, bewahrt, während die Livorneser schon vielfach die europäische Kleidung angenommen haben, zu der sie jedoch eigentümlicherweise meist den Fes tragen.

Die jüdischen Frauen fallen dem Fremden sofort durch ihre phantastische, dabei aber geschmacklose Tracht auf. Weiße,

unter dem Knie abschließende Leinenhosen umschmiegen eng das üppige Bein, eine faltige Seidenbluse von granatroter, himmelblauer, schwefelgelber oder smaragdgrüner Farbe hüllt die Brust ein, und auf dem Haupt thront eine golddurchwirkte, hohe Spitzmütze, wie sie im Mittelalter die Bräute adeliger Herren in manchen Gegenden trugen. Um das Haar ist ein Kopftuch geschlungen, das bei den alttunesischen Jüdinnen weiß, bei den Liborneferinnen mit einem orangefarbenen Streifen durchwirkt ist.

Von weitem könnte man diese Damen für Ballettusen im Tanzkostüm halten, doch die übergroße Leibesfülle der meisten unter ihnen würde der Ausübung der Kunst Terpsichores in unserem Sinne ein gebieterisches Halt entgegensetzen. Der alte Spruch, daß der Geschmack ein eigen Ding ist und über jeder Diskussion steht, erhält hier einen neuen Beweis; denn bei den tunesischen Juden wird die Schönheit gewogen!

Es ist entsetzlich, wie viel schweren Schönheiten man in den Straßen von Tunis begegnet, und die milesische Venus verhüllt ob ihrer schlanken Gestalt beschämt das Haupt. Welchem verächtlichen Achselzucken würde wohl Sarah Bernhardt bei ihren tunesischen Glaubensgenossen begegnen?

Die jungen Mädchen im Alter bis zu 14 Jahren sind oft von einem bezaubernden Reiz. Ihren schlanken, zartgebauten Gliedern steht das Nationalkostüm, das die fetten Frauen so häßlich erscheinen läßt, ganz prächtig. Tiefe, dunkle Gazellenaugen schauen aus dem feingeschnittenen Antlitz, über dem der schwermütige, sehnsüchtige Hauch, der den Kindern einer uralten, unvermischten Rasse eigen ist, hingegossen liegt, und die Bewegungen zeigen eine seltene, natürliche Grazie. Leider schwindet dieser Reiz nur allzusehr; denn sobald das Mädchen in das mannbare Alter getreten ist, wird es für die Ehe „präpariert“.

Die Vorbereitung für diese besteht darin, daß das junge Mädchen ganz systematisch Tag und Nacht unter Beobachtung einer strengen Diät mit Mehlspeisen, Öl und Datteln wie eine Gans genudelt wird, mit welchem braven Tiere es dann auch bald eine große Ähnlichkeit im Gange erreicht. Je schwerer die holde Maid ist, desto mehr Aussichten gewinnt sie, eine gute Partie zu machen.

Früher waren die Juden auf ein eigenes, schmutziges und übelriechendes Viertel El-Hâra, im Nordosten der Altstadt beschränkt, wo sie auch einen eigenen Bazar, den Sûk El Grâna (Bazar der Livorneser), besitzen; in der Neuzeit haben sie aber die alten, lästigen Schranken durchbrochen und sind nun in allen Teilen der Stadt anzutreffen.

Das Geschäft ist jetzt in regelmäßige Bahnen gelenkt worden, große Handelshäuser betreiben die Ein- und Ausfuhr in der rechtschaffensten Weise, und die mißgünstige Voreingenommenheit gegen Tunis, welche fast in ganz Nordeuropa herrscht, lastet nunmehr zu Unrecht auf dem Lande. Vor zwanzig oder dreißig Jahren war Tunis allerdings noch das Eldorado aller Abenteurer, Finanzkünstler und Glückritter, die in Gemeinschaft mit den höheren tunesischen Beamten die unglaublichsten Schwindelgeschäfte zustande brachten und die Staatskasse, in der so wie so schon die Ebbezeit eingetreten war, um viele Millionen erleichterten.

Der Zinsfuß schwankte zwischen 25 und 100 Prozent, und das Volksvermögen wurde von christlichen und jüdischen Wucherern und habgierigen Beamten aufgezehrt. Landgüter, groß wie ein Fürstentum, wurden für wenige Tausend Franken verschleudert und die Ausbeutung der Staatsmonopole den schlimmsten Händen anvertraut. Die französische Okkupation bereitete dieser verrotteten Wirtschaft ein schnelles und heilfames Ende; die bösen Geister wurden ausgetrieben, und eine

thätkräftige und wohlwollende Verwaltung ließ das Land von dem seit Jahrhunderten auf ihm lastenden, schweren Drucke aufatmen.

Nachdem Sidi Çq-Câdok Bey das Protektorat Frankreichs im Barde-Vertrage am 12. Mai 1881 anerkannt hatte, wurde mit der administrativen Neuorganisation der Regentschaft Tunis begonnen. Der französische Ministerresident bildet das Bindeglied zwischen der französischen und tunesischen Regierung, ist Minister des Aeußeren und Präsident des Ministerrates. In seiner Hand vereinigen sich sämtliche Machtbefugnisse und die Leitung aller Verwaltungsgeschäfte; wiewohl der Bey nominell Regent seines Landes — possesseur du royaume de Tunis, wie ihn so wohlklingend die diplomatische Sprache nennt — geblieben ist, so kann er doch keinen Schritt ohne Einwilligung des Ministerresidenten unternehmen.

Um die früher recht schwerfällige Verwaltung zu vereinfachen, wurde das Land in 14 Kantone und 3 Militärdistrikte geteilt. An der Spitze der ersteren stehen Zivilkontrolleure, die dem Ministerresidenten direkt verantwortlich sind und die Aufsicht über die eingeborenen Kâids, die man mit unseren Landräten vergleichen könnte, ausüben; die Militärdistrikte umfassen die von unruhigen, leicht zu Aufständen geneigten Nomadenstämmen bewohnten Gebiete und werden von französischen Stabsoffizieren verwaltet.

Bald nach der Niederwerfung des Aufstandes und der Wiederherstellung der Ruhe im Lande begannen sich Handel und Wandel zusehends zu heben. Französische und italienische Kolonisten strömten in das Land und kapitalkräftige Gesellschaften nahmen mit bestem Erfolge die Ausbeutung der zahlreichen natürlichen Hilfsquellen Tunesiens in Angriff. Im Norden der Regentschaft wird jetzt ein sehr ergiebiger Abbau auf Eisen, Blei und Zink betrieben, die Marmorbrüche von

Schemtä liefern einen bunten, schöngezeichneten Marmor und im olivenreichen Sahelgebiete der Ostküste sind unzählige, nach europäischem Muster eingerichtete Ölfabriken erbaut worden, deren Erzeugnis kaum hinter dem der Provence zurückbleibt.

Seit der französischen Besetzung des Landes hat sich eine allmähliche, aber stetige Wandlung in den geschäftlichen Verhältnissen desselben vollzogen. Zur beylikalischen Zeit spielten die Italiener die erste Rolle im Staate, alle wichtigeren und eintragreicheren Beamtenstellen waren, soweit nicht eingeborene Tunesen diese ihrem Charakter nach inne hatten, von ihnen besetzt; das italienische Idiom bildete allgemein die Verkehrssprache und der Ein- und Ausfuhrhandel war fast vollständig von Italien, das geographisch überaus günstig lag, monopolisiert worden. Diese vorteilhafte Stellung hat Italien nicht festzuhalten vermocht, sondern hat vor dem Andrängen der staatlich begünstigten, mächtigen und kapitalkräftigen Konkurrenz Frankreichs Schritt für Schritt zurückweichen müssen, bis daß es sich im Laufe von 10 Jahren schließlich fast ganz vom tunesischen Markte verdrängt sah.

Jetzt ist Marseille zur Beherrscherin des Marktes geworden, und wenn die italienische Dampferlinie „Florio und Rubattino“ ihren Dienst bis heute noch nicht eingestellt hat, so ist der Grund wohl nur in der vom Staate erhaltenen Subvention zu suchen; denn der Güterverkehr ist — an der Ostküste wenigstens — ein recht geringer zu nennen.

Ein anderes Bild gewährt die Statistik der französischen Ein- und Ausfuhr. Im Jahre 1881 betrug diese kaum 17 bis 18 Millionen Franken, in 1885 hob sie sich auf 35 bis 36 Millionen und stieg schließlich in 1891 auf annähernd 55 Millionen Franken. Eine rapide Entwicklung in so kurzer Zeit!

Einen ganz besonderen Einfluß auf das Anwachsen der

tunesischen Ausfuhr nach Frankreich übte das französische Zollgesetz von 1890 aus, das den bedeutendsten tunesischen Erzeugnissen, die unter französischer Flagge in die Häfen Frankreichs eingeführt werden, bis zu einer bestimmten, jährlich wechselnden Gewichtsmenge zollfreien Eingang gewährte, sodaß die Ausfuhr dorthin in dem darauffolgenden Jahre bereits die ansehnliche Ziffer von 35 Millionen Franken erreichte.

Die erste Stelle unter den zur Ausfuhr gebrachten Artikeln nehmen Gerste, Weizen und Olivenöl ein; von den beiden ersteren wurde etwa eine Million Meterzentner im Werte von 14 bis 15 Millionen Franken und von Olivenöl, meist bessere und teurere Marken Speiseöl, etwa 12 Millionen Kilo im Werte von annähernd 15 Millionen Franken nach Frankreich verschifft. Diesen Hauptprodukten folgen Badeschwämme für 1½ Millionen, rohe Häute und Felle für eine Million, Sämereien in gleicher Höhe und Stricke, Flechtwerk und Matten aus Halfagras gleichfalls für annähernd eine Million Franken.

Die Einfuhr Frankreichs nach Tunesien bezifferte sich dagegen im Jahre 1891 nur auf etwa 20 Millionen Franken. Die bedeutendsten Artikel derselben waren Leder und Lederwaren für zwei Millionen, rohe und gearbeitete Seide für zwei Millionen, Zucker für eine Million, Kleidungsstücke und Wäsche für eine Million Franken. Werkzeuge und Arbeiten in Metall, Gewebe, Posamentierwaren und Bänder, Topfwaren, Glas- und Kristallwaren, Konstruktionsmaterial und Spielwaren im Werte von etwa je 500 000 Franken u. a. m.

Eine so bedeutende Entwicklung der Handelsbeziehungen zwischen den beiden Ländern forderte natürlich auch eine gesteigerte Thätigkeit der Transportmittel. Während noch vor vier Jahren nur die Dampfer der „Compagnie Générale Transatlantique“ den Verkehr zwischen Marseille und der Regentschaft vermittelten, lassen jetzt vier weitere französische Reedere-

reien; die Société des Transports Maritimes, die Compagnie Touache, die Compagnie des Bateaux à Hélice du Nord und die Compagnie des Bateaux du Sud et Sud-Ouest ihre Schiffe nach Tunis laufen.

Eine gerechte Steuerverteilung und die Leichtigkeit, einen vorteilhaften und raschen Absatz für ihre Ernten zu finden, hat auch den Eingeborenen einen neuen Impuls gegeben, sich dem Betriebe der vordem sehr vernachlässigten Landwirtschaft mit größerer Intensität zu widmen. Jahr für Jahr werden neue Striche fruchtbaren Bodens, der seit Jahrhunderten brach gelegen hat und von Gestrüpp und Unkraut überwuchert ist, wieder urbar gemacht, und die Zeit scheint nicht mehr fern zu sein, in der man das alte Punierland wieder eine Kornkammer nennen wird. Hierbei bedarf es aber vor allem des Vorgehens der europäischen Kolonisten, um die indolenten Eingeborenen mitfortzureißen.

Welche außerordentlichen Fortschritte die Regentchaft unter dem gegenwärtigen Regime gemacht hat, bewiesen schon die vorstehend genannten Ziffern des Ein- und Ausfuhrhandels. Nachdem der schwankende Nachen der tunesischen Finanzen mit sicherer Hand aus dem Strudel, der ihn zu verschlingen drohte, in ein ruhigeres Fahrwasser gelenkt worden war, begann sich auch das tunesische Budget allmählich zu erholen. Die Einnahmen decken jetzt die infolge der Ausführung der großen Hafenhauten in Tunis und Bizerte recht beträchtlichen Ausgaben, die Zinsen und die Amortisationsquoten der Staatsschuld. Diese beträgt etwa 140 Millionen Franken und dürfte bei normaler Fortentwicklung der Verhältnisse in 40 Jahren annähernd amortisiert sein.

Nach Beendigung der beiden Hafenanlagen an der Nordküste, die 26 bis 30 Millionen Franken kosten mögen, soll mit dem Ausbau des tunesischen Eisenbahnnetzes begonnen



werden, um eine von Jahr zu Jahr dringender werdende Forderung der europäischen Kolonisten zu erfüllen.

Abgesehen von der kleinen italienischen Vorortbahn der Hauptstadt (Tunis—La Gouletta—La Marsa) besitzt Tunesien gegenwärtig nur 182 km Schienenwege (Compagnie Bône—Guelma), zu denen noch die 62 km lange Trambahn zwischen Souffe (Susa) und Kairuân tritt. Eine Reihe von Eisenbahnbauten sind daher projektiert worden, von denen die Linien Tunis—Bizerte und Tunis—Hammâmêt als die strategisch wichtigsten zuerst in Angriff genommen werden sollen und an die sich dann in weiterer Folge die Strecken Tunis—Baguân, Baguân—Souffe und Souffe—Kairuân anschließen würden.

Wenn erst einmal das Innere des Landes, die weiten Flächen fruchtbaren Bodens und die Minenlâger in den Bergen durch den Bau von Eisenbahnen aufgeschlossen sein werden, erst dann wird sich der wahre Reichtum dieses so lange vernachlässigten und mißhandelten und doch mit so vielen, reichen Gaben gesegneten Landes zeigen. In Algerien hat Frankreich Millionen auf Millionen geopfert, ohne zu einem annähernd befriedigenden Resultate gekommen zu sein; Tunesien fiel ihm fast mühelos in den Schoß und erhält sich schon jetzt aus eigenen Mitteln. Zwanzig weitere Jahre ungestörter Entwicklung werden Tunesien zu einem wertvolleren Besitz machen, als es die drei algerischen Provinzen zusammen sind.

Ein Blick auf die Physiognomie der Hauptstadt läßt am besten den rüstigen Fortschritt des letzten Jahrzehnts erkennen. Wenn uns Malkan in einer vor etwa 20 Jahren verfaßten Reisebeschreibung das Frankenviertel als das schmutzigste Quartier und seine Bewohner fast durchgängig als erbärmliche, aufgeblasene und betrügerische Subjekte schildert, so finden wir

heute in Tunis Orient und Occident in harmonischem und würdevollem Nebeneinander. Am Fuße der alten Maurenstadt mit ihren schmalen, oft stillen und träumerischen Gassen, hinter deren kleinen, vergitterten Fenstern eine ganze Welt eigenartiger, uns fremder Mysterien verborgen liegt, breitet sich die vornehme Frankensstadt aus mit breiten, lustigen Straßen und hohen, in gefälligem Stile erbauten Gebäuden. Elegante Kaffeehäuser und große Magazine mit prächtig ausgestatteten Schaufenstern, deren Spiegelscheiben in der afrikanischen Sonne hell glänzen, schließen die Hauptstraßen auf beiden Seiten ein. Pferdebahnlinien durchkreuzen nach verschiedenen Richtungen die Stadt. Ein Netz von Telephondrähnen spannt sich über den flachen Dächern aus, und eine große Gasfabrik sorgt für die Beleuchtung auch des fernsten Straßenwinkels.

In politischer Hinsicht ist es vielleicht bedenklich, daß Frankreich festen Fuß in Tunisien gefaßt hat; vom humanistischen Standpunkte aus müssen wir es aber mit hoher Freude begrüßen, daß die herrlichen alten Kulturlande einer tausendjährigen Barbarenwirtschaft entrissen worden sind.





### Kapitel III.

#### Die Umgebung von Tunis.

**E**ine kostbare Gabe für die Bewohner der Hauptstadt ist die unmittelbare Nähe eines feichten, sandigen Bade-strandes, wie er sich auf der Stätte des alten Karthago am Golfe von Tunis ausdehnt. Wenn während der langen Sommermonate das Thermometer um 30° C. im Schatten schwankt und in den schmalen Gassen und Straßen eine dicke, schwüle Luft lagert, die unaufhörlich den Schweiß aus allen Poren treibt, dann flüchtet, wer es nur irgend erschwingen kann, hinaus an die erfrischende rauschende See nach der Marsa, dem Kram, Rheir Ed-Din, La Goulette, Rhades oder Hammâm El Enf, deren Strand dicht mit kleinen Badehäuschen bedeckt ist, vor denen die Kinder im Sande spielen.

Die Marsa ist die vornehmste unter den Villenvorstädten von Tunis, denn sie ist die ständige Residenz des Herrschers Sidi 'Alî Bey. Hier garnisoniert die beylikalische Leibgarde, der winzige Rest des einstmals recht ansehnlichen tunesischen Heeres, und in der Umgebung des Fürsten haben auch der Thronfolger Sidi Taieb Bey, die Prinzen und die Würden-

träger des Hofes ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Der französische Ministerresident besitzt in der Marsa eine prächtige Sommervilla und gleich ihm ziehen auch die meisten diplomatischen Vertreter der übrigen europäischen Mächte und alle, die sich in Tunis zu den „oberen Behntausend“ rechnen, an den kühlen Strand.

Es ist eine prächtige, das Auge berückende Scenerie, der große Golf von Tunis! In tiefem, gesättigtem Blau ruht das Meer oder murmelt mit leisem Wellenschlage am sandigen Strande die alten, schönen Sagen und Märchen, denen das Ohr nimmer müde wird zu lauschen. Nur weit draußen laufen einige weiße Wogenkämme, die aus dem dunkelen Grunde wie die feine Schneide einer scharfen Damaszenerklinge aufleuchten. Wild zerklüftete Kalkfelsen, deren zackiges, scharfes Gestein nackt in den blauen Äther ragt, umrahmen mit grotesken Massen die Landschaft in Süd und Ost, und fern am Horizonte in matten, violetten Tinten verschwimmend, kaum dem Auge erkennbar, hebt die kleine Insel Zembra ihr felsiges Haupt aus der salzigen Flut.

Es giebt wohl kaum eine Stätte in weiter Runde, an der es sich so herrlich ruhen und träumen läßt. Der Blick ist auf die unbegrenzte Fläche des weiten blauen Meeres gerichtet, ein dichtes Laubgewirr von Orangen-, Lorbeer- und Myrtenbäumen, zwischen denen üppige Schlinggewächse ranken, hüllt den von mauerhoher, undurchdringlicher Kaktushecke wie eine Zauberburg umschlossenen Garten in ein dämmeriges Dunkel, und der süße Blütenduft steigt aus Tausenden von bunten Kelchen, die der Fuß einer südlichen Sonne erschloß, und berauscht die Sinne.

Es war im Spätherbst, als ich zum erstenmal die Stätte besuchte. Nun war es hier still, die großen Paläste und die kleinen Willen waren meist verschlossen und nur die klaffende



*Albert phot.*

Die Kathedrale von Santiago und das Priesterseminar.



Stimme eines zottigen Wachtundes hallte durch die friedlichen Gaine. Ich stand schon auf klassischem Boden; denn die alte Punierstadt erfüllte mit ihrem gewaltigen Häusermeer das weite, wellige Gefilde, das sich vom Kap Kamart, wo die Metropolis lag, bis zur schmalen Nehrung von La Goulette hinzog.

Ein enger, von hohen Hecken eingefasster Pfad führte mich zu einer nahen Hügelkuppe, die einen trefflichen Überblick über das weite Trümmerfeld gewährte. Eine tiefe Wehmut erfaßt den einsamen Wanderer, wenn seine Blicke über das formlose Steingeröll schweifen, das weit und breit den Boden bedeckt; denn diese grauen Steinbrocken und hellen Marmorsplitter sind die einzigen Reste, die geblieben sind und die uns singen und sagen von der mächtigen Meerbeherrscherin, deren schimmernde Tempel und Paläste von diesen Hügeln auf ein weites Reich, über Land und See blickten.

Marius weinte auf den Ruinen von Karthago über das traurige Schicksal der stolzen Stadt, aber seine Augen vermochten doch wenigstens noch die Reste der herrlichen Monumentalbauten zu schauen, welche die Feuersbrunst verschont hatte und aus denen das römische Karthago in ungeahntem Glanze wieder erstehen sollte. Heute ist nicht mehr geblieben!

Auf dem Burgberge der Byrsa hat der bekannte, inzwischen verstorbene Cardinal Lavignerie ein Priesterseminar erbaut, und die Reste der großen Cisternen sind wieder ausgemauert und gedeckt worden und dienen nun als Wasserreservoir für das moderne Tunis und seine Vorstädte. Am Strande in der Nähe der beiden alten Hafenbecken, die jetzt arg verlandet sind, sieht man noch einige von den Hügeln niedergestürzte Mauerreste, welche durch ihre Massigkeit einen leichten Schluß auf die Mächtigkeit des Bauwerkes, dem sie angehört haben, gestatten.

Eine Reihe von Ausgrabungen ist durch die auf der Byrsa angeforderten Priester unter der Leitung des gelehrten Pater Delattre ausgeführt und die Ergebnisse derselben sind zu einem kleinen Museum vereinigt worden. Durch einen vor mehreren Jahren mit großer Raffiniertheit ausgeführten Einbruch, dessen Thäter bis heute noch nicht entdeckt ist, hat dasselbe einen Teil seiner Schätze verloren, bietet jedoch eine recht interessante, sich immer noch mehrende Sammlung karthagischer Altertümer.

Bis jetzt ist es noch unter den Gelehrten eine offene Frage geblieben, ob der Hügel von St. Louis dereinst die punische Byrsa trug, oder ob wir deren Stätte auf der Höhe zu suchen haben, die heute von dem Dorfe Sidi Bū-Sâid eingenommen wird. Die Gründe, die hierbei ins Gefecht geführt werden, sind mannigfache, doch ist die erstere Auffassung, der auch ich mich nach eingehender Besichtigung der Ruinenfelder anschließen möchte, die verbreitetste geblieben.

Fern den verwitterten punisch-römischen Trümmern erhebt sich im Westen der Stadt Tunis eine Gruppe moderner Bauwerke, die nun auch schon nahezu zu Ruinen geworden sind: der Bardo, die zeitweilige, offizielle Residenz des Bey und das nahegelegene Lustschloß Kçar Sâid. Es ist gleichfalls historischer Boden, auf dem man hier steht; denn in einem der Zimmer des letztgenannten Palastes wurde der für Tunis so entscheidende Vertrag vom 12. Mai 1881 unterzeichnet, der das Land unter das Protektorat Frankreichs stellte.

Es ist ein wunderliches Gemisch morgen- und abendländischer Kultur, das sich dem Besucher in diesen beiden Fürstenwohnungen zeigt. Prachtige Möbel in maurischem Stil stehen neben nichtigem Flittertand europäischer Fabrikation, welche die naive Bewunderung des Souveräns gefunden haben. Die Wände der Gemächer sind nach orientalischer Weise getüncht



oder auch bis zum Sims hinauf mit bunten, glasierten Fliesen verblendet, und die gewölbten Decken mancher Säle bestehen aus jenem herrlichen Stuck — Moksh Hadib genannt — den die maurische Bauart in Andalusien in seiner vollendetsten Form zum Ausdruck gebracht hat, eine feine Filigranarbeit in Gips mit phantastischen Zeichnungen und Mustern in fast unentwirrbarer Verschlingung.

Kcar Saïd war die Residenz des verstorbenen Beys Sidi Mohammed Gc-Câdok und in diesem von prächtigen Orangen-gärten umhegten Schlosse pflegte er sich, wie der gegenwärtige Regent in der Marja, mit besonderer Vorliebe aufzuhalten, wenn ihn nicht Staatsgeschäfte in den Barbo oder das Dar El-Bey in der Stadt führten.

Der letzte autokratische Herr von Tunis scheint zwei besondere Leidenschaften gehabt zu haben: das Sammeln von Handfeuerwaffen und von Stuhuhren. In einem der Zimmer sah ich nicht weniger als ein Duzend der letzteren, die nun schon lange nicht mehr aufgezo-gen worden und in dem feuchten Klima jedenfalls auch stark verrostet waren. Das muß, als sie noch alle im Gange gewesen sind, ein lustiges Konzert gewesen sein, und man hätte eher gewähnt, in einem Uhrmacherladen, denn in einem fürstlichen Zimmer zu weilen. Seit dem Tode des Bey ist das Schloß von niemand mehr bewohnt worden und seine Einrichtung ist völlig unberührt geblieben.

Der nahe gelegene Barbo bildet ein ganzes Stadtviertel. An den eigentlichen Palaßt lehnen sich die Wohnungen für die Minister, die Hofbeamten und die Dienerschaft, Kasernen für die Besatzung, Stallungen und Wagenremisen an. Von aller dieser Pracht aus früherer Zeit, in der der beylikalische Hof noch eine zügellose Verschwendung in echt orientalischer Weise übte, ist allein das Schloß erhalten geblieben;

der Nest bildet eine traurige Ruinenmasse, welche bei uns die Baupolizei wegen ihrer Gefährlichkeit schon seit langem hätte abtragen lassen. Hier läßt man aber alles seinen ruhigen Gang gehen; stürzt einmal eine von Regenwasser unterwaschene Wand ein und erschlägt einige Menschen, so zuckt man gleichmütig die Achseln — mak̄tub rabbi, „es war geschrieben, Allah hat es gewollt!“

Den inneren Schloßhof umgeben zierliche Säulen-Arkaden und zu dem oberen Teile führt eine von acht Löwen flankierte Marmortreppe. Leider ist der Künstler bei der Führung des Meißels wenig glücklich gewesen, und die edlen Tiere haben eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den Unglücksgestalten, die zu Füßen eines bekannten Denksteines in Magdeburg kauern. Unter den Säulenbogen nahm mich ein Offizier S. S. des Bey in Empfang, der mich gegen ein kleines Trinkgeld durch die Brunkfäle geleitete.

Da der Daro nur zur Vollziehung feierlicher Staats-handlungen und nicht als ständige Wohnung benutzt wird, so ist seine Einrichtung eine andere, als sie das K̄qar Sâid zeigt. Unter den zahlreichen Gemächern, die ich durchwanderte, sind der große Thronsaal, in dem bei besonderen Gelegenheiten, so am Weiramfeste, die Konsuln und diplomatischen Agenten zur Gratulationscour empfangen werden, der Gerichtssaal, in welchem der Bey persönlich seinen Unterthanen Recht spricht, und der blinkende Spiegelsaal die bemerkenswertesten. Die Einrichtung derselben ist im allgemeinen eine würdevolle und ihrem Zwecke entsprechende, doch hat sich europäische Halb-zivilisation auch hier mit ihren zum Teil recht geringwertigen und geschmacklosen Erzeugnissen einzudrängen gewußt, wodurch der Gesamteindruck in einer wenig vorteilhaften Weise beeinflusst wird.

In den nun schon seit langen Jahren vereinsamten Ge-

mächern des Harems hat eine sehr interessante archäologische Sammlung, die aber noch nicht recht übersichtlich geordnet ist, Aufstellung gefunden. Dieselbe ist eine zwar noch junge Schöpfung, birgt aber doch schon reiche Schätze an römischen und neopunischen Inschriften, Skulpturen und Mosaiken, die von französischen Beamten und Offizieren in allen Teilen der Regentschaft gesammelt worden sind. Von besonderer Schönheit ist eine große Mosaikarbeit, die fast den ganzen Boden eines Saales einnimmt; dieselbe wurde vor mehreren Jahren bei Souffe in der Nekropolis des alten Hadrumetum entdeckt und glücklich in das Landesmuseum übergeführt.

Auf dem Rückwege nach Tunis führt die Straße an den Trümmern eines Forts vorüber, das die Kruppe eines Hügelkrons krönt und eine eigenartige Geschichte besitzt. Als Frankreich das Protektorat über Tunis erklärt hatte, belegte es sämtliche, in den verschiedenen befestigten Provinzialstädten vorhandenen Vorräte an Patronen und Schießpulver mit Beschlag, um die Aufständischen zu verhindern, sich in den Besitz derselben zu setzen, und wohl auch in dem geheimen Gedanken, einer Sinnesänderung des Bey in seiner Politik durch Veraubung aller Verteidigungsmittel von vornherein vorzubeugen. Wenngleich sich der Bey wohl oder übel dieser Gewaltmaßregel fügen mußte, so widersetzte er sich doch der Freigabe seiner in der Nähe der Hauptstadt gelegenen Pulvermühle, in der nicht unbeträchtliche Mengen von Kriegsmunition lagerten. Die Franzosen versuchten wiederholt, sich dieses ihnen unbequemen Pulvervorrates zu bemächtigen, doch ihre Bemühungen scheiterten stets an dem passiven Widerstande, den ihnen die Orientalen entgegensetzten — da slog das Fort vor sieben Jahren eines Abends samt seiner tunesischen Wache plötzlich in die Luft! Man spricht von Blitzschlag, doch genau

sind die Ursachen der Explosion nie aufgeklärt worden und werden wohl ein ewiges Geheimnis bleiben.

Als am nächsten Morgen die Mäedhin von den Zinnen der Minaret, den feierlichen Ruf zum ersten Gebet in der Stunde, in der man nach den Worten des Korän „einen schwarzen Faden von einem weißen zu unterscheiden vermag“, über die schlummernde Stadt sangen, rollte ich in Begleitung eines Freundes, der mit mir das gleiche Reiseziel hatte, auf einem leichten, zweirädrigen Break zum Thore hinaus.

Im schlanken Trabe umfuhren wir auf gut gehaltener Straße den sumpfigen Rand des lang gestreckten Salzsees Es-Sedjâmi, welcher sich südlich von Tunis ausbreitet, und erreichten nach einstündiger Fahrt die auf einer das Mornakthal beherrschenden Höhe gelegene Ruinenstätte von Mohammedia. Sidi Ahmed Bey, der von 1837 bis 1855 regierte, hatte hier mit einem Kostenaufwande von vielen Millionen eine schimmernde Palaststadt erbaut, die an Ausdehnung dem vorerwähnten Bardo wenig nachstand.

Nach seinem Tode wurde das Schloß nach orientalischem Brauche von seinen Nachfolgern nicht wieder bewohnt, und nun begann ein schamloses Ausraubungssystem des herrlichen Bauwerkes. Den Reigen eröffneten die tunesischen Hofbeamten, die aus der kostbaren Einrichtung alles stahlen, was nicht niet- und nagelfest war. Diesen vornehmen Raben folgten dann die armen, in der Umgebung angesiedelten Fellachen im Zerstörungswerke. Treppen und Thüren, Schwellen und Fensterrahmen wurden zu Brennholz zerhackt, und wenn jemand eine elende Hütte bauen wollte, so nahm er die Steine dazu aus den Mauern des Palastes. So sind heute nur noch kahle, zerfallene Ruinen übrig geblieben, deren leere Fensterhöhlen in das lachende Thal zu ihren Füßen grinsen, und aus den

morschen Mauern der Befestigung sprossen grüne Schlingpflanzen.

Bald hinter Mohammedia trafen wir auf die Reste der alten, römischen Wasserleitung, die vom Zaguân-Gebirge nach Karthago führte. Gerade hier in diesem Teile ist dieselbe noch am besten erhalten geblieben und gewährt einen imposanten Anblick. Auf der Uferhöhe des Ued Miliân, den wir bald darauf auf einer schmalen Brücke überschritten, läuft die Leitung nur wenige Meter hoch über den Boden hin; in der breiten, vom Flusse quer durchschnittenen Ebene jedoch, die sich bis an das Hügelland von Udnâ, der alten Uthina Colonia, heranzieht, zeigt sich das herrliche Bauwerk in seiner ganzen Schönheit. Die massiven, aus mächtigen Steinquadern erbauten Bogenpfeiler, welche die gewölbte Leitung auf ihren Schultern durch das Thal tragen, erreichen oft eine Höhe von 30 m und sind vielfach noch gut erhalten. Zwischen diese Riesepfeiler, deren Bogenspannung 5 m beträgt, mischen sich mehrfach leichtere, aus Ziegeln erbaute Träger, die ihre Entstehung einer späteren, jedenfalls byzantinischen Restauration verdanken. Daß die gigantische Wasserleitung schon in punischer Zeit bestand, wie von einigen Forschern behauptet wird, ist wenig wahrscheinlich, und es dürfte vielmehr die Annahme, daß der etwa 90 km lange Aquädukt zur Zeit des Kaisers Septimius Severus erbaut worden ist, die zutreffende sein.

Auf halbem Wege machten wir in einem kleinen Fondûk eine längere Frühstückspause und fütterten unser Pferd. Wenige Kilometer hinter diesem Gebäude verläßt die Straße die reiche, fruchtbare Mornakalebene und führt mit vielen Schlangenwindungen aufwärtssteigend in das dem Zaguân-Gebirge nördlich vorgelagerte Hügelland. Eine dichte Strauchvegetation bedeckt die felsigen Hänge; es sind meist immergrüne Sträucher, wie sie für die Mediterranflora charakte-

ristisch sind: niedrige Afazien, Lentisken, Pistazien, Wachholder und der zackige, scharfe Judendorn, aus denen sich hier und dort der dunkle Wipfel eines Thujaastammes erhebt.

Als wir den Kamm des Höhenzuges erreicht hatten, weitete sich der Blick. Wir überschauten das Thal zu unsern Füßen, das die moderne Wasserleitung wie ein weißer, glänzender Faden durchzieht, und aus der auf breitem, solidem Unterbau die schroffe, steile Wand des Djebel Zaguan zu den Wolken aufstrebt. Leichte Nebelschleier umzogen die zackigen Ränder und Gipfel der trohigen Felsmasse, die das nordtunesische Bergland weit überragt.

Am Nordabhange des Berges liegt auf einer Felscholle das kleine Städtchen gleichen Namens, von reichen, üppigen Gärten umschlossen, die in die Thäler zu seinen Füßen hinabsteigen. Die Umgebung von Zaguan bietet besonders während der Sommermonate einen lieblichen Gegensatz zu der Landschaft in den meisten anderen Gegenden Tunesiens. In diesen ist zu der Zeit alles von der glühenden, afrikanischen Sonne versengt und verbrannt, die Wasserläufe sind versiegt, ein düsteres Gemälde braun in grau — hier oben dagegen sprudeln frische Quellen, die den in der Hitze ermatteten Pflanzen neue Lebenskraft zuführen, die Thäler um die Stadt durchschlingt ein smaragdener Gürtel von schwellendem Laube, aus dem farbengesättigte Blumentelche aufleuchten.

Doch es ist nicht des Wassers wohlthätige Macht allein, die hier eine erquickende Oase mit blühenden Fruchtgärten geschaffen hat, es war auch des Menschen Kraft nötig, um die grauen Steinhänge mit grünendem Leben zu bedecken. Wären nur die Nomadenstämme der arabischen Uad Niah, die um den Stock des Zaguanberges ihre Herden treiben, alleinige Herren dieser Gründe geblieben, so wären diese Thäler im besten Falle zu einer fetten Weide geworden; denn

die arabischen Hirtenvölker sind zu indolent und jeder Kulturregung feindlich gesinnt. Da kamen gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts die Zauberer ins Land, welche die Wundergärten aus dem tausendjährigen Schlafe, in dem sie seit dem Sturze christlicher Herrschaft in Afrika gelegen hatten, wecken sollten — die aus Spanien vertriebenen Mauren, von den arabischen Glaubensbrüdern nach ihrer schönen Heimat El-Andalus genannt. Sie brachten reiche landwirtschaftliche Kenntnisse und Erfahrungen mit und waren höchst geschickte Gärtner und Baumzüchter. Die fruchtbarsten und wasserreichsten Landstriche wählten sie sich in der Regentschaft als Wohnsitze aus und fanden in diesen ein dankbares Feld schöpferischer Thätigkeit, so auch in Zaguan.

Der Wohlstand der Stadt ist zwar unter den Erpressungen früherer tunesischer Beamten zurückgegangen, viele Häuser des kleinen Bergnestes sind verlassen und zerfallen, aber die Fruchtgärten sind geblieben und sprechen den maurischen Kolonisten, die hier einst eine Zufluchtsstätte gefunden haben, ein lautes, rühmliches Zeugnis.

Doch noch ein anderes Erbe haben die gewerbthätigen Andalus ihren Nachkommen hinterlassen, es ist dies die Kunst, die Kopfbedeckung des Orientalen, die roten Seshia (Fez) zu walken und zu färben. Zaguan besitzt einen hohen Ruf in ganz Tunesien für seine Seshias, wie Kairuan für seine Teppiche und Lederarbeiten, Gasca und Djerba für ihre buntgefärbten Wollendecken, und kein vornehmer Tuneser wird einen anderen Fez, als einen Zaguaner, tragen.

Die Seshias, die aus einem dicken, filzartigen, mit Rarden zusammengeschahten Wollengewebe bestehen, werden vielfach in Tunis angefertigt, dann aber zum Waschen und Rotfärben nach Zaguan geschickt, von wo sie dann, mit einem kleinen Stempel versehen, wieder in die großen Bazare von Tunis zurückkehren.

Daß die Farbe nirgendwo anders in so schöner Reinheit und Sättigung als hier erzielt werden kann, ist zweifellos in der chemischen Zusammensetzung des Wassers zu suchen. Der Preis für einen Jaguäner Fez beträgt in Tunis etwa 10 bis 40 Piafter (5—20 Mk.); die Einführung österreichischer Imitationen — besonders solcher von Bieltiz-Biala in Galizien — die natürlich viel billiger sind und deshalb von der weniger bemittelten Landbevölkerung gern gekauft werden, hat der einheimischen Industrie eine nicht geringe Einbuße verursacht.

Aus der Zeit römischer Kolonisation sind nur wenige Spuren geblieben. Am nördlichen Ausgange der Stadt, zu der die Bergstraße steil emporsteigt, erhebt sich ein nun stark verwitterter Triumphbogen, der mit einem Widderhaupte, dem Attribute des Jupiter Ammon geschmückt ist, und auf der Abendseite des Berges finden wir ein Nymphäum, einen Quellentempel, der einen der Zuflüsse der karthagischen Wasserleitung bewacht.

Das kleine Heiligtum zwingt sich in einen schmalen Felspsalt, der sich gen Westen öffnet. Im Grunde auf einer kleinen Anhöhe liegt der eigentliche Tempel und an diesen schließt sich ein Portikus, der mit seinen Bogengängen und Nischen, in denen die Statuen der quellenschützenden Nymphen gestanden haben mögen, zum Teil in den grauen Kalkfels hineingearbeitet worden ist. Die Quelle, die mit starker Kraft rauschend und rieselnd aus dem Gestein schießt, liegt weiter unterhalb in einer natürlichen Mulde, von wo sie nun in den tunesischen Aquädukt übergeleitet wird.

Inzwischen war es Abend geworden, die Sonne neigte sich den fernen, blauen Höhenzügen zu und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die vorspringenden Facken und Klippen der schroffen Felswand, deren Besteigung mir erst gelegentlich eines späteren Besuches beschieden war. Lange, dunkle



Schatten huschten über das finstere Antlitz des mächtigen Bergriesen, und auch über der lieblichen, grünenden Landschaft zu unseren Füßen, die von sanft gewellten, mit lichten Olivenhainen bestandenen Hügeln umrahmt wird, begann die Nacht ihren geheimnisvollen Schleier zu weben.





#### Kapitel IV.

### Eine Fahrt zum Kriegshafen Bizerte.

**A**n einem warmen Märznachmittage des Jahres 1892 saßen wir, eine kleine internationale Gesellschaft, wie sie der Zufall so oft und leicht in den orientalischen Küstenstädten zusammenführt, vor einem der glänzenden Kaffeehäuser auf der Avenue de France, der elegantesten Straße der Hauptstadt, und hatten uns bei Kaffee und Cigarette dem Kultus der Siesta, den man erst im sonnigen Süden so recht zu würdigen lernt, gewidmet. Träumend sahen wir den feinen Rauchwolken nach, die sich aus dem Paphros zum blauen Frühlingshimmel aufringelten, und langsam und träge floß das Gespräch dahin; es war die Stunde, in der die Alten den Pan durch die Felber schreiten hörten.

Da fiel plötzlich, wie eine Bombe aus heiterem Himmel, das Wort „Bizerte“, das ein unvorsichtiger Mund gesprochen, in unsern Kreis, und mit Einem Schlage änderte sich das Bild. Die schläfrig zusammengesunkenen Gestalten meiner Genossen richteten sich jäh auf, die halbgeschlossenen Augen öffneten sich weit und von allen Seiten sprühten jetzt die

Fragen: „Haben Sie schon gelesen . . .?“, „Haben Sie schon gehört . . .?“, „Kellner, bringen Sie mir die Riforma!“ rief der eine, „mir den Temps!“ ein anderer, „portate l'Unione!“ ein dritter. Und dann begann das Wortgefecht über den begonnenen Bau des Kriegshafens, über das Gleichgewicht im Mittelmeer, über die Stellungnahme Italiens und Englands und über all' die schönen, lehrreichen Dinge, von denen ich schon so entseßlich viel seit meinem Aufenthalte in Tunis hatte mitanhören müssen.

Als alle möglichen und unmöglichen Ansichten von den politischen Kannegießern aufgestellt und abgehandelt waren, übertönte endlich die Stimme eines italienischen Hauptmanns, der einige Wochen Urlaub bei seinen tunesischen Verwandten verlebte, das Stimmengebraus: „Wie wäre es denn, meine Herren, wenn wir selbst einmal hinführen und uns die Geschichte ansähen, aus den Zeitungen werden wir ja doch nicht klug.“ Der Vorschlag fand einstimmige Annahme.

Zwei Tage später rollten wir denn auch auf gutgepflegter Straße in drei bequemen Landauern nordwärts. Wir fuhren am Barbo, dem modernen Ruinenpalaste des Bey vorüber, überschritten auf schmaler, hochgewölbter Bogenbrücke den Ued Medjerda, den Bagradas der Alten, und gegen Mittag tauchte zu unserer Linken das breite Becken des blauen Sees von Bizerte auf.

Das Städtchen Bizerte (arab. Bousfert, ital. Biserta) liegt etwa 64 km nordwestlich von Tunis und ist, wie die meisten tunesischen Küstenstädte, die sich im XVI. Jahrhundert in den Händen der Spanier befunden haben, von einer hohen, krenellierten Mauer, die heute jedoch schon recht baufällig geworden ist, umschlossen. Längs des Kanals, der den See von Bizerte mit dem Meere verbindet und die Stadt durchschneidet, hat sich die kleine europäische Kolonie und mit dieser

das jüdische Element angesiedelt, während sich das Maurenviertel nördlich davon an der sanften Hügellehne hinaufzieht, deren Kamm das Fort des Espagnols krönt. Den Hafeneingang sicherte einst die jetzt zum Teil zerfallene und bedeutungslos gewordene Kaçba, die Citabelle, und die offene Keede wurde von einer gemauerten Strandbatterie und dem nördlich auf einem kleinen Hügel darüber gelegenen Fort Sidi Salem beherrscht.

Im Laufe der Jahrhunderte ist der Kanal, der sich innerhalb der Stadtmauer gabelt, durch den sich während des Wechsels von Wind und Niederschlägen bildenden Strom verschlammte und verlandet, und heute ist er nur noch für flachgehende Fischerboote fahrbar, während die größeren Seedampfer weit draußen auf der unsichern und gegen die in diesen Gewässern während der Wintermonate besonders heftigen Nord- und Nordostwinde gänzlich ungeschützten Keede vor Anker gehen müssen.

In römischer Zeit bot Hippo Zarithos — von den Griechen dann anklingend Hippo diarrhytos, das durchflossene Hippo genannt und heute in Benfert oder Bizerte verstümmelt — den Schiffen einen gesuchten Zufluchtsort; die Schiffe, die damals freilich einen verhältnismäßig geringen Tiefgang besaßen, liefen durch den nunmehr kaum einen Meter tiefen Kanal in das große Becken des Hipponites Lacus ein und waren hier durch die den See im Norden und Westen umgebenden Höhengürtel gegen jede Unbill des Wetters gesichert.

Unter der nachlässigen Wirtschaft der Türken und Tunesiser ist für die Freihaltung des Einfahrtkanals nichts mehr gethan worden, die Tiefe verringerte sich zusehends, während der Tiefgang der Schiffskörper allmählich zunahm. Eine Zuflucht konnte daher Bizerte den bedrängten Schiffen nicht mehr bieten, und da außerdem die weitere Umgebung recht pro-



*Albert phot.*

**Stjert, Uabelung des alten Kanals.**



duktionsarm war — das Gestade des Sees am Fuße allmählich anschwellender Höhenzüge selbst ist sehr reizvoll und mit allen Gaben einer gütigen Natur geschmückt — so wurde die Stadt schließlich von der Liste der Seehäfen des Mittelmeers gestrichen.

Lange Zeit hindurch führte sie ein kümmerliches Dasein, der Handelsverkehr war gänzlich eingeschlafen, und ihre Bewohner fristeten ihr Leben durch Fischfang, dessen Ertrag sie nach Tunis zum Verkauf brachten oder auch eingesalzen als Fastenspeise auf kleinen Segeltuttern nach dem nahen Sicilien verschifften. Nur im Sommer wurde es etwas lebendiger, dann kamen einige wohlhabende tunesische Familien, die sich aus den engen, dumpfigen Gassen der Residenz geflüchtet hatten, um hier von frischer Seebrise umfächelt die heißen Monate in süßem Nichtsthun zu verträumen.

Als die Franzosen im Jahre 1881 die Regentschaft Tunis besetzt und die Schutzherrschaft über sie erklärt hatten, zog die strategisch treffliche und mit Leichtigkeit zu verteidigende Lage der Stadt und das breite, in einem großen Teile sich über 10 m vertiefende Becken des Sees bald die Aufmerksamkeit der französischen Militär-Ingenieure auf sich.

Die Nordküste Afrikas ist überaus arm an guten Ankerplätzen, ihre Gliederung ist außerordentlich schwach, und dort, wo sie sich einbuchtet, hindert ein leichtes Wattenmeer tiefergehende Schiffe, sich auf mehr als 5 bis 6 km dem Gestade zu nähern. Die Hasenanlagen von Algier haben gewaltige Summen verschlungen, und doch hat man hier keinen geeigneten Stützpunkt für eine Süddivision des französischen Mittelmeer-gehwaders zu schaffen vermocht.

Da fiel mit dem Besitz Tunesiens ein herrliches Geschenk in den Schoß Frankreichs: Bizerte, dessen natürliche Lage und Beschaffenheit allein den Wert der ganzen neuen Er-

werbung aufwogen. Hier bot sich eine unvergleichlich günstige Gelegenheit, mit Aufwand verhältnismäßig geringer Opfer einen schier uneinnehmbaren Kriegshafen herzustellen, dessen inneres großes Becken sämtliche Flotten des Mittelmeeres in sich aufnehmen kann, und der in Verbindung mit Toulon das Übergewicht Frankreichs im westlichen Mittelmeerbecken sichert. Außerdem gewährt Bizerte einen unschätzbaren Stützpunkt für alle gegen Sicilien, Sardinien und Unteritalien gerichteten Flottenunternehmungen. Selbst wenn Frankreich gegebenenfalls nicht die Absicht haben sollte, in dem nur 380 km von Bizerte entfernten Sicilien zu landen, so bindet es doch immerhin einen nicht unbeträchtlichen Teil der Streitmacht Italiens, der zur Flankendeckung auf der Wacht bleiben muß, und zerplittert so die Kräfte seines Gegners zur See.

Wiewohl man schon kurz nach der Besetzung Tunesiens den Plan zur Herstellung eines Kriegshafens in Bizerte entworfen und die Frage eingehend erörtert hatte, so hinderte doch die Scheu vor internationalen Verwickelungen, die nach den bei der Besitznahme geschlossenen Abkommen leicht entstehen konnten, den Plan zu verwirklichen. Erst im Jahre 1886, als der Einfluß Frankreichs als genügend gefestigt in der Regentschaft betrachtet werden konnte, wagte man, sich etwas freier zu bewegen und begann ganz bescheiden damit, die versandete Einfahrt des Kanals durch Daggemaschinen zu vertiefen.

Bald jedoch gab man diese Thätigkeit auf, einige kleine Verbesserungen wurden hin und wieder ausgeführt, bis man endlich den Augenblick für gekommen hielt, an die Durchführung des großen Planes, den See von Bizerte durch einen Schiffen jeden Tiefganges zugänglichen Kanal mit dem Meere zu verbinden, heranzutreten. Der alte, durch die Stadt führende Kanal erwies sich für diesen Zweck als untauglich, und so



wurde der Entschluß gefaßt, südlich der Stadt einen neuen Kanal auszuheben, dem von vornherein die entsprechende Breite und Tiefe gegeben werden konnte, um auch die größten Panzer durchzulassen.

Die Anlage des neuen Hafens wird, soweit sich dies schon übersehen ließ, folgendermaßen geschehen: die Einfahrt in den Hafen wird durch zwei sichelförmig nach innen gekrümmte Molen geschützt werden, die eine Wasserfläche von etwa 100 ha zwischen sich einschließen und so die Staden zu einem Vorhafen bilden werden. Von diesen beiden Molen war bereits die nördliche, die von der Citabelle ausläuft und sich dann gen Osten auf Ras Jebid wendet, in Angriff genommen und ungefähr zur Hälfte (annähernd 500 m) fertiggestellt. Am Strande lagen außerdem gegen 250 gemauerte Steinblöcke, mit denen die Molenarbeiten fortgeführt werden sollten. Der Bau der südlichen Mole dagegen war noch nicht begonnen und ihr Ausgangspunkt nahe der Straße, die von Tunis nach Bizerte führt, ist nur durch eine Landmarke gekennzeichnet.

Der große Kanal, der den Eingang in den Binnensee eröffnen soll, war gegenwärtig bereits in seiner ganzen Länge ausgestochen, besaß jedoch erst wenige Meter Tiefe und eine durchschnittliche Breite von nur etwa 20 m. Bei meiner Anwesenheit arbeiteten drei große Dampfbaggermaschinen, um ihn zu verbreitern und zu vertiefen. Nach seiner Vollendung soll der Kanal eine Breite von 60 m an der Oberfläche und nach offiziellen Angaben eine Tiefe von nur 7—8 m haben, doch wird diese in Wirklichkeit zweifellos bis auf 12 m gebracht werden.

Die bei den Baggerarbeiten ausgehobenen Erdmassen wurden nördlich vom Kanal auf der Stelle, wo sich jetzt die Fischerei-Anlagen der Stadt befinden, aufgehäuft, um hier einen geeigneten Grund zu gewinnen, auf dem die geplanten

Werfte, Vorratsspeicher, Kohlenniederlagen, Kasernen und andere fiskalische Bauten errichtet werden sollen.

Der Kanal durchschneidet die Landenge zwischen dem Meer und dem See von Nordost nach Südwest und führt in gerader Richtung auf eine vom nördlichen See-Ufer nach Süden auslaufende Landzunge, die Halbinsel Sebra. Auf ihrer Spitze soll ein Leuchtturm errichtet werden, um es den Schiffen möglich zu machen, auch während der Nacht in den Kanal und den Hafen einzulaufen. Für die Herstellung des eigentlichen Binnenhafens ist, wenn wir von dem mächtigen und bis zu 15 m tiefen Becken des Sees von Bizerte absehen, die Bucht in Aussicht genommen, welche von der Halbinsel Sebra und dem nördlichen Gestade des Sees umschlossen wird. Sie hat bereits gegenwärtig eine Tiefe von 6—7 m und bietet einen vollständig sicheren Ankerplatz.

Die Arbeiten waren in dem Umfange, wie sie z. Bt. betrieben wurden, erst seit etwa Jahresfrist in Angriff genommen — vordem hatte man sich damit begnügt, die Einfahrt des alten Kanals etwas zu vertiefen, damit wenigstens kleinere Segelschiffe bis zu 200 oder 300 Tonnen einlaufen konnten, und das neue Projekt an Ort und Stelle eingehender zu prüfen. Es waren etwa 200 Arbeiter, sämtlich Franzosen, wie man auf den ersten Blick sehen konnte, an dem Werke beschäftigt; in einigen Monate dachte man die Thätigkeit auf allen Punkten beginnen und Hafen und Kanal im Laufe des Jahres 1894 fertigstellen zu können.

Befestigungen waren bis jetzt noch an keiner Stelle ausgeführt worden, und die hierüber in Umlauf gesetzten Gerüchte sind dem Hirn sensationsbedürftiger Reporter entsprungen. Frankreich ist kluger Weise bestrebt, seinem Vorhaben in Bizerte einen rein kommerziellen Stempel aufzudrücken; sind die Hafenbauten erst einmal ruhig vollendet, dann werden die

Befestigungswerke schnell genug entstehen und dem Bilde ein anderes Aussehen verleihen. Denn daß Bizerte kein Handels-  
hafen, sondern ein Kriegshafen werden soll und muß,  
steht über allem Zweifel. Welche Bedeutung und Zukunft  
sollte ein Hafen haben, der nur wenige Meilen von dem  
Hafen der Hauptstadt entfernt ist, die schon seit alten Zeiten  
den gesamten Handel Nordtunisiens an sich gezogen hat?  
Wollte man etwa eine Anlage von 12 Millionen Franken  
machen, um die Verfrachtung der wenigen gesalzenen Fische,  
die von hier ausgeführt werden, zu erleichtern? Ein pro-  
duktionsfähiges Hinterland, das eine so hohe Ausgabe recht-  
fertigen könnte, besitzt, wie eben schon gesagt, Bizerte aber  
nicht; die Erzeugnisse des reichen, fruchtbaren Medjerda-  
Thales, das hier allein in Betracht kommen könnte, werden  
sämtlich auf den Markt von Tunis gebracht und von dort  
aus verschifft.

Von französischer Seite ist wiederholt die Meinung aus-  
gesprochen worden, Bizerte besitze deshalb einen großen Wert  
und aussichtreiche Zukunft als **H a n d e l s h a f e n**, weil die  
großen Postschiffe nach dem Orient und Indien es als Staffel  
benutzen würden. Doch das sind alles schöne Redensarten  
und nur bestimmt, die an der Frage am meisten interessierten  
Nationen über die wahre Absicht zu täuschen und hinzuhalten  
— oder aber, wenn sie ernstlich gemeint sind, Hirngespinnste!  
Denn es ist schwerlich anzunehmen, daß es dem neuen Hafen  
gelingen sollte, Malta, den alten, gewohnten Knotenpunkt  
aller das Mittelmeer durchkreuzenden Linien, zu überflügeln  
oder ihm auch nur im günstigsten Falle einen geringen Wett-  
bewerb zu machen. Die englischen Schiffe werden den schönen  
Augen der französischen Republik zuliebe wohl kaum die alte  
Straße nach Indien aufgeben, die sie Malta, über dem der  
Union Jack weht und wo sie allen englischen Bedarf finden,

anlaufen heißt, und die französischen Schiffe, die aus dem Suezkanal oder der Levante kommen, verfolgen einen ganz andern, viel östlicheren Weg. Für den Handelsverkehr wird Bizerte daher stets bedeutungslos bleiben, dagegen seinen Zweck als Kriegshafen dereinst um so trefflicher erfüllen.

Die Gliederung des Geländes bei Bizerte ist dem Zweck überaus dienlich und ermöglicht diese Stellung mit einem Aufwande von im Vergleich geringen Mitteln geradezu uneinnehmbar zu machen. Stadt und Kanal liegen in der Nordwestecke einer etwa 5 km breiten und nach dem Meere zu geöffneten Mulde, welche rings von Höhenzügen, die den nur an dieser Stelle flachen Strand völlig beherrschen, umschlossen ist. An dem den West- und Südostrand des sanftgeschweiften Golfes bildenden Gestade treten die Bergzüge wieder so dicht an das Meer heran, daß die Küste schroff und steil abfällt und eine Landung unmöglich machen wird.

Die Anlage einiger starker, mit Panzertürmen und anderen vervollkommenen der modernen Befestigungskunst ausgestatteten Batterien am Hafeneingange und auf dem Höhengürtel würde völlig genügen, um die Annäherung einer feindlichen Flotte und besonders jeden Landungsversuch zu vereiteln. Hierzu kommt noch, daß das zugängliche Gelände leicht durch Legung einer Torpedozone vor jeder überraschenden Annäherung, selbst wenn im Augenblick ein genügend starkes Ausfallgeschwader nicht zur Verfügung stehen sollte, geschützt werden kann.

Die französische Garnison von Bizerte, die in einem Barackenlager westlich der Stadt untergebracht ist, besteht gegenwärtig nur aus zwei Kompagnieen Zuaven (4. Regiment), einer Batterie Feldartillerie (13. Regiment) und einer Abteilung Pioniere (2. Regiment). Eine strategische Eisenbahn, die Bizerte mit Tunis verbinden soll, ist bereits im Entour

gebilligt, sie wird um das östliche Seeufer führen und etwa 25 km westlich von Tunis bei Dedeïda in die bereits bestehende Bahnlinie Tunis-Bône einmünden.

Die Beunruhigungen, welche die begonnenen Arbeiten an diesem Hafen in Italien hervorgerufen, haben einen berebten Ausdruck in der Presse dieses Landes gefunden, und auch England hat mit mißtrauischen Augen die Vorgänge bei Bizerte beobachtet.

Welche Folgen die Schaffung eines französischen Kriegshafens an der tunesischen Küste haben und welche Verschiebungen in den gegenseitigen Verhältnissen der Mittelmeermächte eintreten würden, ist schon so oft in der Tagespresse eingehend erörtert worden, daß ich füglich leicht darüber hinweggehen kann. Italien ist sich seiner schwierigen Stellung wohl bewußt und hat, da es die Unmöglichkeit eingesehen hat, ohne Unterstützung der übrigen europäischen Großmächte in der Bizerte-Frage vorzugehen, diese mit dem Plane, bei Castro di Giovanni im Herzen Siciliens ein stark befestigtes Kriegslager anzulegen, beantwortet.

Sollte es Frankreich vergönnt sein, seine Pläne bei Bizerte in Ruhe und Frieden durchzuführen, so hat es seine Stellung im westlichen Mittelmeerbecken durch eine neue, sehr gewichtige Kraft gemehrt und gefestigt und auch, da Bizerte mittelbar die Meerenge zwischen Sicilien und Afrika beherrscht, einen nachhaltigen Einfluß auf die östliche See gewonnen.





## Kapitel V.

### Das Fabelgebiet der Ostküste.

W<sup>o</sup>zwischen den beiden Einbuchtungen, mit denen die Kleine Syrte von Osten her in das Land greift, dem Golf von Hammâmêt im Norden und dem Golf von Gabes im Süden liegt in der Gestalt eines nach Osten aufgewölbten Buckels der breite Landvorsprung des Sahelgebietes, eines der fruchtbarsten und für die Zukunft vielversprechendsten Teile der Regentschaft.

Während der Nordrand fast durchgängig steil aus dem Meere aufsteigt und sich aus einer Folge von aneinander gereihten, kleinen, durch den wuchtigen Anprall der Meereswelle konkav in die Felswand hineingenagten Buchten zusammensetzt, zeigt die Ostküste von Kâs Abdâr bis Bordj El-Bibân an der tripolitaniſchen Grenze eine von jener wesentlich verschiedene Bildung.

Hier findet eine stetig weiter fortschreitende Verlandung statt, die sich in der Weise vollzieht, daß die Schwemmgelände sich an einzelne, weiter in das Meer hinausragende und aus festerem Material bestehende Landvorsprünge — Hergla,

Souffe, Monastir, Nâs Dimâs, Mehedîa und Nâs Rhadîdja — ansetzen und von dieser Basis aus leichtere Teile des Meeres abschnüren. So zeigt sich der flache Strand des Sahelgebietes mit einer Schnur von Strandlagunen umsäumt, die die Eingebornen ebenso wie die Salzpflanzen im Steppengebiet mit dem Namen „Sebkha“ bezeichnen. Von Nord nach Süd folgen solcher Lagunen aufeinander: die langgestreckte Sebkha Dirîber, Sebkha Halk El-Menzel, zwischen Souffe und Monastir die Sebkha mta Djemmâl, deren Mehrung mit einem Hain von schönen Dattelpalmen geschmückt ist — südlich von Monastir ist in der Nähe des Dorfeschen Rhenis eine Sebkha in der Bildung begriffen — dann mehrere kleinere und unbenannte Strandlagunen zwischen Nâs Dimâs und Mehedîa.

Mit Ausnahme des Golfes von Monastir weisen die Einbuchtungen des Meeres eine nur sehr mäßig konkave Krümmung der Küste auf und es zeigt sich das deutlich ausgesprochene Bestreben dieser, eine gerade Verbindungslinie zwischen den einzelnen hervorragenden Punkten herzustellen.

Die Flußläufe nehmen einen mehr untergeordneten Anteil an dieser Verlandung der Ostküste. Am meisten werden noch der Sebkha Djirîba durch kleinere und kurze Wasserläufe — durch die Ueds El-Harrar, Sidi Rhalîfa, El-Brik, El-Bâl und Qed — Sedimente zugeführt. Das mitteltunesische Flußsystem läßt seine Sinkstoffe zum großen Teile bereits in dem großen Sammelbecken des Kelbia = Sees fallen, nur in besonders niederschlagsreichen Wintern wässert dieser durch das Bett des Ued El-Menzel in die Sebkha Djirîba und die Sebkha Halk El-Menzel ab, doch hat diese Thätigkeit immerhin genügt, um die früher zwischen diesen beiden Lagunen vorhandene Verbindung zu verlanden. Auch der an seiner Mündung deltaartig verästelte Ued Djemmâl ist emsig be-

wölbt die zwischen Souffe und Monastir gelegene Sebha mta Nimmäl mit seinen Sinkstoffen auszufüllen.

Das von sanft gewölbten Hügelreihen durchzogene Sahelgebiet, das nach Westen in die mitteltunesische Steppe übergeht, ist vorwiegend aus pliocänen Grobkalken aufgebaut, die vielfach von einem an Konchylieneinschlüssen reichen mergeligen Sande überlagert werden. In dem mergeligen Boden, der während der Regenzeit im Winter eine zähe, fettige Masse bildet, sich in der Sommerhitze aber mit einer fast steinharten Kruste überzieht, wurzeln die ausgedehnten Olivenhaine, welche diesen Gegenden einen besonderen Reichtum verleihen. Die Olive fußt hier nur etwa 2 bis 3 m tief und breitet, auf den dem Mergelsand unterlagerten Kalkmassen angekommen, ihr knorriges Wurzelwerk strahlenförmig nach allen Seiten aus.

Diese Grobkalke, die fast das ganze tunesische Küstengebiet von Mäs Abdâr bis Sfax beherrschen, treten vielfach plattig geschichtet auf und sind von zahlreichen Schalen des *Pectunculus violascens* Lam., der als Leitfossil dieser Formation einen besonderen Namen verliehen hat, erfüllt. Im einheimischen Bauhandwerk findet dieser Kalkstein, der vornehmlich bei Kuçibit, Rhenis, Binbila und Akâba gebrochen, zu regelrechten Bausteinen (tabût) behauen oder in primitiven Öfen gebrannt wird, eine allgemeine Verwendung.

Außer dem vorerwähnten Leitfossil finden sich in das an vielen Stellen anstehende Gestein noch zahlreiche andere Konchylien eingebettet; am häufigsten kommen unter diesen vor: *Arca Noae* L., *Arca barbata* L. var. *praecisa* Font., welche Abart besonders aus dem südfranzösischen Pliocän bekannt ist, *Cardita calyculata* L., *Pecten Jacobaeus* L., *Ostrea sublamellosa* Brocchi., und die in den sicilischen Kalken viel beobachtete *Morrissia anomioides* Scacchi.

Das Liegende des Grobkalkes bildet meist sehr mürber,



heller, mehr oder weniger kalkhaltiger Sandstein in 2 bis 5 m starken Schichten oder an manchen Stellen auch roter oder grüner leetiger, mariner Thon. Dieser, der auch den Boden der die Platte von Monastir im Westen umrandenden Sebthamta Djemmal bildet, ist hier mit Athern von Fasergips, der manchmal auch in Rosetten und Tafeln auftritt, durchsetzt und enthält vereinzelt Brocken verkohlter Pflanzenteile. Das Vorkommen dieser Kohlenlette hatte vor einigen Jahren mehrere Spekulanten in Monastir zu dem voreiligen Schluß verleitet, daß an dieser Stelle reiche Braunkohlenlager zu finden seien. Die angestellten Bohrversuche haben jedoch ein negatives Resultat ergeben. Im Norden von Souffe erscheint der pliocäne Kalk oft von jüngeren Kalkgebilden kammerartig überkrustet.

Das floristische Hauptelement dieser Gegenden in wirtschaftlicher Beziehung bildet der Olivenbaum (zitân), dessen Haine einen großen Teil des Küstengebietes — namentlich die Hügelwellen — bedecken und die vorzüglichste Einnahmequelle der eingeborenen Bevölkerung bilden. Die Stämme stehen in lichten Hainen etwa 10 zu 10 m von einander gepflanzt und sind zum Teil alte knorrige Gesellen, die schon mehrere Jahrhunderte über ihre Wipfel ziehen sahen. Neue Anpflanzungen finden überaus selten statt, obwohl sich solche gerade hier reichlich lohnen würden.

Die Blütezeit des Olivenbaumes fällt in die Monate April und Mai; dann setzen die kleinen grünen Früchte an, die unter den Strahlen der heißen Sommer Sonne heranreifen. Vor Eintritt der Regenzeit wird der Boden um die Stämme, falls dieser nicht mit Gerste, Weizen oder Saubohnen bestellt ist, leicht umgepflügt, um dem Regenwasser das Einsickern zu erleichtern und ihm einen freieren Zutritt zu dem weit verzweigten Wurzelwerk zu schaffen. Gewöhnlich werden auch die Felder mit einem niedrigen Erdwall umgeben, damit das

fruchtbringende Raß dem eigenen Acker erhalten bleibt und nicht etwa, wenn eine Reigung des Bodens vorhanden ist, dem Nachbar zu gute kommt.

In der zweiten Hälfte des Novembers nimmt die Ernte ihren Anfang, die allgemein im Laufe des Februar beendet zu sein pflegt. Dieselbe beginnt damit, daß die vom Winde oder infolge von Frühreife oder Wurmfraß abgefallenen Früchte durch Frauen und Kinder in mühseliger Arbeit vom Boden aufgeslesen werden. Ist die Reife weit genug vorgeschritten, dann werden die jetzt blauschwarzen Früchte durch Männer und Knaben mit Knütteln von den Zweigen geschlagen und in unter dem Baume auf dem Boden ausgebreiteten Tüchern aufgefangen. Der Besitzer läßt den Erntertrag nun entweder selbst für seine eigene Rechnung in einer arabischen Ölmühle (m'âgra) unter seiner persönlichen Aufsicht auspressen oder er verkauft denselben an eine der im Lande jetzt zahlreichen Ölfabriken, die in fast allen Dörfern des Sahel nach europäischem (französischem oder italienischem) Muster eingerichtet und mit hydraulischen Pressen und Pressfiltern ausgestattet sind. Der Preis für die Oliven beträgt je nach der Lage des Ölmarktes 60 bis 100 Piafter für ein Kaffis oder 30 bis 50 Mark für etwa 6 Hektoliter.

Von den Getreidearten wird, wie gemeinhin in der ganzen Regenttschaft Tunis, fast nur Weizen (Kammeh), Gerste (sha'ir) und Saubohnen (sül) angebaut; dazu treten noch verschiedene Sämereien, die aber weniger in den Großhandel kommen, sondern in der Hauptsache für den einheimischen Bedarf verwendet werden. Die Getreidekulturen füllen die Lücken zwischen den Olivenpflanzungen aus oder werden manchmal sogar in diesen selbst angelegt. Abgesehen von den die Salzseen umgebenden Niederungen ist das gesamte Sahelgebiet fruchtbarer, bebauter Boden.

Um die Dorfanlagen schlingen sich, wie ein bunter Gürtel, blühende Gärten, in denen Orangen (*birdgân*), Citronen (*lim Kârg*), Mandeln (*lûz*), Feigen (*Karmûs*), Granatäpfel (*rummân*), Pfirsiche (*Khûkh*), Aprikosen (*meshmêsh*), Maulbeeren (*tûth*) u. s. w. in stetiger Fruchtfolge den Tisch des Besitzers vom Frühjahr bis tief in den November hinein mit frischem Obst versehen.

Die Stelle von Umfassungsmauern ersetzen gewöhnlich die oft 3—4 m hohen, undurchdringlichen Hecken des stacheligen Opuntienkaktus (*hendi*), dessen dickfleischige Blätter im Mai eine tiefgelbe Blüte treiben und dessen rötliche Früchte von den Eingeborenen mit großer Vorliebe gegessen werden. Die Frucht hat ein feines Aroma und einen dem Fleisch der frischen Feige ähnlichen Geschmack, weshalb die Franzosen ihnen auch den Namen *Figues de Barbarie* gegeben haben.

Zu gleicher Zeit, wie der Opuntienkaktus treibt auch die Agave (*çabbâra*) aus der dichten Laubrossette ihrer sich am Boden ausbreitenden, langen und spitzen Blätter einen mehrere Meter hohen Blütenstamm, der dieser Pflanze für kurze Zeit ein baumartiges Aussehen verleiht. Als Nutzpflanze erwähnenswert ist ferner der Johannisbrotbaum (*Kharrûba*), der überall zwischen den Olivenpflanzungen in kleinen Gruppen von 3 bis 10 Stämmen vorkommt, und dessen getrocknete Früchte ein beliebtes Nahrungsmittel der einheimischen Bevölkerung bilden.

Die schöne, schlanke Dattelpalme (*nakhle*), welche in den Oasen des Südens am Nordrande der Sahara nach vielen Tausenden zählende Haine bildet, kommt sporadisch im ganzen Küstengebiet vor. Ihre Früchte erreichen in diesen Breiten jedoch keine völlige Reife; sie sind hart, saftlos und von bitterlichem Geschmack und lassen sich nicht im entferntesten

mit der köstlichen, honigsüßen Frucht des sonnigen Belad El-Djerid vergleichen.

Die Fauna der Säugetiere zeigt im Sahelgebiet wenige bemerkenswerte Erscheinungen. Die so dicht besiedelten und rege bebauten Landstriche sind natürlich ziemlich wildarm, wenigstens vermögen sich die größeren Arten hier nicht zu halten, da ihnen die im Berglande und in den Steppen gebotenen Lebensbedingungen gänzlich fehlen und sie auch zu großen Verfolgungen ausgesetzt sind.

In den dichten Hecken, welche die Felder umhegen, in den Wachholderbüschen und dem Gestrüpp, das die Hänge bedeckt, führt der Schakal (dhüb), das gemeinste nordafrikanische Raubtier, ein lichtscheues Dasein. Bei Einbruch der Nacht wagt er, sich vorsichtig nach allen Richtungen sichernd, sich aus seinem verborgenen Schlupfwinkel heraus, um sich bei dem Kadaver eines auf dem Felde verendeten Kindes oder Esels mit seinesgleichen ein Stellbischein zu leckerem Schmause zu geben oder in der Umgebung der Dorfschaften ein verirrtcs Huhn zu erhaschen. Das wolfsgraue Gewand paßt trefflich zu seinem nächtlichen Gewerbe, und nur mit Mühe und unter großer Vorsicht gelingt es dem ausdauernden Jäger den räuberischen Gefellen auf dem Anstande zu erlegen.

Meister Lampe (arnib), ein in Gestalt und Bau wesentlich kleinerer Vetter unseres heimatischen Freundes, hat sich aus den ihm zu unruhigen Olivenpflanzungen weiter in das Innere des Landes zurückgezogen, so daß man ihn jetzt im Küstengebiet seltener antrifft. Die Hasjägerei der italienischen und maltesischen cacciatori, die alles niederknallen, was ihnen vor das Rohr kommt, sowie der Umstand, daß bis vor kurzem ein Jagdgesetz in Tunisien nur auf dem Papier vorhanden war, mögen seine Reihen überdies in den dichter besiedelten Strichen sehr gelichtet haben. Das Fleisch des nordafrikanischen Hasen

ist weichlich und süß und besitzt bei weitem nicht den pikanten Geschmack, den wir bei unserem Wildpret so hoch schätzen.

Ein in den südeuropäischen Ländern nicht seltener Jagdsport, der nicht mit Pulver und Blei, sondern mit kleinen Stöberhunden auf nächtlicher Suche betrieben wird, erfreut sich auch hier bei den einheimischen Jägern einer großen Beliebtheit. Es ist dies die Jagd auf Igel (kanfud) und Stachelschweine (dherbân), die als Wildpret einen großen Ruf in der orientalischen Küche genießen. Das Stachelschwein findet sich mehr im gebirgigen Gelände nach der Sebha Sibi El-Hâni hin, wo es in natürlichen Höhlen vor Sonnenaufgang einen ungestörten Unterschlupf für den Tag sucht, der Igel ist dagegen im ganzen Flachlande anzutreffen. Nur mit einem derben Knüttel aus zähem Olivenholze bewaffnet, begleitet von einem für diese Suche besonders dressierten Hunde, der an seinem Halsbande eine kleine Klingel trägt, zieht der einheimische Jäger in windstillen Nächten zu diesem seltsamen Weidwerk aus. Das auf seinem nächtlichen Spaziergange überraschte, stachelige Wild rollt sich bei der Annäherung des beständig klingelnden Hundes zur Verteidigung zusammen und wird von dem herbeieilenden Jäger mit kräftigen Peulenschlägen getötet.

Das Hof, Garten und Feld bevölkernde Heer der Nagetiere ist ein sehr mannigfaltiges und würde einem Zoologen ein reiches Arbeitsfeld bieten, zumal die Säugetierfauna der Regentschaft bis jetzt noch wenig erforscht ist. Ich will an dieser Stelle nur eine der merkwürdigsten Spezies noch herausheben, die nordafrikanische Springmaus, *Dipus aegyptius* (djerbôa). Dieses überaus zierliche Nagetier bewohnt in der Nähe von Skânis die Hänge des Plateaus von Monastir und tummelt sich während der Sommermonate auf der weiten Fläche der dann ausgetrockneten Lagune von Djemmâl in übermütigen

Springen. Die überaus langen Hinterbeine befähigen das Tier vorzüglich zum Springen und verleihen ihm eine so bedeutende Schnelligkeit, daß ein gut berittener Jäger ohne Hunde es nicht zu erlegen vermag. Die Nomadenstämme in den Hochsteppen des Inneren benutzen die dort häufigen Springmäuse zur Dressur für ihre Windhunde, die Slügis, die zur Heze auf Gazellen und Hasen verwendet werden. Einem eingefangenen Tierchen werden die weitabstehenden Ohren durchbohrt, und dasselbe, nachdem eine Kute durch die Ohrlöcher gezogen ist, in Freiheit gesetzt und der Verfolgung der Slügis preisgegeben. Die Maus, die durch die quer vor ihrem Kopfe befestigte Kute verhindert wird, sich in einem Erdloch vor den Hunden zu bergen, sucht in langen, mächtigen Säzen der Meute zu enttrinnen. Erst nach langer, verzweiflungsvoller Heze gelingt es dieser, den kleinen Nager zu fangen.

Eine ganz besondere Freude wird dem die Gestade des Sahels durchstreifenden Naturfreunde durch die zahlreichen gefiederten Bewohner dieser Gegenden bereitet. Der aus Südfrankreich oder Italien kommende Reisende ist über den Kontrast, den ihm Tunisien jenen, seiner Vogelwelt fast ganz beraubten Ländern gegenüber bietet, auf das angenehmste überrascht.

Aus den Olivenhainen schallen lustige Lockrufe, mit schwirrendem Flügelschlage huschen die kleinen Sänger von Baum zu Baum und lassen aus den höchsten Wipfeln ihre lieblichen Weisen ertönen. Viele uns aus der Heimat so vertraute Gestalten treffen wir hier wieder an, Rotkehlchen, Buchfinken, Stieglitze, Hänflinge, Nachtigallen u. a., zu denen sich die für diese Gebiete charakteristischen Arten, die intensiv blau gefärbte Ultramarinmeise und der schön gezeichnete Maurenfink, der tunesische Wetter unseres einheimischen Buchfinken,

gesellen, die alle während des Frühlings ihre köstlichen Strophen in melodischem Durcheinander schmettern und flöten. Dazwischen läßt der Wiedehopf seinen häufig wiederholten Lockruf ertönen, und des Abends, wenn alles sich zur Ruhe rüstet, dann hallt der melancholische Schrei des kleinen, zierlichen, in der Dämmerung gespenstig mit lautlosem Flügelchlage von Stamm zu Stamm streichenden Wüstenkauzes, von den Arabern Bumme genannt, durch den friedlichen Hain.

In den Nischen zerfallener, alter Cisternen und Brunnen, die sich besonders längs der ehemaligen römischen Heerstraßen durch das ganze Gebiet hin verstreut finden, nistet die sehr häufige, aber überaus scheue Felsentaube, die auch auf den zackigen Gipfeln des Berglandes in unmittelbarer Nähe von Geier- und Steinadlerhorsten brütet. Das mittelste der Monastir vorgelagerten drei Felsenriffe verbankt seinen Namen Djézret El-Hamâm (Taubeninsel) den auf ihm vorhandenen Nistkolonien dieser Art. Die etwas kleinere Turteltaube ist ein im April in großen Scharen eintreffender Zugvogel, dem auf das eifrigste nachgestellt wird.

In den Thälern zwischen den Höhenzügen trifft man in Gemeinschaft mit Turteltauben die Amsel oder Schwarzdrossel an. Während diese Drossel in Tunisien Standvogel ist, durchzieht die Singdrossel das Land nur auf der Wanderschaft und wird dann als „grive — Krammetsvogel“ ganz furchtbar beschossen.

Einem gleichen Schicksale verfällt die Wachtel, die im Frühjahr und Herbst Tunisien durchwandert, aber besonders bei ihrem nordwärts gerichteten Zuge in größeren Scharen auftritt. Dann erhebt sich in den grünen Gerstenfeldern ein Gewehrfener auf die hübschen Tierchen, daß man glauben möchte, ein Bataillon Infanterie exerziere im Feuer. Von anderen Hühnervögeln finden wir noch das Laufhühnchen und

das Stein- oder Klippenhuhn, das besonders die Abhänge der Höhenzüge bewohnt, von wo aus es die benachbarten Getreidefelder aufsucht; die Hasjägerei hat auch dieses Federwild aus der näheren Umgebung der Städte vertrieben. Das Klippenhuhn ist der einzige Vogel in der Regentschaft, der sich einer offiziellen Schonzeit — vom 1. Februar bis Mitte August — erfreut. Schon im Januar trennen sich die Ketten zu Paaren, und beginnen die Hühner gewöhnlich im März das Legegeschäft.

Die Familie der Lerchen ist eine recht zahlreiche und in mehreren Arten vertreten; es sind dies die Feldlerche, die Haubenlerche, die Isabelllerche, die zierliche kleine Stummelerche und die Kalandlerlerche. Ein beliebter Sport der hiesigen „Weidmänner“ besteht darin, die herrlichen Sänger, die überall an den Wegrainen sitzen, aus dem Wagen über die Köpfe der Pferde hinweg zu schießen, wobei es allerdings während meines Dortseins einem Franzosen passierte, daß er an Stelle einer Lerche das Pferd in den Kopf schoß, was ihm diesen erfolgreichen Jagdtag zu einem recht kostspieligen machte. — Eine andere Jagdart auf Lerchen ist das „Spiegeln“. An sonnigen Tagen wird von dem hinter einer Hecke verdeckt liegenden Schützen ein auf einem Stock befestigter, leicht drehbarer, kleiner Spiegel, der inmitten eines Feldes aufgestellt ist, durch eine lange Leine in beständige Bewegung gesetzt. Die Lerchen umschwärmen bald den blinkenden Körper und werden so mit Leichtigkeit heruntergeschossen.

Das Verbreitungs-Gebiet der größeren Raubvögel, wie Lämmergeier, Gänsegeier, Steinadler u. s. w. beschränkt sich fast ausschließlich auf das innertunesische Bergland, nur in außerordentlich seltenen Fällen verfliegen sich dieselben an die Küste. Die hier am häufigsten vorkommenden Arten der Raubvogelfamilie sind Turmfalke, Märlfalke, Sperber und



Fischadler, den ich besonders am Strande bei Skanis oft beobachtet habe, wo er sich gern aus dem Wasser aufragende Klippen zum Ruhefische wählte.

Sehr mannigfaltig sind die Arten aus den Ordnungen der Wat- und Schwimmvögel, die den Meeresstrand oder die flachen Seelhas in großen Schwärmen beleben. Vor allem ist die Familie der Reiher zahlreich vertreten; am gemeinsten ist der graue Fischreiher, weniger häufig, aber keineswegs selten sind der Rüsselreiher, Silberreiher, Seidenreiher, Purpurreiher, Nachtreiher und Zwergrohrdommel. Dagegen fehlt der in Algerien doch so häufige Storch merkwürdigerweise hier ganz. Der graue Kranich ist an der Ostküste ein regelmäßiger Wintergast, von dem ich oft nach Hunderten zählende Völker beobachtet habe. Kiebitze, Regenpfeifer, Wasserhühner, Schlamm-, Strand- und Wasserläufer, die sich zu größeren oder kleineren Ketten und Schwärmen vereint haben, geben dem Strande ein buntes, wechselvolles Leben.

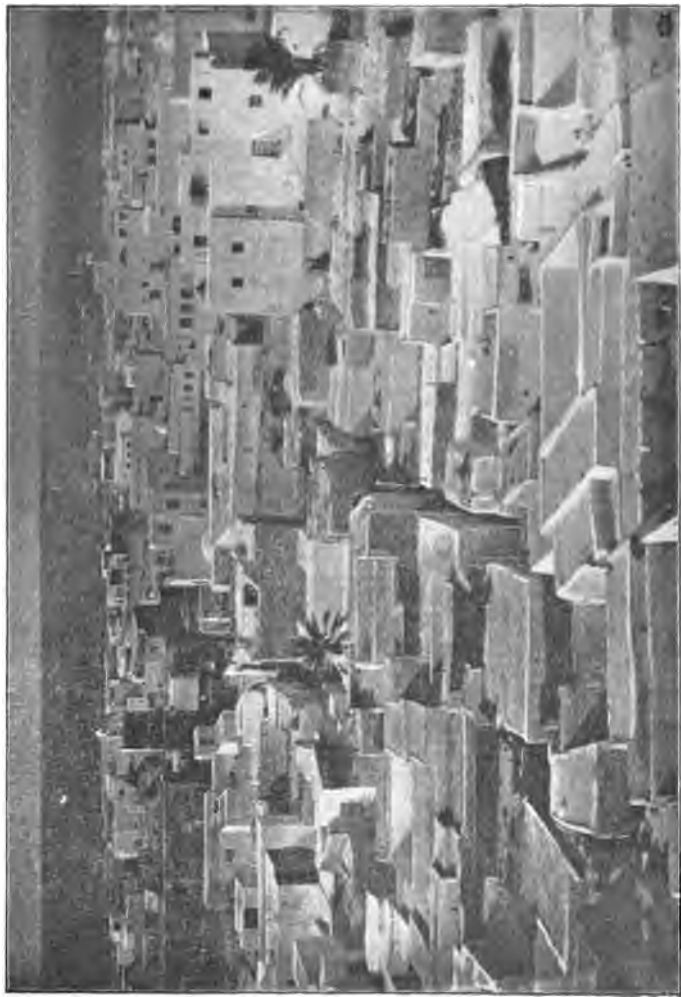
Aus der Ordnung der Schwimmvögel zieht vornehmlich ein Vogel die wohlverdiente Aufmerksamkeit aller Reisenden auf sich, und das bewundernde Auge wird nimmer müde, ihn immer und immer wieder zu betrachten, den herrlichen, prächtig gezeichneten Flamingo, dessen rosenfarbig Federkleid in der auf der breiten Wasserfläche der Strandlagunen sich wieder-  
spiegelnden, afrikanischen Sonne wie eitel Gold zu glühen scheint. Es ist ein herrlicher Anblick diese schönen Vögel in Ketten von vielen Hunderten in einer langen Flammenlinie im Wasser stehen oder auf ein von den klugen und leicht argwöhnischen Wachtieren gegebenes Warnungszeichen in sich schnell ordnender, kreuzförmiger Kette aufzurauschen zu sehen. Der Flamingo, der den Gewohnheiten der übrigen Zugvögel entgegen von Ost nach West wandert, brütet in der Regenschicht nicht; bis jetzt sind wenigstens noch nirgends Niststätten

nachgewiesen worden. Die Jagd auf dieses schöne Wild ist eine der mühevollsten, da die große Wachsamkeit der ausnehmend scheuen Vögel ein Anschleichen nur in seltenen Fällen möglich macht. Das Fleisch des Flamingo ist, wie ich mich selbst überzeugen konnte, bei richtiger Zubereitung ein sehr schmackhaftes und zartes, und fast möchte ich ihm unter allem Wildpret Lunefiens den Vorzug geben.

Auf dem blauen Wasser der kleinen Syrte tummelt sich ein buntes Volk von See- und Meeresschwalben, Möven, Enten und Tauchern, von denen ein Teil auch auf den Kuriat-Inseln zu brüten pfl egt. Mit einer leichten Barke gelingt es oft, die sorglos fischenden Vögel anzufegeln und zu erlegen.

Auf eine weitere Beschreibung der Fauna dieser Gebiete näher einzugehen, würde mich hier zu weit führen, und ich will nur noch erwähnen, daß die Schwärme von Mücken und Fliegen während der heißen Monate in einigen Ortschaften zu einer wahren Landplage werden können, daß dagegen der Skorpion bei weitem nicht so häufig in die Wohnungen dringt, als manche Reisende berichten. Unter den Steinen alter Ruinen ist er zwar keineswegs selten, doch habe ich ihn in sauber gehaltenen Gebäuden nur in ganz vereinzelt en Fällen angetroffen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens und die Küstennähe haben eine ziemlich dichte Besiedelung des Sahels ermöglicht. Außer den vielen kleineren Marktflecken und Dörfern, denen nach dem Innern zu die Quärs der Nomadenstämme folgen, zählen wir an der Küste vier Hasenplätze von hervorragender Bedeutung: Souffe (ital. Susa, arab. Sûssa) mit ca. 16 000 Einwohnern, Monastir mit ca. 5600 Einwohnern, Mehedja mit ca. 6300 Einwohnern und schließlich Sfaz (arab. Sfâkis), das eigentlich nicht mehr recht zum Sahel zu rechnen ist, mit einer Bevölkerung von ca. 32 000 Köpfen. Der Boll-



*Albert phot.*

**Stonemasonry aus der Vogelschau.**



ständigkeit wegen sei auch noch das ca. 60 km westlich von Souffe im mitteltunesischen Steppengebiet gelegene Kairuân mit einer Bevölkerung von annähernd 22 000 Seelen genannt.

Sämtliche vier Küstenstädte sind durch meist gut fahrbare, zum Teil sogar chaussierte Landstraßen unter einander verbunden; ferner vermitteln zwischen ihnen die französische Compagnie Générale Transatlantique (Marseille) und die italienische Florio-Mubattino-Linie (Genua) mit je wöchentlich zwei Dampfern, die das Sahel auf der Reise von und nach Tunis — Tripolis anlaufen, einen regelmäßigen Verkehr.

Souffe oder Sâffa, der nördlichste der Hafensplätze, ist die Hauptstadt des Sahels und als solche der Sitz der Kantonalbehörde (Contrôle civil), des französischen Tribunals und einer militärischen Kommandantur. Durch das zahlreiche, in den verschiedenen Bureaus beschäftigte Personal — ein großer Teil der Unterbeamten sind Persen — und die stärkere Garnison erhält diese Stadt eine viel ausgeprägter französische Physiognomie als Monastir und Mehedia, in denen nur etwa je 15 bis 20 Franzosen, fast ausschließlich Beamte, ansässig sind. Souffe bietet heute schon dem Europäer einen gewissen Komfort; es besitzt mehrere Hotels, zahlreiche Kaffeehäuser und Verkaufsläden aller Art, mehrere Ärzte und drei Apotheken.

Der Fabrikation von Olivenöl und Seife, die schon seit langen Jahren am Plage betrieben wird, ist jetzt eine mannigfaltige Industrie in den verschiedensten Geschäftszweigen gefolgt, die eine von Jahr zu Jahr sich steigende gedeihliche Entwicklung erfährt.

In den europäischen Kolonien von Monastir und Mehedia tritt ganz besonders das italienische und maltesische Element in den Vordergrund.

Die Italiener, die besonders dadurch so zahlreich sind, daß in früheren Jahren sich ein großer Teil der jüdischen Bevölkerung, um sich der tunesischen Jurisdiktion zu entziehen, unter italienischen Schutz gestellt hat, repräsentieren hier vielfach die besitzende Klasse der europäischen Kolonie und sind seit Generationen im Lande ansässig. Fast der ganze Handel der Ostküste geht durch ihre Hände und in allen Küstenstädten findet man große Häuser, die den Ein- und Ausfuhrhandel betreiben. Außerordentliche Genügsamkeit im Lebensunterhalt und Enthalttsamkeit von geistigen Getränken zeichnet die Italiener rühmlichst aus; wie überhaupt bei den Südländern, zeigt sich aber auch bei ihnen unter dem Einflusse des warmen Klimas eine gewisse Lässigkeit und Beschaulichkeit, die eins ihrer Sprichwörter: „Chi va piano, arriva sano e chi arriva sano, va lontano“ treffend bezeichnet. Nur manchmal wird das Idyll der kleinen Kolonien von einem messergewaltigen Sicilianer gestört, die ein starkes Bruchteil der an der Küste ansässigen italienischen Bevölkerung bilden.

Von der vielgerühmten italienischen Frauenschönheit habe ich in Tunesien wenig gesehen. Der Typus ist ein wenig ansprechender, die Gesichtsfarbe dunkel und unrein, die Haltung ungraziös und lässig, dabei ein den Nordländer sehr abstoßender Mangel an Geschmack und Akkuratess in der Kleidung. Hierzu kommt, daß die Vernachlässigung von Augenleiden und die Unachtsamkeit der Eltern oft ein Schielen auf einem oder auch beiden Augen entstehen lassen, dem man auffällig oft beim weiblichen Geschlechte begegnet. Wie auch die Südinnen, die in der Jugend wenigstens meist sehr hübsch sind, haben die Italienerinnen und Malteserinnen eine große Anlage, corpulent zu werden, und dann schwindet bei ihnen auch die letzte Spur von Reiz.

Die italienische Sprache, die im Handelsverkehr in der

jüngeren Zeit immer mehr durch die französische zurückgedrängt wird, findet sich in Tunesien oft mit arabischen Redefloskeln durchsetzt; das Sicilianische, das vielfach an der Küste gesprochen wird, klingt dem Ohre wenig gefällig.

Die Malteser bilden nach der italienischen die zweitstärkste, europäische Kolonie; von ihrer kleinen, felsigen Inselheimat aus haben sie den nahe gelegenen Nordrand von Afrika überflutet und bilden hier in allen möglichen Lebensstellungen ein verbindendes Element zwischen Europäern und Eingeborenen. Sie sind Kolonialwaren- und Viktualienhändler, Geschäftsvermittler, Kutsher, Fleischer, Fischer u. s. w. Ihr Lebensunterhalt, in dem die billigen Fische eine große Rolle spielen, ist womöglich noch einfacher, als der der Italiener. Sie nähern sich in ihrer Lebensweise sehr den Arabern und Mauren, mit denen sie in enger Blutsverwandtschaft überhaupt viele Berührungspunkte haben.

Ihre Sprache ist ein inniges Gemisch aus Italienisch und Arabisch mit stärkerer Annäherung an das letztere, sodaß es selbst neuen Ankömmlingen von der Heimatinsel leicht wird, sich mit den Tunesen zu verständigen.

Die Mädchen sind schon sehr früh reif und heiraten oft mit dem 13. oder 14. Jahre einen 16 oder 17 jährigen Gatten. Der Kinderreichtum der maltesischen Ehen ist trotz der frühzeitigen Verheiratung ein außerordentlicher, Familien mit 15 bis 20 Kindern gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Hin und wieder kommt es auch vor, daß eine Malteserin einen Mauren heiratet und zum Islam übertritt. Sie nimmt dann mit dem neuen Glauben natürlich auch die moslemische Tracht und Sitte an und scheidet völlig aus dem Kreise ihrer Familie.

Bis vor wenigen Jahren war der Reisende im Küstengebiet noch auf die Gastfreundschaft eines ansässigen Europäers

angewiesen, wenn er nicht im Pferdeharn, dem Foudük, vor der Stadt schlafen wollte. Heute findet er außer in Souffe wenigstens auch schon in Monastir und Mehedia in europäischen gehaltenen Gasthäusern eine erträgliche Unterkunft und Verpflegung.

Die Industrie dieser beiden Städte, die im Herzen der Olivenplantagen gelegen sind, beschäftigt sich natürlich in der Hauptsache mit der Gewinnung von Olivenöl, in Monastir jedoch auch mit der Fabrikation reiner Olivenöl- sog. Marseiller- Seife. Das Olivenöl, das von hier in ganz bedeutenden Mengen ausgeführt wird, geht fast ausschließlich nach Marseille und Italien und wird an ersterem Plage viel zum Verschnitten des Provencerböses benutzt.

Außer dieser Produktion blüht ein lebhafter Handel in Gerste, Weizen, Schafwolle, Häuten und Halfa, den getrockneten Halmen der *Stipa tenacissima* L., die von den Beduinen auf großen Kamelherden aus den Hochsteppen nach den Küstenplätzen gebracht werden. Das zu allerlei feinerem und gröberem Flechtwerk, wie auch besonders als Surrogat zur Jute- und Papierfabrikation sehr geeignete Gras wird hauptsächlich von England aufgekauft; in Deutschland ist seine Verwendung meines Wissens nur wenig oder gar nicht bekannt.

Die tunesischen Küstenplätze zeigen, abgesehen von einigen kleinen, durch die Örtlichkeit bedingten Verschiedenheiten, fast das gleiche Gepräge, und auch die eingeborene Bevölkerung zeigt eine große Gleichförmigkeit in Wohnung und Kleidung, Sitte und Brauch.

In dem Viertel, das ausschließlich von moslemischer Bevölkerung bewohnt wird, machen die Straßen der maurischen Städte einen überaus monotonen Eindruck. Weißgetünchte, jeden Ornamentes bare Mauern schließen die schmalen, holperigen Gassen auf beiden Seiten ein. Die



schweren, nach oben zu den sog. maurischen Bogen abgerundeten Thürflügel, grün oder rotbraun bemalt, sind fest verschlossen; auf einige derselben ist eine weiße oder schwarze Schwurhand gezeichnet zur Abwehr gegen bösen Blick und Zauberspruch. Eine geheimnisvolle Welt umgibt den Besucher!

Dem Fremden, der die Regentschaft bereist, wird sich wohl kaum eine Gelegenheit bieten, einen Blick in das Wohnhaus eines Moslem zu thun. Ist man dagegen im Lande ansässig und mit den Bewohnern näher bekannt geworden, dann gelingt es schon eher, gelegentlich, wenn die Frauen abwesend sind, Eintritt in das Haus zu erlangen.

Die Grundform des maurischen Hauses ist bei allen Bauten mehr oder weniger die gleiche. Ein quadratischer Hof wird von vier langen, schmalen Zimmern, deren Thüren und Fenster sämtlich in den Hof führen, eingeschlossen. Derselbe ist mit Steinfliesen oder Marmorplatten belegt, in seiner Mitte befindet sich der Eingang in die Trinkwasser-Cisterne, welche die Abflüsse von den flachen Dächern während der Regenzeit in sich aufnimmt. Bei ärmeren Besitzern sind oft nur zwei Zimmer ausgebaut, die beiden anderen Seiten des Vierecks werden dann durch einfache Mauern abgeschlossen, zwischen denen die Haustiere in der Nacht eine Unterkunft finden.

Da der Maure sich tagsüber sehr wenig in seinem Hause aufhält, so verwendet er eine sehr geringe Sorgfalt auf die Einrichtung desselben; überdies fehlt dem Orientalen auch jeder Sinn für eine behagliche Häuslichkeit. Die Wände der langen, schmalen Zimmer sind einfach weiß getüncht, die hölzerne Decke ist geschmacklos in schreienden Farben bemalt. Die vergitterten Fenster werden in vielen Häusern durch Holzläden geschlossen, und erst bei größerer Wohlhabenheit treffen wir Fenster mit Glasscheiben an.

Vor der Thür hängt ein leichter Vorhang aus Kattun. Im Zimmer selbst herrscht die allergrößte Unordnung. Auf der Matte, die den großen Fußboden bedeckt, liegen Kissen mit zerschliffenen Baumwollenüberzügen, Kleidungsstücke, Wäsche und Schlafbedcken im bunten Wirrwarr durcheinander. Eine gute Hausfrau ist die Maurin nicht, das sieht man auf den ersten Blick. An der Wand, der Thür gegenüber, zieht sich eine breite Holzbank hin. Ein Teppich ist über dieselbe geworfen, bunte Kissen ersetzen Arm- und Rückenlehnen. Die ärmeren Volksklassen schlafen auf einer Matte am Fußboden. Besser Gestellte benutzen als Bett einen kastenartigen Aufbau aus Holz, der oben mit einer von Schafwolle gestopften Matratze belegt ist. An der Seite ist dieser Bettkasten mit einer Thür versehen und dient zur Aufbewahrung von Wäsche und Garderobe.

Die Schlafbedcken, die im Süden der Regentschaft in Gasca und auf der Insel Djerba hergestellt werden, sind aus Wolle gewebt und in lebhaften Farben rot, gelb, blau und weiß gestreift.

Bei vornehmen Mauren ist aus dem einfachen Bettkasten durch den Aufbau einer mächtigen hölzernen Decke, die von vier starken, im Kokostile gewundenen Holzsäulen getragen wird, eine Art Himmelbett entstanden. Der Himmel berührt oft die Zimmerdecke und macht mit seinem grellen Farbenanstrich und der überladenen Vergoldung einen mehr originellen, als schönen Eindruck.

Besonders komisch wirken in einem solchen Haushalte einzelne europäische Möbel, welche der Hausherr in irgend einer fortschrittlichen Laune erworben hat. Weiß der Orientale schon nicht die eigene Einrichtung harmonisch zu gestalten, so bringt ihn das Arrangement abendländischer Möbel gänzlich in Verlegenheit. Die Stühle sind auf einer Seite des

Zimmers in einer geraden Linie aufgestellt, ein schöner, großer Spiegel von venetianischem Glase hängt so hoch, daß niemand hineinsehen kann, und dem Tische aus poliertem Nußbaumholz ist ein Bein weggebrochen, man hat ihn deshalb in einer Ecke an die Wand gelehnt.

Die Sauberkeit läßt viel zu wünschen übrig; wo ausgekehrt wird, da findet man oft in den Ecken und Nischen den Kehricht einer Woche, und Spinnen weben ungestört ihre luftigen Schläffer.

Die Rücheneinrichtung ist bei den bescheidenen Ansprüchen der Moslemn die denkbar einfachste. Der gemauerte Herd hat in seinem Oberteile drei bis vier nach vorn offene und mit einem Eisenroste überdeckte, kleine Feuerstellen. Der Kofst wird mit Holzkohlen angefüllt, ein glimmendes Stück Kohle darauf gelegt und dann durch anhaltendes Wedeln mit einem aus Palmenbast geflochtenen Fächer das Ganze in Blut gesetzt. Die Kochtöpfe bestehen aus unglasiertem, rotgebranntem Thon. Sehr häufig werden auch an Stelle eines feststehenden Herdes kleine transportable Öfen aus Thon gebraucht; sie sind sehr billig\*) und bequem und können auch auf Reisen mitgeführt werden. Diese Öfen sind runde Thontöpfe, die am oberen Rande mit Luftlöchern versehen sind. Die Holzkohlen werden in den Topf geschüttet und das Kochgefäß daraufgesetzt.

In manchen Haushaltungen findet man auch einen kleinen primitiven Backofen. Es ist dies ein niedriger, sich nach oben verengender Thoncyliner, der mit seinem breiten Ende in die Erde eingelassen ist. Die Innenfläche der kraterförmigen Öffnung ist mit kleinen Stacheln versehen, auf welche die flachen, runden Brote gespießt werden. Der Innenraum

---

\*) 8—12 Kharräben = 24—40 Pfennige.

wird darauf mit glühenden Holzkohlen und Asche angefüllt und zugedeckt, bis das Brot gar ist. In den größeren Ortschaften, wo das Brot gewerbsmäßig hergestellt wird, trifft man diese Bäckereinrichtung seltener an.

Von großer Wichtigkeit für den orientalischen Haushalt sind ferner die Thonkrüge, in denen das Trinkwasser tagsüber aufbewahrt wird. Nicht jedes Haus ist in dem angenehmen Besitze einer guten Trinkwasser-Cisterne, und oft sind die Bewohner auf das Wasser angewiesen, das Eseltreiber auf ihren Grautieren manchmal mehrere Kilometer weit aus öffentlichen Brunnen oder Cisternen in die Stadt bringen.

Es gibt drei, in der Größe verschiedene Arten von Thonkrügen. Die Djarra, die größte, fast einen Meter hohe Form, ist ein Standgefäß, das in der Küche als Wasserreservoir dient. Die ca. 50—60 cm hohen Källa benutzt man als Transportgefäße, sie halten ungefähr 10 Liter und bilden immer vier dieser Krüge eine Eselabung. Die kleinste und zierlichste Art die Halbja, von den Europäern Gargoulette genannt, dient als Trinkgefäß oder Wasserflasche.

Während die beiden anderen Krugarten in der Form stets gleich bleiben, hat die Phantasie des arabischen Handwerkers bei der Herstellung der kleinen Halbja sich üppig entfaltet. Bald hat der Krug einen weiten Bauch und langen Hals, bald ist die ganze Form kurz gestaltet. Jetzt schlicht und einfach, dann wieder mit reichen Ornamenten versehen. Die Gestalt aller dieser Krüge ähnelt sehr der der altgriechischen Amphora mit zwei Henkeln und dem verjüngten Fuß. Während der heißen Jahreszeit hält sich das Trinkwasser in diesen Gefäßen außerordentlich kühl. Der poröse Thon läßt allmählich Wasser durchsickern, dasselbe verdunstet in der warmen Atmosphäre, und der Inhalt des Kruges wird durch diesen Prozeß kühl erhalten.

Wenn nun auch der Tuneser, wie wohl jeder Orientale so wenig Sorgfalt auf die Einrichtung seines Heimes verwendet, so hält er sich in seiner Kleidung doch gewöhnlich ordentlich und sauber.

Das Untergewand ist bei beiden Geschlechtern das gleiche. Über einem leichten Trikotjäckchen ohne Ärmel tragen sie ein kurzes Hemd aus weißem Shirting, dazu faltige Weinkleider aus gleichem Stoffe, die unter dem Knie abschließen und über den Hüften mit einer starken farbigen Schnur zusammengebunden werden. Darüber wird ein breiter bunter Gürtelshawl mehrfach um den Leib geschlungen.

Das Obergewand des Mannes ist je nach seiner Beschäftigung, Vermögen und Geschmack ein durchaus verschiedenes. Sämtliche Gewänder haben aber insofern einen gemeinschaftlichen Schnitt, daß sie ohne Knöpfe und vorn ganz geschlossen sind. Wie ein südamerikanischer Poncho werden sie über den Kopf geworfen und durch den Halsauschnitt angezogen.

Wer in Garten und Feld zu arbeiten oder sonst ein Handwerk zu verrichten hat, das eine freie Bewegung der Arme erfordert, trägt die Kadrän aus rehbraunem, grobem Wollenstoff, der im Inlande gewoben ist. Die Kadrän umschließt leicht den Oberkörper, wie eine Zoppe, und geht bis zum Knie herab. Mit kurzen Ärmeln versehen und mit einer weißen, starken Borte besetzt, die um den Halsauschnitt, den Saum und die Nähte läuft, erscheint die Kadrän recht kleidsam. Bei regnerischem und kaltem Wetter zieht der Arbeiter noch eine Kabäta über; dieselbe ist von gleichem Stoff und Schnitt wie die vorige und nur noch, wie schon der Name andeutet, mit einer Kapuze versehen.

Das eigentliche Bürgerkleid, die Gewandung der Kaufleute, Schriftgelehrten und Meister, ist die Djibba, ein großes faltiges und ärmellofes Gewand von rotbrauner Farbe, das

am Halsausschnitt und den Ärmellöchern mit in grüner Seide gestickter Vorte versehen ist. In der heißen Jahreszeit wird die schwere, wollene Djibba durch ein im Schnitt ganz gleiches, aber aus leichtem Shirting gefertigtes Kleid ersetzt.

Reiche und vornehme Mauren tragen ein der Djibba ähnliches Obergewand, das aus feinem, buntem Tuche gearbeitet ist. Während ältere Leute neutrale und dunklere Farben vorziehen, liebt die junge, elegante Welt lichte, helle Töne.

Unter der Djibba trägt der Tuneser gewöhnlich noch eine Weste (Qedriya), die mit buntseidenem Bruststück, von zwei Reihen mit Seide übersponnener Knöpfe eingefasst, besetzt ist.

Auf Reisen oder bei rauher kalter Witterung wirft der Maure den weiten, faltigen Burnus über. Derselbe ist aus Schafwolle gewebt, meist weiß oder blau gefärbt, und mit einer großen Kapuze versehen, welche eine kleine Troddel schmückt.

Das glattrasierte Haupt deckt die Sheshia, der tiefdunkelrote Fez mit langer, blau seidener Quaste. Der tunesische Fez unterscheidet sich von dem türkischen und ägyptischen, der oben abgeplattet ist, durch seine runde Form. Die Sheshia umschlingt in vielfacher Windung die Käshta, das Turbantuch aus einfachem Musselin oder prächtig durchwirktem Seidengewebe. Die Farbe desselben ist meist weiß oder auch bunt gemustert; die Sfaxi lieben rot, während die Bewohner der Heiligenstadt Kairuân gleich den direkten Nachkommen des Propheten, den Shürfa, vielfach den grünen Turban tragen.

Während der Moslem das Haupt selbst bei großer Hitze mit der schweren Sheshia und Käshta bedeckt, folgt er einem unserer Auffassung entgegengesetzten hygienischen Grundsatz: „Kopf warm und Füße kalt“ und läßt letztere oft unbedeckt. Dieselben stecken in bequemen und starken Lederpantoffeln von saffrangelber oder roter Farbe, bei eleganteren Mauren in weißen Strümpfen und leichteren Schuhen von Lackleder.

Die Frauen tragen über dem weißen Hemde einen leichten Überwurf von Musselin, der an den Schultern gebauscht in weiten Falten auf den Oberarm niederfällt. Das Obergewand besteht aus einem westenartigen, nur bis zur Hälfte der Oberschenkel reichenden und mit einem bunten, wollenen oder seidenen Brustlaß versehenen Röckchen, das an den Schultern von großen silbernen Spangen gehalten wird.

Um die Hüften wird ein in leuchtenden Farben senkrecht gestreiftes Tuch gewunden, das den Oberschenkel bis zum Knie verhüllt. Die vornehmere Tunefin trägt an den Füßchen zierliche und mit reicher Gold- oder Silberstickerei geschmückte Pantöffelchen, die aber so kurz sind, daß der Absatz fast unter die Ferse zu stehen kommt.

Das Haar wird im Hause in einen Zopf geflochten, unter einem bunten Kopftuche (takreta oder saffaka), verborgen. In großer Toilette wird die Frisur um eine hohe Spitzmütze oder ein rundes, hinten offenes und schöngesticktes Barett gruppiert, das fest, wie ein Cerevis, aufs rechte Ohr gedrückt wird. Das Hinterhaupt verhüllt ein kleines, am Barett befestigtes Seidentuch.

Der Schmuck ist ein sehr mannigfaltiger, und die Orientalinnen lieben es, sich mit Geschmeide zu überladen. Handgelenk und Unterarm bedecken breite, goldene und silberne Armbänder, die Finger stecken voller Ringe, und die Fußknöchel umschließen massive und oft so schwere Beinringe, wie sie kaum ein Galeerenknecht zu schleppen hat. Zur Befestigung der großen Ohrgehänge genügen die Ohrläppchen nicht allein, sondern man durchbohrt auch den oberen Rand der Ohrmuschel. So sah ich z. B. eine Dame, die in jedem Ohr nicht weniger wie „fünf Ohrringe“ trug. An Schnüren und Kettchen um den Hals hängen Amulets und in kleine Säckchen genähte Zaubersprüche.

Verläßt die Frau das Haus, so schlingt sie in kunstvoller Drapierung ein großes, viereckiges Tuch, den Haß, so um den Körper, daß die ganze Gestalt, vom Scheitel bis zu den Knöcheln, allen profanen Blicken entzogen wird. Die linke Hand ist im Haß verborgen und deckt bei Annäherung eines Fremden sofort einen Zipfel über das Antlitz.

Die öffentlichen, warmen Bäder, die Hammâm, besuchen die Frauen recht oft. Während sie ihre Toilette machen, halten sie einen fröhlichen Klatsch, der bei so beschränkter Geistesbildung die ärgsten Skandalgeschichten zum Gegenstande hat. In diesen Bädern werden kunstvolle Tätowierungen auf Stirn, Wangen und Kinn, Armen und Unterschenkeln ausgeführt, Augenbrauen und Wimpern mit Antimon schwarz gefärbt und mit feinen Pinselstrichen ein bläulicher Ton auf das untere Augenlid gelegt, der das dunkle Auge noch größer und feuriger erscheinen läßt.

Die Bekleidung der Kinder, bei denen von einer Erziehung und Pflege meist kaum die Rede sein kann, ist eine recht dürftige. Barfuß, ohne Kopfbedeckung, nur mit einem Hemd und einem kurzen Röckchen bekleidet, läßt man die armen Würmer ohne Aufsicht in den Straßen umherlaufen. Junge Mädchen tragen ein eigenartiges Obergewand, das zur einen Hälfte rot und zur andern grün oder blau gefärbt ist, so daß sie wie ein wandelnd Wappenschild zu schauen sind.

Die Ernährungsweise der Tunesen ist, wie schon erwähnt, eine einfache, und die Speisen bieten wenig Abwechslung. Dem Arbeiter und Bauern genügt ein Stück groben Gerstenbrotes, das er in ranziges Olivenöl taucht, dazu einige Pfefferkörner, und gesalzene Oliven; gestatten ihm seine Mittel noch ein Täschchen Kaffee und etwas Tabak, um sich eine Cigarette drehen zu können, so ist er „Kif“, d. h. er befindet sich im Zustande äußersten Wohlbehagens.



Auf dem Tische der bemittelten Klassen begegnen wir besonders zwei Gerichten, welche sich einer großen Beliebtheit erfreuen, dem Käs-kuffu und der Shik-häka. Ersterer ist in ganz Nordafrika von Ägypten bis Marokko unter vielerlei Variationen bekannt. Grobkörniges Weizenmehl wird zu einem lockeren, griesartigen Teige angerieben und über mäßigem Feuer in einem Thonsiebe, das auf den mit Fleisch, Suppe und Gemüse gefüllten Kochtopf aufgesetzt ist, gedämpft. Ist alles gut durchgekocht, so wird der Käs-kuffu in eine große Holzschüssel geschüttet, tüchtig mit rotem Pfeffer bestreut und mit einer sehr pikanten Sauce durchsättigt. Das Ganze wird dann mit Fleischstücken oder Fisch und verschiedenen Gemüsen garniert. Die Shik-häka besteht in ihrer Grundform aus zer schlagenen Eiern, die in einer mit rotem Pfeffer und Kümmel sehr stark gewürzten Sauce schwimmen. Talentvolle Kochkünstler geben diesem Gericht durch kunstvolle Farcierungen eine mannigfaltige Gestalt.

Für den Europäer ist die nordafrikanische Küche fast ungenießbar, da alle Speisen entweder zu stark gepfeffert oder widerlich süß angerichtet werden.

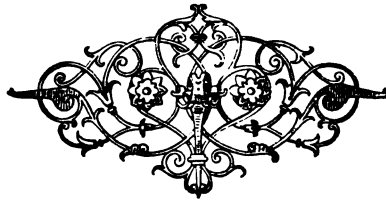
In den heißen Klimaten übt der starke Genuß von Pfeffer einen günstigen Einfluß auf die Verdauung aus; bei uns in Deutschland würde eine solche Nahrung die heftigsten Magenentzündungen herbeiführen.

Vor und nach dem Essen wäscht sich der wohlherzogene Maure die Hände und spült den Mund. Beim Rauern recht hörbar zu schmazen, ist gesittet, und der gute Ton verlangt von dem Gaste, nach genossener Mahlzeit wiederholt und laut zu rülpsen, wofür ihn der aufmerksame Wirt und die Tafelrunde mit einem jedesmaligen „Hamdullah“ (Gelobt sei Gott) belohnen.

Das gesellschaftliche und häusliche Leben der Tunesen wird,

wie bei allen moslemnischen Völkern, durch die Satzungen des Korân geregelt. Der Bewohner des Sahel ist weniger fanatisch als der des Belad El-Djerid, und dennoch glaube ich nicht, daß es gelingen wird, selbst nur jenen der abendländischen Kultur völlig zu assimilieren und ihn mit dem Gedanken einer christlichen Herrschaft zu versöhnen. Der Islâm durchdringt zu tiefgehend das ganze Leben des Moslem, und dieser ist ein willenloses Werkzeug seiner geistlichen Führer, „wie ein Leichnam in den Händen des Totenwäschers“.

In den christlicher Herrschaft unterworfenen moslemnischen Ländern besteht kein Friede, sondern nur ein Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit. Wird einmal das grüne Banner für den heiligen Krieg entfaltet, so werden wir wieder die wilden Horden in kühner Todesverachtung gegen die verderbensprühenden Batterien anreiten sehen; denn der Tod von Christenhand öffnet dem Moslem die Pforte zu dem vom Propheten so verführerisch geschilderten Paradiese.





## Kapitel VI.

### Souffe-Hadrumetum.

**M**it prophetischem Blicke schrieb der bekannte Naturforscher de Lanessan, jetzt Generalgouverneur von Tonking, als er einige Jahre nach der französischen Okkupation die Regentschaft Tunis nach allen Seiten hin durchstreift hatte: „Souffe, die Hauptstadt des Sahels, ist nach Tunis der bedeutendste Platz der Regentschaft, vielleicht ist jener sogar noch eine größere Zukunft in Handel und Gewerbe beschieden, denn dieser!“

Das Urtheil de Lanessans beginnt sich glänzend zu erfüllen; denn aus dem kleinen, vergessenen, maurischen Küstenstädtchen ist in kurzer Zeitspanne das Handelszentrum eines reichen Hinterlandes geworden, industrielle Unternehmungen haben die natürlichen Schätze des Bodens auszubenten begonnen, und die Fortschritte abendländischer Kultur zeigen ein kräftiges, stetiges Wachstum.

Das Sahelgebiet ist ein herrliches, fruchtbares Land mit seinem breiten Gürtel stattlicher Olivenhaine und dem wogenden Meere seiner weitgedehnten Getreidekulturen, das die Er-

zeugnisse seines Bodens in Souffe, seiner bedeutendsten Hafenstadt, zusammenströmen läßt. Trotz der mehr denn tausendjährigen Mißwirtschaft der Araber, Türken und Lunefen hat es seinen alten Ruf, der die Landschaft Byzacium die Kornkammer Roms nannte, nicht ganz einzubüßen vermocht, und der nie gebüngte und nur nachlässig bestellte Boden bietet noch heute einen reichen Ertrag.

Die Weltbezwingerin Rom war von den afrikanischen Zufuhren abhängig, und es traten bedrohliche soziale Zustände ein, wenn einmal die Getreideflotte aus der Kleinen Syrte ausblieb. Neben Horrea Coelia, dem heute gänzlich heruntergekommenen, armseligen Hergla der Mauren, war Hadrumetum, die Vorgängerin von Souffe, der Haupthafen Byzaciums und hatte eine hohe Bedeutung gewonnen.

Als der pompejanische Krieg von Ägypten nach den Gestaden von Africa proconsularis hinüberspielte, wo die Anhänger der Partei des toten Pompejus und unter ihnen der greise Cato Uticensis den siegreich vordringenden Scharen Cäsars einen verzweifelten Widerstand entgegensetzten, war Hadrumetum der Punkt, an dem Cäsar den Hebel des Angriffes ansetzte. Hier führte der geniale Feldherr das kleine Operationsheer, das ihm zur Verfügung stand, ans Land, doch es gelang ihm nicht, die von C. Considius mutig verteidigte Stadt mit kühnem Handstreich zu nehmen, und erst nach den bei Thapsus errungenen Erfolgen fiel dieses Bollwerk der pompejanischen Partei, wie auch bald darauf Utica und Carthago, in seine Hände.

Unter den Kaisern war Hadrumetum eine friedliche Entwicklung beschieden. Ein reger Schiffsverkehr belebte den sturmsichern Hafen, und die Kaufherrn der Stadt, deren schimmernde Landsitze sich am Strande des sanftgeschweiften Golfes aus dem dunklen Laube immergrüner Gärten erhoben,

genossen wegen ihres Reichthums ein hohes Ansehen. Nach der arabischen Invasiön war zwar der Ertrag der Land- und Gartenwirtschaft sehr zurückgegangen, aber Süssa hatte immer noch bis in das 15. Jahrhundert hinein eine gewisse Bedeutung als Handelshafen bewahrt. Dann aber begann die Zeit des völligen Verfalles, der vernachlässigte Hafen versandete, und die Stadt wurde, was sie bei der französischen Okkupation war, ein kleiner, unbedeutender Küstenplatz, den nur hin und wieder einige wenige Segelschiffe oder Dampfer anliefen, um Olivenöl oder Getreide zu laden.

Wer sich Souffe vom Meere aus nähert — und das thun die meisten von Tunis kommenden Reisenden, denen der Landweg zu beschwerlich dünkt — dem bietet die Stadt und ihre Umgebung ein pittoreskes Bild. Vom Rande eines Höhenzuges, der in geringer Entfernung vom Strande parallel zieht, steigt wie eine breite Flutwelle kristallinischen Marmors das Häusergewirr der blendend weißen Stadt zum Meere nieder. Aus dieser Masse erheben sich die stattlichen, viereckigen Minarets und die wuchtigen Kuppeldächer der Moscheen, und alles beherrschend blickt die mit Turm und Bastion bewehrte Kacba (Citabelle) von der Höhe auf Stadt und Hafen herab.

Die Postdampfer gehen etwa 5—600 m vom Ufer entfernt vor Anker und der Personen- und Güterverkehr von und zum Bord wird durch kleine Ruderboote vermittelt. Vertrauen wir uns einem solchen Fahrzeug an, das uns gegen Erlegung einer Gebühr von 1—1½ Franken — bei stürmischem Wetter habe ich selbst einmal 5 Franken für die Überfahrt bezahlen müssen — zur Landungsbrücke am Staden führt. Hier fallen sofort braune Lastträger über das Gepäc her, eine kleine Brügelszene zwischen den um den geringen Verdienst aufeinander neidischen Burschen kommt in Gang, und nur mit Mühe vermögen wir endlich unser Eigenthum aus dem dichten

Menschenknäuel zu retten. Die Höflichkeiten an der Douanestation werden mit Leichtigkeit erlebigt; man ist nicht strenger, als sonst irgendwo. Ich habe wiederholt in Reiseskizzen über unangenehme Grenzplackereien auf den tunesischen Zollämtern gelesen, aber nicht das Geringste davon bestätigt gefunden. Oft habe ich das Bureau passiert, ohne nur meinen Handkoffer zu öffnen.

Das bunte, rege Leben, das uns schon am Strande umgiebt, hält bald das Auge gefesselt. Mauren, in bunte, weit wallende Gewänder gekleidet, mustern prüfenden Auges den Fremdling, dicht verhüllte Frauen schreiten an uns vorüber. Hier bessert ein sicilianischer Fischer die schadhafte Neze, und dort schlendert ein Malteser Matrose, barfüßig, nur mit Hemd und Hose bekleidet, die Mütze fest aufs rechte Ohr gedrückt, das Ufer entlang. Junge Burschen, die Orangen, geröstete Mandeln, Pistazien und Erdnüsse feilbieten, preisen laut schreiend ihre Ware an.

Jetzt werden unsere Schritte gehemmt, eine Kamelherde kommt vorübergetrabt, daß der Staub hoch aufwirbelt. Araber von hagerer Gestalt und tiefbrauner Gesichtsfarbe laufen neben den Tieren her. Das graue oder braune Gewand, der große Häut, ist faltig um Kopf und Körper geschlungen und wird durch dunkelbraune, über der Stirn um das Haupt gewundene Schnüre aus Kamelhaar gehalten; eine lange Flinte hängt dräuend über dem Rücken. Es sind Nomaden vom Stamme der Uäd Djelag, deren Duars weit jenseits Kairuan liegen; sie haben Halsfa zu Markte gebracht und eilen jetzt mit dem Erlös ihrer heimatischen Steppe zu.

Durch das Bab El-Bahar, das Seethor, durchschreiten wir die Befestigungsmauer, die noch aus der Zeit spanischer Besatzung herrührt, und treten in die Hauptstraße der Stadt,



*Albert phot.*

**Vornehme Maurin in Straßentoilette.**

Verhandlungen zu haben. Die Persönlichkeiten an der Donan-  
 wehre hatten im Allgemeinen einsehen, dass sie nicht strenger,  
 als man nöthig hat, zu sein und damit zu Handlungen über  
 den gewöhnlichen Verstand hinaus mit der unruhigen Jollantern  
 nicht zu rechnen sind. Die Besatzung dieses heiligen Grundes  
 ist aber in der That so klein, dass man mit seinen Hand-  
 lungen zu rechnen kann.

Das Meer von einem der drei Thore am Strande hin-  
 aus mit dem die Feste geschützt. Man hat in bunte, weit  
 verstreute Gruppen vertheilt, während schwebend Auges den  
 Horizont über dem weissen Meer überblicken zu können. Die  
 Luft ist im Allgemeinen ruhig die schärfste Reife,  
 mit dem Geruch der Salzwasser, häufiger, nur mit  
 einem Hauch von Pfeffer in Höhe der ersten Dürre ge-  
 wohnt. Die Luft ist im Allgemeinen ruhig die schärfste Reife,  
 mit dem Geruch der Salzwasser, häufiger, nur mit  
 einem Hauch von Pfeffer in Höhe der ersten Dürre ge-  
 wohnt. Die Luft ist im Allgemeinen ruhig die schärfste Reife,  
 mit dem Geruch der Salzwasser, häufiger, nur mit  
 einem Hauch von Pfeffer in Höhe der ersten Dürre ge-  
 wohnt.

Das Meer ist im Allgemeinen ruhig die schärfste Reife,  
 mit dem Geruch der Salzwasser, häufiger, nur mit  
 einem Hauch von Pfeffer in Höhe der ersten Dürre ge-  
 wohnt. Die Luft ist im Allgemeinen ruhig die schärfste Reife,  
 mit dem Geruch der Salzwasser, häufiger, nur mit  
 einem Hauch von Pfeffer in Höhe der ersten Dürre ge-  
 wohnt. Die Luft ist im Allgemeinen ruhig die schärfste Reife,  
 mit dem Geruch der Salzwasser, häufiger, nur mit  
 einem Hauch von Pfeffer in Höhe der ersten Dürre ge-  
 wohnt. Die Luft ist im Allgemeinen ruhig die schärfste Reife,  
 mit dem Geruch der Salzwasser, häufiger, nur mit  
 einem Hauch von Pfeffer in Höhe der ersten Dürre ge-  
 wohnt.

Die Luft ist im Allgemeinen ruhig die schärfste Reife,  
 mit dem Geruch der Salzwasser, häufiger, nur mit  
 einem Hauch von Pfeffer in Höhe der ersten Dürre ge-  
 wohnt. Die Luft ist im Allgemeinen ruhig die schärfste Reife,  
 mit dem Geruch der Salzwasser, häufiger, nur mit  
 einem Hauch von Pfeffer in Höhe der ersten Dürre ge-  
 wohnt. Die Luft ist im Allgemeinen ruhig die schärfste Reife,  
 mit dem Geruch der Salzwasser, häufiger, nur mit  
 einem Hauch von Pfeffer in Höhe der ersten Dürre ge-  
 wohnt.





*Albert phot.*

Vornehme Mäurin in Straßentoilette.

)

die auch hier, wie in fast allen tunesischen Städten nach der Okkupation Rue de France getauft worden ist.

Es ist ein seltsames Gemisch von Morgen- und Abendland, das uns hier entgegentritt. Die hier ansässigen Europäer und Levantiner haben auf den Hauptverkehrsadern ihre Läden und Werkstätten eröffnet, ohne jedoch den ursprünglichen, maurischen Typus dieser Straßen ganz verwischen zu können. Maltesische Bäcker, Fleischer und Schuhmacher, italienische Raffaromihändler und Gewürzkrämer sitzen oder stehen müßig vor ihren engen Läden oder wehren mit langen Palmwedeln den lästigen Fliegen. Dann folgen jüdische Schnittwarenhändler und Barbieri, maurische Tischler und Schmiede, die in ihrer ruhigen Werkstätte lustig den schweren Hammer schwingen, und dort blenden uns sogar die Schaufenster eines „Magasin de hautes nouveautés de Paris“, in dem alle möglichen Arten von Exportauschuß zu unverkämmt hohen Preisen verkauft werden. Advokatenstuben und eine Apotheke, an der wir vorüberkommen, zeigen uns den vorgeschrittenen Grad der Zivilisation.

Mit den Apotheken war es früher eine bedenkliche Sache. Jedermann konnte ohne jeglichen Befähigungsnachweis eine solche eröffnen, heute wird ein Diplom verlangt. Groß ist der Umsatz, den sie in den Küstenstädten erzielen, nicht; sie verkaufen wenig, aber das Wenige recht teuer. Oft genug kommt es vor, daß zu den Rezepten unfiltriertes Wasser genommen, und die Salbe gleich auf der Marmorplatte des Verkaufstisches angerieben wird; man darf eben nicht zu viel verlangen.

Ein maurisches Kaffeehaus in einer der schmalen Querstraßen ladet zu schattiger Rast. Wir lassen uns auf niedrigen Holzstühlen unter dem großen Sonnensegel vor der Thür nieder und haben nun, während der Wirt (Kahuâdji) unseren

Roska braut, hinlänglich Muße, unsere Umgebung näher zu mustern.

Auf großen Dinfenmatten, die auf der Erde ausgebreitet sind, hocken und liegen die Mauren in den bequemsten Stellungen. Das Kaffeehaus ist ihr eigentlicher Versammlungsort; hier werden Geschäfte abgeschlossen, hier wird geplaudert — und das thut der Tuneser von Herzen gern — politische Neuigkeiten und Handelsnachrichten ausgetauscht. Ältere Leute sind über das Schachbrett gebeugt oder rauchen in stummer Beschaulichkeit eine Pfeife mit kleinem, rotem Thontopf und sehr langem Weichselrohr.

An schönen, warmen Sommerabenden ist der Platz vor dem Kaffeehause bis fast an die andere Seite der Straße von Gästen besetzt. Dann steigt oft ein würdiger Greis mit silberweißem, langem Bart auf einen erhöhten Platz und erzählt der andächtig lauschenden Menge die alten, wunderschönen Märchen aus „Tausend und einer Nacht.“ Die tiefe Stille wird nur hin und wieder durch ein Beifallsgelächter — die Erzählungen bringen manchmal derbe, selbst obzöne Witze — oder durch ein erstauntes Murmeln über die gehörten Wunder unterbrochen, dann führt der Alte den Faden der Erzählung weiter.

Inzwischen hat uns der Kahuädji den Kaffee kredenzt. In der einen Hand hält er kleine, rauchgeschwärzte Blechgefäße mit langem Stiel, aus denen er die winzigen Täßchen füllt. In diesen Miniaturkasserolen wird der Kaffee zubereitet. Ein Quantum des in großen Steinmörsern sehr fein gestoßenen Kaffees wird mit einer tüchtigen Dosis Zucker, den der Orientale sehr liebt, in das Blechgefäß geschüttet, das nötige Wasser darauf gegossen und dann auf glühende Holzkohlen gesetzt. Hat die Mischung gekocht, so wird der Trank in die kleinen Tassen gegossen und siedend heiß dem Gaste gereicht. Mit

vorsichtig gespitzten Lippen schlürft diesen der Maure; denn ein Daraufblasen zur Abkühlung verbietet ihm der Korân. Gewöhnlich wird dem Gaste mit dem Kaffee auch ein Glas Wasser gebracht. Da bei der eigenartigen Zubereitungsweise der Saß im Getränk bleibt, so muß man vorsichtig schlürfen, um sich vor einem zweifelhaften Genuß zu bewahren. Der Preis für eine Tasse Kaffee ist ein mäßiger, nicht höher als eine Kharrâba, ungefähr drei Pfennige unserer Rechnung, und gestattet selbst ärmeren Leuten diesen ihnen fast unentbehrlichen Genuß.

Vom Mai bis zum August findet man noch zwei andere erfrischende Getränke in den maurischen Kaffeehäusern: Rosâta oder Mandelmilch, ein sehr süßliches Getränk, das mit Wasser gemischt wird, und Lakmi, Palmenwein, der ähnlich wie Birnenwasser durch Einschnitte in den Stamm der Dattelpalme gewonnen wird. Im frischen Zustande hat Lakmi einen süßlichen Geschmack; läßt man das Getränk gähren, dann wird es säuerlich und wirkt berauschend. Limonade, aus Citronensaft, Zucker und Wasser bereitet, ist während der ganzen heißen Jahreszeit zu haben, für den europäischen Geschmack gewöhnlich aber auch zu stark gesüßt.

Von unserm Ruhefige aus führt der beständig ansteigende Weg in einer Zickzacklinie durch eine Reihe schmaler Gäßchen, von denen wieder zahlreiche Seiten- und Sackgassen auslaufen, zu dem Bazar oder Sûk. Die Gänge desselben sind wie in Tunis überwölbt und die auf beiden Seiten eingerichteten kleinen Ladenräume sind ganz ähnlich eingerichtet wie dort und bergen auch in der Hauptsache die gleichen Waren. Nur fehlen hier die Luxusgegenstände, für die in der Provinz seltener Käufer zu finden sind, und die ganze Anlage des Bazars ist gegen die der Hauptstadt, die fast ein ganzes Stadtviertel einnimmt, eine verschwindend kleine zu nennen.

In einem der ersten Quergänge des Bazars befindet sich ein merkwürdiges Baudenkmal, das von den übrigen Marktgebäuden dicht umgeben leicht übersehen wird. Inmitten der Ladenreihe steht eine ehemals christliche Kapelle, die nun schon seit Jahrhunderten für profane Zwecke verwendet wird und jetzt zu einer maurischen Kaffeeschänke hergerichtet ist. Ein mattes Dämmerlicht erfüllt tagsüber den fensterlosen Raum, werden aber am Abend die Lampen angezündet, dann sieht man die hohe Wölbung einer schönen, kannelierten Kuppel. Die Wände dieses kleinen, entweihten Heiligtums aus byzantinischer Zeit weisen möglicher Weise noch wertvolle Mosaiken oder Malereien auf, die jetzt durch eine dicke Schicht von Kalktünche, mit der die Mauren selbst den schönsten Marmor zu beschmieren pflegen, in eintönigem Weißgrau bedeckt werden.

Ein anderer, bedeutend größerer Bau aus byzantinischer Zeit — oder wenigstens aus solchen Trümmern errichtet — erhebt sich in einiger Entfernung vom Bazar nahe der Nordfront der Stadtbefestigung. Er ist in seinen Hauptlinien noch gut erhalten und zeigt ein festes Schloß, *Kağr Er-Ribât*, das durch vier Türme an den Ecken beschirmt wird und seiner Zeit jedenfalls ein Glied der Hafensbefestigung bildete. Gegenwärtig wird es für Zwecke des moslemischen Kultus verwendet und ist für Reisende daher unzugänglich.

Die Altstadt ist von einer 9 bis 12 m hohen, krenelierten Festungsmauer ohne Graben umgeben und hat in kanonenlosen Zeiten wohl für eine uneinnehmbare Feste gegolten oder auch wohl später noch dem Ansturm aufständischer Beduinenhorde einen rüstigen Widerstand zu leisten vermocht. Heute haben diese mittelalterlichen Fortifikationen natürlich gänzlich ihren Zweck und Wert verloren, aber dennoch werden die Mauern, die jeden erfrischenden Lufthauch vom Meere absperrern und

während der heißen Monate eine geradezu erstickende Temperatur in den engen Straßen entstehen lassen, trotz des lauten Protestes der europäischen Kolonie nicht niedergelegt, sondern weiter unterhalten und ausgebessert. Die französische Seeeresverwaltung rechnet Souffe sogar unter die befestigten Plätze der Regentschaft und hat auch eine Batterie Artillerie in dasselbe gelegt.

Die Stadtmauer weist im ganzen nur drei Thoröffnungen auf, zwei davon das Bâb El-Bahar und das neue Thor, Bâb El-Djebid, führen zum Meere hinab, das nahe an den Fuß der Befestigung herantritt; die dritte Pforte ist das Westthor, Bâb El-Garb, das in der Nähe der Citadelle gelegen ist. Vor diesem breitet sich ein staubiger Platz aus, auf dem der tägliche Viehmarkt abgehalten wird. Jenseits desselben liegt das Paradeulager der französischen Garnison, die aus 2 Bataillonen Infanterie vom 4. Tirailleur-Regimente, einer Batterie Feldartillerie und kleineren Sektionen von Pionieren und Trainsoldaten mit einem stattlichen Park von Pferden und Maultieren besteht. Nach Westen zu wird das Lager, in dem sich auch eine in gefälligem Stil erbaute Offiziersmesse und ein Lazarett befindet, von einer Reihe kleiner, viereckiger Steintürme, die im Kriegsfall durch einen Erdwall und Palissaden verbunden werden sollen, abgeschlossen.

Die militärische Bedeutung von Souffe ist keine geringe, denn dieses ist der Hafen für die etwa 60 km landeinwärts gelegene, wichtige Heiligenstadt Kairuân und bildet den Ausgangspunkt für die Handelsstraßen, welche das zentraltunefische Bergland durchlaufen und nach Gasca im Süden und gen Westen nach Tebessa in Algerien führen.

Kairuân ist mit Souffe durch eine Pferdebahn verbunden, welche den Personen- und Güterverkehr vermittelt, da diese jedoch den gesteigerten Ansprüchen kaum mehr zu genügen

vermag, so wird die tunesische Regierung bezw. die Eisenbahn-Kompagnie Bône-Guelma voraussichtlich das gegenwärtige, provisorische Verkehrsmittel demnächst durch eine normalspurige Eisenbahn ersetzen und diese dann über Kairuân hinaus bis Gasça und Tebessa weiterführen.

Diese beiden Linien, die für die Verteidigung des Landes von hohem, strategischem Werte sind, würden auch der wirtschaftlichen Entwicklung von Zentraltunesien einen mächtigen Impuls geben, da sie weite, fruchtbare Täler erschließen und diese dem Ausfuhrhafen räumlich näher rücken würden. Bis jetzt kommen in Souffe hauptsächlich nur die Erzeugnisse des eigentlichen Hinterlandes, des Sahelgebietes, zur Verschiffung.

Von der Höhe des Lagers, dessen Kalkboden von der Sonne stark durchglüht wird, hat man einen schönen Blick auf das Meer mit seiner nach Norden zu verlaufenden sandigen Strandlinie, die scheinbar durch eine Reihe tafelförmiger Kalkberge abgeschlossen wird, und die das Lager im Westen und im Süden umgebenden Oliventalungen. Eine abschüssige Fahrstraße führt uns von hier außen um die Stadtmauer herum, wieder zum Strande hinab.

Der Hafen, der, wie erwähnt, bis dicht unter die Stadtmauer herantritt, ist bei seiner großen Seichtheit nur den kleinen arabischen Küstenfahrzeugen (Schebaken), die eine Tragfähigkeit von etwa 20—25 Tonnen besitzen und den Booten der sicilianischen Fischer zugänglich; die größeren Segelschiffe und Postdampfer müssen auf der unsicheren, im Winter manchmal sogar recht gefährlichen Seebe vor Anker gehen. Dieser Übelstand macht sich bei dem raschen Wachstum des Güterverkehrs in einer recht unliebsamen Weise geltend. Es kommt nicht selten vor, daß bei hohem Seegange die Verbindung zwischen den Schiffen und dem Lande 3 bis 4 Tage unterbrochen ist. Die Regierung ist daher dem Projekt nahe ge-



treten durch Aufführung zweier großer Molen einen sturm-  
sicheren Hafen herzustellen. Augenblicklich fehlt aber noch  
zur Ausführung des schönen Planes das Allernotwendigste  
— das Geld; denn das tunesische Budget ist durch die großen  
Hafenbauten in Bizerte und Tunis wie auch durch die ge-  
planten Eisenbahnlinien zu stark in Anspruch genommen.

Die kleine, flache Einbuchtung, der man heute die klang-  
volle, aber recht unverbiente Bezeichnung Hafen beilegt,  
nimmt nicht denselben Raum des Golfes von Souffe ein, in  
dem die römischen Trieren ankerten. Das römische Hafens-  
bassin, das nördlich des heutigen Stadens lag, ist jetzt fast  
völlig versandet und zum Baugrund für die moderne Franken-  
stadt geworden. Wo einst die römische Getreideflotte lag, da  
erheben sich jetzt die Wohnhäuser der letzten Eroberer des  
alten Karthagerlandes.

Hier draußen, hart am Rande des Schwemmlandes, das  
nun heute fast schon das ganze Becken des alten Hafens aus-  
füllt, hatte ich in einem kleinen Häuschen, dessen Fenster  
einen prächtigen Ausblick auf die See boten, eine reizende  
Wohnung gefunden. Es war eine der ersten einfachen Bauten,  
die außerhalb der schützenden Stadtmauer errichtet worden  
waren und die dereinst die moderne Frankenstadt von Souffe  
bilden werden. So ruhig und still ich hier auch tagsüber  
arbeiten konnte, so war doch an rauhen Winterabenden, wenn  
ich aus der Stadt vom Tisch kam, der Heimweg oft eine ordent-  
liche Odyssee, und ich mußte mich in der undurchbringlichen  
Finsternis gehörig vorsehen, um nicht in einer der vielen  
Wasserlachen, die das Regenwasser am Tage gebildet hatte,  
zu versinken.

Der Winter war überreich an Stürmen und Regenschauern.  
Dann brüllte das Meer in wildem Borne vor meiner Thür,  
der Sturm rüttelte an Mauern und Fenstern, daß das Ge-

bäude in seinen Grundfesten erbebte, und die Nereiden griffen mit gierigen Händen nach der Schwelle meines Hauses. Aber eine gütige Fee trieb sie in ihr nasses Element zurück, und in ohnmächtiger Wut schäumend sanken sie auf dem von den Wellen hart gepeitschten Strande matt und kraftlos zusammen.

Wer war aber die gütige Fee, die mein Heim schirmte? Ich schaute mich vergebens um. Meine Wirtin war es gewiß nicht. Das war ein altes, geiziges und hartherziges Weib mit grauem Flaum auf Lippen und Wangen, die von der Brockenzene übrig geblieben zu sein schien. Sie hatte es fertig gebracht, ihren unglücklichen Eheherrn unter den kühlen Nasen und ihren einzigen Sohn aus dem Hause zu ärgern und beklagte nun die Einsamkeit ihres Alters. — Meine holde Nachbarin, eine italienische Lehrerin, konnte es auch nicht sein, denn wenn man diese durch die dünnen Wände hindurch in den höchsten Tönen eines nervenzerreißenden Diskants auf ihre Dienerin keifen hörte, dann schwand aller Glaube an lieblichen Feenzauber. — Ich mußte mich bescheiden, ich konnte den genius loci nicht ergründen, mir fehlte der sechste Sinn.

„Winterstürme wichen dem Wonnemond“, die Wogen glätteten sich, ein wolkenloser Himmel wölbte sich über Land und See, und in den lauen Nächten leuchtete und funkelte das Meer, und die Strahlen des Mondes badeten sich in der salzigen Flut. Da lag ich dann träumend im weichen Sande vor meiner Thür und schaute mit trunkenen Augen in die glänzende Märchenpracht, die mich umgab. Manchmal zog ein Fischerboot vorüber, der hohe Hinterstevan gleich dem der Gondeln römischer Bauart. Ein lauer Windhauch führte einige abgerissene Strophen eines Liebesliedes zu mir herüber, dazu die Klänge eines begleitenden Saiteninstrumentes. War

es ein Sicilianer, der seine schwarzlockige Nina oder Marietta befang, oder ein junger Römer, der in weichen Lauten um die Günst seiner auf schwellendem Teppich ruhenden Thron oder Pflanze flehte? Wer weiß es? In solchen Nächten walten überirdische Mächte, die Schranken der Zeit fließen ineinander, und das begnadete Auge erblickt Bilder längst entwicener Jahrhunderte.

Als nun die Sonne höher im Zenith stand und heiße Südwinde, die mächtige, dicke Wolken feinen Wüstenstaubes vor sich hertrieben, den nahenden Sommer kündeten, da bedeckte sich flugs der Strand mit kleinen Badehäuschen. Zwischen diese bauten unternehmende Leute große Pfahlbauten in das Meer hinein und richteten auf diesen Familienbäder und Kaffeehäuser ein, ohne welche die Tunesen so wenig wie die Deutschen ohne Bierkneipe leben können.

Die Pfahlbauer schenkten Kaffee, Feigenschnaps und Rosata (süße Mandelmilch) und brieten Fische, die ihre Söhne in der See gefangen. Der branstige Rauch stieg aus den Nesselpfannen zum Himmel auf, Jupiter sog den Duft des Opfers ein und nickte befriedigt mit dem mächtigen Haupte. Kein Wölkchen des Unwillens zog über die glänzende Stirn, und blau, ewig blau leuchteten Himmel und Meer. Nur tief-schwarz unter all den lichten Farben strahlten die großen, tiefen Augen der schönen Südländerinnen, die nach Sonnenuntergang am Strande lustwandelten und die erglühenden Wangen von der frischen Seebrise umfächeln ließen. Oder sie tauchten den schlanken Körper in die kühlenden Fluten, die schmeichelnd und losend die zarten Glieder umschmeigten.

Hinter dem Badestrande zwischen hohen Sanddünen eingebettet, liegt die „petite Sicile“, ein übelberückichtigtes Viertel, in dem eine zahlreiche, aus Sicilien eingewanderte Fischerbevölkerung wohnt und wo Messerstiche wohlfeil wie Brom-

„Ya arfi“, begann sie, „warum siehst Du Dir denn die Magera so genau an, willst Du sie kaufen?“

„Nein, das nicht. Ich will nur wissen, wie aus Oliven Öl gemacht wird.“

„Was?“ rief sie ganz außer sich vor Erstaunen, „das weißt Du nicht? Das kennt ja jedes Kind. — Gibt es denn in Deinem Lande keine Ölmühlen?“ setzte sie nach einer Pause nachdenklich hinzu.

„Für Oliven nicht, die wachsen bei uns nicht.“

„Nun, das muß ein armes Land sein. Was essen denn eure Leute statt Öl?“

„Wir essen sibda (Butter).“

„Sibda! — kifkif el Arab mta djebel! Butter! — wie die Araber in den Bergen!“ \*) meinte sie verächtlich, „das kann ich gar nicht glauben.“

Nur mit Mühe konnte ich die gute Alte davon überzeugen, daß auch Butter ein recht schmackhaftes Genußmittel sei, doch als ich ihr nun einiges über meine Heimat erzählte, da söhnte sie sich sogar mit meiner Geschmacksverirrung aus und bot mir zum Abschiede eine mit Moschus und Ambra parfümierte Prise aus ihrer kleinen, zierlichen Schnupftabakdose.

Die Ausfuhr in Olivenöl würde sicher noch eine bedeutendere sein, wenn sie nicht durch einen sehr hohen Ausgangszoll, der  $10\frac{1}{2}$  Piaster für den Zentner — annähernd 25 v. H. des Wertes — beträgt, eingeschränkt würde. In früheren Zeiten wurde dieser Zoll durch einen flott betriebenen Schmuggelhandel vielfach umgangen. Gewöhnlich waren es kleinere Küstenschiffe unter italienischer oder maltesischer Flagge,

---

\*) Die nomadifizierenden Stämme des Innern werden von den Städtebewohnern, die sich etwas Höheres dünken, als ungesittete Barbaren verschrien und oft recht verächtlich behandelt.

Während meines Aufenthaltes in Souffe bot sich mir Gelegenheit, eine solche mitten in der Stadt, in der Nähe der großen Moschee gelegene Ölmühle zu besichtigen und die überaus einfachen Manipulationen des Betriebes kennen zu lernen. Von der Straße trat man in einen von einer Mauer umfriedigten Hof, dessen Pflaster mit Trebern aus der Ölmühle bedeckt war, die sich mit dem Regenwasser zu einer schwarzen, kotigen Masse vermischt hatten, in der man nur mit Vorsicht vorwärtsschreiten konnte. Die eigentliche Mühle lag im Innern eines fensterlosen, gewölbten Gebäudes, in dem auch die Lager Räume für die von den Kunden gebrachten Oliven eingerichtet waren. In dem Hauptraum befand sich ein meterhoher, kreisrunder Aufbau aus Mauerwerk, auf dem eine große, steinerne Walze, die von einem starken Kamele in Bewegung gesetzt wurde, um einen in der Mitte als Axe eingefügten Balken lief. Die Oliven wurden in kleinen Mengen auf die Mahlfäche geschüttet und von der schweren Walze samt den harten Steinkernen, die gleichfalls ölhaltig sind, zerquetscht. Von hier floß die breiartige Masse in eine rings um den Mahlgang laufende Rinne, aus der sie von Zeit zu Zeit ausgeschöpft und dann in Wasserbehälter gebracht wurde, in denen man durch Treten mit den Füßen das an die Oberfläche steigende Öl von den nieder sinkenden Trebern schied. Es ist leicht begreiflich, daß bei einem so summarischen Verfahren viel Öl verloren geht, und daraus erklärt sich, daß die Eingeborenen nach und nach diesen Betrieb aufgeben.

Die Oliven, die gerade gemahlen wurden, gehörten einer alten, freundlichen Matrone, die in ihren großen Haß gewickelt in einer Ecke kauerte und die Arbeiter überwachte. Mit erstaunten Blicken hatte sie mich eine Zeit lang beobachtet, wie ich mir eingehend alle Einrichtungen betrachtete; schließlich konnte sie ihre Neugierde nicht mehr meistern und redete mich an.

Es gelüstete mich auch weniger einen Abklatsch europäischer Verhältnisse im Orient, als vielmehr das charakteristische Leben der Eingeborenen und ihre Art der Unterhaltung und des Vergnügens kennen zu lernen. Die Beziehungen, die ich in Souffe angeknüpft hatte, boten mir auch bald Veranlassung, einer echt morgenländischen Lustbarkeit, einer Darstellung des „Bauchtanzes“, beizuwohnen, von dem mir schon so viel erzählt worden war.

An einem milden, regenlosen Abend — es war im Winter — brach ich nach beendetem Abendessen mit mehreren Bekannten zu abenteuerlicher Fahrt in das mir noch wenig bekannte und in dunkler Nacht zwiefach mysteriöse Maurenviertel auf. Der Markthelfer eines meiner neuen Freunde, ein eingeborener afrikanischer Jude in orientalischer Tracht mit Kniehosen, Fez und Turban, der den klangvollen Namen Lulu, eine Deminutivform des alttestamentarischen Elias, führte, war unser Cicerone.

Durch ein Gewirr enger, unebner Gäßchen stiegen wir zur Oberstadt hinan. An einzelnen, besonders beängstigenden Stellen unseres abschüssigen Weges hingen Straßenlaternen, die einen kleinen Umkreis notdürftig erhellten, dahinter versank alles in tiefe Dunkelheit. Nur Lulus schrilles Organ, der vor uns hergehend seinem Herrn eine interessante Geschichte in einem aus Arabisch und Italienisch gebildeten, schwer verständlichen Kauderwälsch erzählte, und der eigene Tastsinn waren die einzigen Führer in diesem Labyrinth. Hartes Pflaster, oder richtiger gesagt: eine Anzahl von großen und kleinen, in einigen Zwischenräumen von einander aufgestellten Steinen, wechselte mit morastigem Grunde, und von allen Seiten huschten dunkle Katzen, wie die schattenhaften Tiergestalten in der „Wolfschlucht“ uns lautlos über den Weg.

Es ist ungläublich, welche Unmenge von Katzen eine mos-

Ieminiſche Stadt in ihren Mauern beherbergt. Zu jedem Hauſe gehören mehrere „Ratäs“, die aber ſelten gefüttert werden, ſondern faſt ausschließlich auf die Ausleſe aus den Küchenabfällen und den Ertrag ihres eigenen Fanges in den mit Ratten und Mäuſen reich beſetzten Jagdgründen angewieſen ſind.

Die Katzen würden gewiß zu einer wahren Landplage in den Städten werden, wenn die Hauſbeſitzer nicht ſtets den Wurf der Katze ſtark lichter. Während man bei uns die zu beſeitigenden Jungen einfach kurzer Hand ertränkt, kann ſich der ſonſt recht wenig an Sentimentalität kränkelnde Orientale hierzu nicht entſchließen. Er nimmt den zarten Nachwuchs auf den Arm und trägt ihn weit hinaus auf das Feld, um ihn dort in ſeiner Unbehilflichkeit durch Hunger, Durſt und Sonnenbrand elendiglich verkommen zu laſſen. Manchmal iſt aber die erfahrene Katzenmutter ſchlauer als ihr brutaler Beſitzer; ſie ſchleicht ihm heimlich nach und ſchleppt die armen, blinden Kleinen unter mühseliger Anſtrengung in ein neu hergerichteteſ Verſteck zurück.

Die tuneiſiſchen Katzen ſind dem Propheten liebe Tiere, die einen Anbeter Maahs von einem Ungläubigen ſehr wohl zu unterſcheiden wiſſen. Als ich auf meiner erſten Reiſe in dem kleinen Küſtenſtädtchen Monastir von einem Mauren ein Wohnhaus gemietet hatte, da war nach dem Auszuge des Beſizers ein ſchöner, ſchwarzer Kater in der Wohnung zurückgeblieben, der allen liebevollen Lockverſuchen meinerſeits ein unüberwindliches Mißtrauen entgegenſetzte. Mehrere Tage lang ſpazierte das Tier unter fürchterlichem Miauen im Hofe und auf dem flachen Dache umher, dann war es plötzlich verſchwunden; es hatte zweifellos den Geruch meiner Unheiligkeit nicht länger zu ertragen vermocht.

Der Stadtteil, durch den wir ſchritten, lag jezt ſtill und

tot. Derselbe wird hauptsächlich von der weniger bemittelten, eingebornen Bevölkerung bewohnt, die schon längst, in ihre Decken eingerollt, sich zur Ruhe niedergelegt hatte. Vereinzelte Thüren standen noch offen, und ein schwacher Lichtschein fiel durch diese auf die Straße. Es waren Kaffeehäuser der primitivsten Art, kleine, dumpfige Höhlen, in denen einige Mauren um eine qualmende Lampe aus Thon, deren Form noch das edle antike Vorbild verrät, gedrängt auf einer Matte an der Erde kauerten und stumm und behaglich ihren Kaffee schlürften oder an der Haschischpfeife sogon.

Aus der Ferne vernahmen wir jetzt Musik, deren dumpfe Klänge immer deutlicher an unser Ohr schlugen, je weiter wir den Berg hinaufstiegen. Zuerst hörte man die Schläge einer Pauke, die den Takt markierten, dann die schrillen Töne einer Klarinette, die in wunderlichen Figuren zwischen den Paukenschlägen ruhelos hüpfte und sprang, und schließlich das Geklapper von Tamburins und einen näselnden Gesang. Wir standen am Ziel. Über einer niedrigen Hausthür hing eine kleine Laterne mit verstaubten, schmierigen Scheiben; rechts und links von dieser flatterten die Fesen einer tunesischen und einer französischen Flagge.

Salu trat hier ein, und wir folgten unserem Führer. Durch einen schmalen Korridor ging es in einen kleinen Hof, dann wenige Stufen hinauf, und wir standen in einem mittelgroßen Saale, der dicht mit Moslemin und Juden gefüllt war und aus dem uns eine ohrenzerreißende Musik entgeschallte. Endlich hatten wir, die einzigen Europäer unter all den Turbanträgern, auf kleinen Holzstühlen Platz gefunden, und der Wirt, ein Ebräer, hatte uns Bûcha, Feigenschnaps, gebracht. Nun konnten wir auch in diesem Tohuwabohu ein wenig Umschau halten.

Unmittelbar vor uns war ein Podium, wie es in den



Cafés chantants allgemein üblich ist, aus Brettern aufgebaut worden. Auf diesem kauerten auf zwei niedrigen, mit Rissen belegten Divans rechts die Musikanten und links drei Tänzerinnen, sämtlich Kinder des erwählten Volkes. Die Instrumente, mit denen die ersteren einen höllischen Lärm ausführten, waren Klarinette, Gitarre, Bratsche, die der Spieler quer über den Schoß gelegt hatte, Tamburin und Pauke, ein sonderbar geformtes Thongefäß, das mit einem Kalbfelle überzogen war.

Der Orient hat, wie das klassische Altertum, eine tiefgewurzelte Abneigung gegen die Ausübung der Kunst Terpsichores. Die Auffassung der Römer vom Tanze gipfelte in dem Satze: Nemo sobrius saltat, nisi forte insanit. (Kein nüchternen Mann tanzt, er müßte denn ein Narr sein!). Das Tanzen wurde zu einem Gewerbe, und die dasselbe ausübenden Frauen waren Sklavinnen oder standen auf einer niedrigen gesellschaftlichen Stellung. Da aber im kaiserlichen Rom die Nüchternheit keineswegs in Permanenz erklärt war, so kam es gar nicht selten vor, daß nach frühlichem Bechgelage und einem tiefen Blick in einen dickbauchigen Krug voll feurigen Falerners selbst vornehme Herren die senatorische Würde vergaßen und rosen- und weinlaubumkränzt an der Hand der schönen Tänzerinnen einen tollen bacchantischen Reigen ausführten.

Anderß der Moslem. Diesem verbietet der Korân den belebenden Trank der Rebe, und nichts vermag ihn zur Aufgabe seiner würdigen Haltung zu veranlassen. Nur bei der Feier religiöser Feste führen die Anhänger einiger Sekten in fieberhaftem Paroxismus wilde Tänze auf, nie aber wird der Orientale einem Weibe den Arm zum Tanze bieten, sondern es vorziehen, sich an den Bewegungen einer geschulten Almô zu weiden.

Worin besteht nun aber dieser beliebte Tanz des Morgenlandes?

Auf das Zeichen einer der Tänzerinnen brach die lärmende Musik plötzlich ab und begann dann piano eine Art Tanz zu spielen. Das Mädchen erhob sich, löste einen Schleier aus ihrem Gürtel und umschritt dann in einem zögernden Pas de deux die Bühne. Das Kostüm der mit reichem, schwerem Goldgeschmeide gezierten Tänzerin war ein buntes, glitzerndes. Die Schultern umhüllte eine vorn offene Jacke, die über und über mit schweren Goldstickereien bedeckt war und deren Wert mir von Kennern mit 2—300 Mark bezeichnet wurde. Weite bis zu den Knöcheln reichende Beinkleider wurden durch einen um die Hüften gefühlungenen Shawl gehalten, und über dieselben fiel ein kurzer Tanzrock, der aus Reihen zweifarbiger Plissés bestand.

Jetzt wurde die Musik lebhafter, lauter, die Tänzerin trat in die Mitte des Podiums und drehte und bog den schmiegsamen, elastischen Körper in tausend phantastischen Wendungen, den Schleier in grazioser Haltung über dem Haupte schwingend. Dann stand sie wieder still, und in den Beinen begann eine zitternde Bewegung, die sich als eine nach oben steigende, alle Muskeln erregende Vibration durch den ganzen Körper fortsetzte und schließlich in heftigen Zuckungen des Unterleibes, dem eigentlichen „Bauchtanz“, auf dessen Beschreibung ich hier nicht näher eingehen will, ihren Abschluß fand.

Tänze wechselten mit Musikvorträgen. Gedruckte Programme gab es hier natürlich nicht, und so kam ich anfänglich recht in Verlegenheit, was die manchmal sehr ausdrucksvollen Vorgänge auf der Bühne vorstellen sollten.

Zuerst hatte ich in dem wirren Durcheinander der gellenden, quietschenden und klappernden Blas-, Streich- und Schlaginstrumente, die in den fürchterlichsten Disharmonien den Hörsinn quälten und marterten, eine Annäherung an eine

musikalische Grundidee nicht zu finden vermocht, dann aber gelang es mir nach längerem Hinhorchen doch, gewisse Melodien aus diesem Regenbräu von Tönen herauszulösen. Waren sie auch bizarr und kraus, wie jene Verzierungen, die nach den Arabern ihren Namen erhielten, so waren sie doch immerhin vorhanden.

Die Melodien einiger dieser Kouplets prägten sich sogar, wiewohl ich den Text nur schwer verstand, meinem Gedächtnisse ein, und wenn ich später gelegentlich einen Mauren traf, der vergnügt so ein Liedchen vor sich hinträllerte, so mußte ich stets still lächelnd an jenen Abend zurückdenken, an dem ich die sonderbarsten Musikstudien meines Lebens gemacht hatte.





## Kapitel VII.

### Fantasia.

**F**as aus dem Altgriechischen in das Arabische übernommene Wort „fantasia“ hat in dieser Sprache eine eigene Auslegung und Bedeutung erfahren. Man bedient sich seiner, um alles das zu bezeichnen, was aus dem Rahmen der Alltäglichkeit heraustritt. — So spricht man von einem Manne, der erhobenen Hauptes und gemessenen Schrittes würdevoll durch das Straßengewühl wandert und die Grüße seiner Nachbarn nur nachlässig erwidert: „andü fantasia bessef!“ — er ist sehr stolz! Eine Zimmerdecke mit schön gemalten Ornamenten — fantasia! — eine schwere, goldene Kette mit starken Gliedern — fantasia! — ein Rosen- oder Jasminsträußchen unter die Sheshia ans Ohr gesteckt — fantasia! — ein goldgestickter Sattel, ein mit Silber ausgelegtes Gewehr, ein Pferd, das mutig Kopf und Schweif trägt und zierlich die Hufe setzt — alles fantasia!

So darf es nicht verwundern, daß die Bedeutung des Wortes auch auf diejenige festliche Veranstaltung übertragen wurde, bei der sich alle Eigenschaften, die einzeln die Bezeich-

nung fantasia davontragen, zu einem großen Ganzen vereinen, bei der stolze Männer in leuchtenden Gewändern mit blihenden Waffen in den Händen auf mutigen, kostbar geschirrten und gezäumten Rossen sitzen und diese zum Kampfspiel wild tummeln.

Diese Wettrennen und Kampfspiele, in denen der Araber „das Pulver sprechen läßt“, sind echt national und auf sie wird die Bezeichnung „Fantasia“ mit ganz besonderer Bedeutung angewendet. Festlichkeiten irgend welcher Art innerhalb des Stammes — Hochzeiten, Geburt eines ersten Sohnes, Beschneidung u. a. — geben eine willkommene Veranlassung zur Veranstaltung einer Fantasia.

Die erste Gelegenheit, einer Fantasia in größerem Maßstabe beizumohnen, bot sich mir während meines Aufenthaltes in Souffe. Die schnell aufblühende Hauptstadt des Sahels fühlte sich im Frühjahr 1891 schon so weit erstarkt, daß sie die Veranstaltung von Pferderennen zum ersten Male wagen zu können glaubte. Die Teilnahme, die diesem Unternehmen von der europäischen und eingebornen Bevölkerung entgegengebracht wurde, war eine allgemeine und der Erfolg sollte das Werk krönen.

Für die Stadt bildeten natürlich die Rennen ein öffentliches Fest, und da dieselben überdies in die Tage des moslemischen Ramadhans und der jüdischen Passahfeier fielen, so war am Sonntag und Montag kaum ein Geschäft in der Stadt geöffnet. Schon am Samstag kamen die Schaulustigen in Wagen und zu Pferde, auf Eseln und Maultieren aus dem ganzen Küstengebiet herbeigeeilt. Die öffentlichen Gebäude und viele andere Häuser hatten geflaggt, und eine von sämtlichen Hornisten und Tambours wie dem Musikcorps des in Souffe garnisonierenden 4. Regiments Tirailleurs d'Afrique ausgeführte *Retraite aux Flambeaux* (Zapfenstreich) leitete am Samstag Abend das Fest ein.

Die Rennen des ersten Tages unterschieden sich in wenig von der Art und Weise, wie sie von den europäischen Bahnen her bekannt ist. Der zweite Tag dagegen brachte eine reiche Fülle der interessantesten Beobachtungen; denn nur selten findet ein Reisender eine so günstige Gelegenheit, einem größeren Rennen oder einer Fantasia der eingebornen Reiter beizuwohnen zu können. Ein ganz eigenartiges Leben entwickelte sich denn auch am Montag Nachmittag auf dem weiten Wiesenplane südlich der Stadt. Der Damenflor auf den Tribünen war der gleiche wie am Tage zuvor, aber auf dem Sattelplatze hielten gegen 400 bis an die Zähne bewaffnete Beduinen auf prächtigen, kostbar aufgeäumten Steppenrossen, die ungeduldig mit ihren Hufen den Boden scharrtten und nickend und knabbernd den Schaum von den Gebißstangen schleuderten.

Die für die Rennen angemeldeten 42 Pferde, meist Hengste, waren in fünf Gruppen geteilt, welche nach einander starten sollten. Die Strecke betrug 1500 m, für jede einzelne Gruppe war ein Preis von 200 tunesischen Piaſtern (etwa 100 Mk.) ausgesetzt. Die Araber hatten von den Jockeys gelernt. Sie entledigten sich ihrer weiten, wallenden Obergewänder, rollten das lange, schwere Turbantuch von der Scheschia und stiegen in seidener Weste und weiten, leichten Beinkleidern in den Sattel.

Anfangs bot der Ablauf einige Schwierigkeiten, denn es gelang dem Rennkomitee nur mit Mühe, diesen ungezügelten Söhnen der freien Steppe die Beobachtung der einfachsten Rennregeln begreiflich zu machen. Endlich senkte sich die rote Fahne, und wie eine Wetterwolke vorm Winde säubte das Feld dahin. Wohl selten habe ich einen Zuschauerkreis den Lauf der Pferde mit so gespannter Aufmerksamkeit verfolgen gesehen, als hier diese Nomaden. Für sie galt nicht der Preis, wengleich sie auch diesen keineswegs verachteten,

sondern die Ehre des Stammes. Mit lauten Ausrufen begleiteten sie jeden Wechsel auf dem Plan, und als an der letzten Biegung ein herrlicher Schimmelhengst plötzlich einige Längen vorschob, da gellten Naturlaute durch die Luft, die zarter besaitete Gemüter unter den Zuschauern mit geheimem Schrecken erfüllen mochten.

Die Rennen fanden auf flacher Bahn statt; denn das nordafrikanische Pferd ist kein Springpferd. Nach Beendigung dieser Rennen wurde dann noch ein Meisterschaftsmatch von den fünf Siegern geritten. Es waren wunderschöne Tiere, die dort zum Posten geführt wurden, die erlesensten, welche jezt in den zentraltunesischen Steppen galoppierten. Einer der Reiter, ein Mād Hamira, trug grausam lange Sporen, spitze, gerade Eisenstacheln von 13—15 cm Länge, mit denen er seinem Pferde ganz furchtbare Wunden gerissen hatte.

Die Strecke war auch für diesen Lauf die gleiche geblieben; als Preise wurden 600 Piafter dem ersten, 300 dem zweiten und 100 dem dritten Pferde ausgesetzt.

Die Palme des Tages trug ein grauer Hengst davon: Sid (der Löwe), Eigentum eines Nomaden vom Stamme der Mād Mādjer, der weit aus dem Innern des Landes von den Ruinen der alten Römerstadt Suffetula in langen Tagereisen herbeigeeilt war, um seinen „Löwen“ kämpfen zu lassen. Der Vater des Besitzers, ein alter, greiser Mann, wußte sich vor Freude kaum zu fassen, als er den „Löwen“ mit drei Längen Vorsprung das kleine Feld führen sah. Wie närrisch hüpfte er lachend und weinend auf dem Plan umher. Seine Freude ließ ihn die dem Orientalen eigene Würde ganz vergessen und nur gewaltsam konnten ihn die aufgestellten Posten davon zurückhalten, daß er dem Sieger auf der Bahn entgegenlief. Das zweite Pferd war Schitāna (die Teufelin) vom Stamme der

Ulad Suässi, deren Weidegründe in dem welligen Steppengebiete südlich des Salzsees von Sidi El-Häni liegen. Der Sieger hatte die 1500 m lange Bahn in 2 Min. 8 Sek. durchgemessen.

Dann nahm die eigentliche Fantasia ihren Anfang. In feierlichem Zuge defilierten sämtliche Reiter, wohl 400 an der Zahl, vor den Tribünen und nahmen an dem einen Ende der Bahn Aufstellung. Die langen Flinten quer über den Sattel gelegt oder über die Schulter gehängt, boten die tiefbraunen, phantastisch in den weitwallenden Burnus gehüllten Gestalten einen wahrhaft kriegerischen Anblick.

Der mit steiler Rückenlehne und hohem Sattelknopf versehene Sattel war bei manchen mit rotem oder grünem Samt überzogen und mit reicher, schwerer Gold- oder Silberstickerei bedeckt. Ebenso geziert waren Baumzeug und Brustriemen. Vom Sattel herniederwallend die Croupe des Renners verhüllend, flatterten lange seidene, buntgestreifte Decken in Rot und Grün, Gelb und Blau, Rosa und Weiß, wie die Turnier-Schabracken aus ritterlicher Minnezeit. Das Gebiß, die Riemenschnallen und die mächtigen, breiten Steigbügel waren gleichfalls vielfach von Silber. Selbst ganz aus diesem Edelmetall getriebene, breite Patronengürtel sah ich hier, welche wie ein Panzer die Brust des Reiters umschlossen. Es waren dies durch Generationen vererbte Prunkstücke, die nur bei festlichen Gelegenheiten zur Schau getragen wurden.

Etwa zwanzig, von einem arabischen Offizier geführte Spahis (Reiter im Dienste der Regierung) attackierten nun mit geschwungenem Säbel den Beduinentrupp und schwenkten, dicht vor der Front angelangt, plöblich zu beiden Seiten ab. Bei dem scharfen Parieren pläzte ein Satteltgurt. Reiter und Sattel flogen in mächtigem Bogen über den Hals des Pferdes,



nahmen aber, wie es schien, keinen Schaden. Jetzt löste sich ein einzelner Reiter aus dem Geschwader, in langgestrecktem Galopp brauste er auf der Bahn einher, der weiße Burnus flatterte malerisch im Winde. Hoch aufgerichtet stand der Beduine in den kurzen Bügeln, das Auge spähend in die Ferne gerichtet, die Büchse mit gespanntem Hahne zum Anschlag fertig in der Hand. Jetzt scheint er den Feind erblickt zu haben, er reißt das Gewehr an die Wange, zielt in vollem Jagen, und donnernd rollt der Schuß über die Ebene. In schnellem Galopp dahinstäubend wirft er die Büchse über die Schulter und greift zum Yatagân. Dem ersten folgt ein zweiter, ein dritter, der das gleiche Manöver wiederholt, und diesen folgen in kurzen Zwischenräumen weitere, bis das ganze Geschwader auf der anderen Seite der Bahn vereint ist. Von dort aus wiederholen sie den Lauf zu zweien. Schulter an Schulter kommen sie dahergesprengt, und fast gleichzeitig entladen sich die Schüsse.

Diese Nomaden sind geborene Reiter. Schon als Säuglinge werden sie von der Mutter rittlings auf der Hüfte oder dem Rücken getragen. Nur ein leichtes Tuch hindert sie am Herabgleiten. Hier bereits lernen sie die ersten Anfangsgründe des „Schenkel heran“. Dann sitzen sie während der weiten Wanderungen ihres Stammes tagelang auf den kleinen, unermüdblichen Eseln, und wenn sie später zu Pferde steigen, dann vermag auch das ärgste bucking horse sie nicht aus dem Sattel zu bringen.

Ein Ritt zu Bieren beschloß diese Art von Schauspiel, das Gewehrfeuer wurde salbenartig, und dichter Staub und Pulverdampf lagerten auf der Bahn.

Da erschollen von fern Paukenschläge und gellende Marinettentöne durch den Lärm. Ein Hochzeitszug aus der Steppe nähert sich. Auf dem Rücken eines riesigen Dromedars, gegen

profane Blicke durch einen zeltartigen Überbau von roten und blauen Tüchern abgeschlossen, sitzt die Braut. Schwere, ~~silberne~~ **Reinspangen** sind am Sattel und Baumzeug des Lasttieres aufgehängt und **Ringen** bei jedem Schritte desselben lustig gegeneinander. Ein zweites Dromedar trägt in mächtigen, grell bemalten Kisten die Aussteuer. Ein dichter Schwarm von verhüllten Frauen und halbnackten Kindern umgiebt die Braut und begleitet die unmelodische Tamtammusik mit näselndem Gesänge. Vor den Tribünen nimmt der Zug Aufstellung.

Ein Teil der Beduinen beginnt seine Reitkünste vor der Braut zu zeigen. Die Kampfspiele von vorhin wiederholen sich. Einige gewandte Reiter jagen in voller Karriere, hoch aufgerichtet auf dem schmalen Sattel stehend, ein Gewehr oder ein Schwert in der Rechten schwingend, an dem Hochzeitszuge vorüber. Die mutigsten Kämpfen werden mit einem trillernden, langanhaltenden Schrei, der wie ein endloses Jujujuju! in der Luft vibriert, durch die Frauen begrüßt.

Die Reiterschar trabt wieder von dannen. Da tauchen in der Ferne verdächtige Gestalten auf, Beduinen zu Pferde, erst einzelne, dann mehrere. Eine große Unruhe bemächtigt sich der Hochzeitsgesellschaft. Die Frauen schreien ängstlich auf, ein alter Araber wirft geschickt Sand hoch empor, der im Herniederfallen eine weit sichtbare Staubsäule in der Luft bildet. Es ist dies eine in der Steppe allgemein gebräuchliche Weise, um den Nachbarn Signale zu geben, ihnen u. a. den Einfall räuberischer Horden anzuzeigen und um Unterstützung zu bitten.

Ein feindlicher Reitertrupp überfällt den Hochzeitszug, die Braut schwebt in höchster Gefahr, da nahen mit verhängtem Bügel die Reiter, Nomaden aus den nächsten Duars. Flintenschüsse blitzen von allen Seiten auf, Reiter und

Stöße bilden einen unentwirrbaren Knäuel, dann wenden sich die Feinde zur Flucht, und mit gellendem Triumphgeschrei setzen die Sieger den Fliehenden nach.

Mit diesem effektvollen und szenisch reichem Bilde erbeten die ersten Rennen im Sahelgebiet.





## Kapitel VIII.

### Eine Jagdstreife am Hed Kamel und dem Djebel Gakhmäs.

Wildschweine giebt es dort massenhaft und die Steinhühner schwirren wie die Fliegen herum, das können Sie glauben!“ so schloß der brave Pepino, ein Malteser von untersehter Statur mit breitem Nacken, aus dessen rundem, wohlgenährtem Antlitz ein Paar Schweinsäugelchen gutmütig blinzelten, eine lange Rede, in der er mir und zwei Bekannten die Reize der Berglandschaft östlich vom Djebel Jaguân und deren ungeheuren Wildreichtum mit südländischer Lebhaftigkeit in glühenden Farben geschildert hatte.

Besonders der Bericht über die Wildschweine hatte unsere Jagdbegierde rege gemacht, und noch am gleichen Abend beschloßen wir vier, die wir da bei dampfenden Pfeifen und Grog — es wird auch an den gesegneten Gestaden der Kleinen Syrte im Dezember manchmal recht kühl und rauh — gemütlich bei einander saßen, gleich nach Neujahr einen Streifzug in das Waidmanns-El dorado zu unternehmen.

Mit Munition und Proviant reichlich versehen, verließen wir etwa eine Woche später in aller Frühe und bei völliger

Dunkelheit in zwei kleinen doppelsitzigen Boroginos — einspännige Wagen mit zwei hohen Rädern — das gastliche Monastir. Durch reiche Olivenplantagen führte uns die von der französischen Verwaltung angelegte, vorzügliche Heerstraße nach dem reizenden Dörfchen Skanis. Hier verläßt der Weg den niedrigen, fruchtbaren Höhenzug, der SW—NO streichend den Landvorsprung von Monastir bildet und senkt sich zur breiten Sebka von Sahilin, die während der Wintermonate inolge der Regen mit Wasser gefüllt zu sein pflegt, im Sommer aber austrocknet.

Die Straße führte mitten durch diese Sebka, die in ihrem südlichen Teile den kleinen Ued Djemmäl in vielästigem Delta aufnimmt, hindurch. Allmählich war es heller geworden, hinter dichten Wolkenmassen war die Sonne aufgegangen, und einzelne matte Strahlen schimmerten wunderbar auf dem breiten Wasserspiegel.

Ungefähr  $3\frac{1}{2}$  km. hinter Skanis zweigt sich die alte Römerstraße, welche Hadrumetum mit Ruspina verband, und auf deren festen Fundamenten der neue Weg erbaut ist, nach rechts ab, überschreitet eine tiefere Stelle der Sebka auf uralter, fester Brücke und hält sich dann dicht am Meere, während die Chaussee mehr landeinwärts weiterführt.

Kurz hinter dieser Gabelung des Weges erhebt sich zu unserer Rechten zwischen Sebka und Meer eine wunderherrliche Palmenwaldung. In allen Stadien konnte man hier die Entwicklung der schönen Dattelpalme betrachten, vom jugendlichen Palmenbusch bis zum ausgewachsenen alten Baume mit seiner charakteristischen schlanken Gestalt. Obgleich die Dattelpalme überall häufig als einzelner Baum vorkommt, so ist dies doch die einzige mir bekannte Stelle der Dstküste von Hammâmêt bis Monastir, die einen ganzen Palmenwald aufzuweisen hat.

Auch zur Linken wurde das Land wieder freundlicher, dunkle Olivenwäldchen traten an die Straße näher heran, und aus ihnen leuchteten die weißen Häuser von Sahlin. Weiter ging es im schlanke Trabe, wir überschritten auf einer Brücke den kleinen Ued Amdän und genossen noch den Anblick einer nach Hunderten zählenden Schar der schönen, rosiggefiederten Flamingos, die in der Sebtha, leider weit außer Schußbereich, ihren Morgenimbiß verzehrten und wohlbehaglich nach Gänseart dazu schnatterten.

Jemehr wir uns Souffe (arab. Süssa) näherten, desto bunter gestaltete sich das Leben auf der Straße. Araber auf schwerbeladenen Eseln und Kamelen, frohlich in ihren großen, weißen oder grauen Burnus gehüllt, kamen uns entgegen. Die Frauen trotteten barfüßig, das Gesicht mit ihrem bauschigen, oft einzigen Gewande, dem Häik verdeckend, nebenher, während der Herr und Gebieter mit Stolz und Würde einherritt.

Nach etwa zweistündiger Fahrt hatten wir Souffe erreicht; wir stellten Pferde und Wagen im Fondük vor der Stadt ein, trennten uns dann, da noch jeder verschiedene Besorgungen und Einkäufe zu machen hatte, und trafen uns dann wieder nach Verabredung in einem Kaffeehause, um den Körper für die uns noch bevorstehende lange Reise zu stärken. Gegen 11 Uhr saßen wir wieder im Wagen und rollten zum Stadthore hinaus. Nördlich von Souffe wird das Gelände etwas wellig; es sind flache Höhenzüge, die nach dem Meere zu abfallen.

Nicht sehr weit hinter der Stadt erblickt man römische Trümmer, höchst wahrscheinlich Reste des alten Hadrumetum. Reiche Olivenkulturen begleiteten zu beiden Seiten den Weg, hin und wieder wurde der Blick auf das wunderbar blaue Meer im Osten frei.

Einer interessanten Erscheinung auf dieser Wegstrecke will ich an dieser Stelle noch gedenken. Wiederholt mußten wir auf hohen Brücken 30—35 m tiefe und nicht sehr breite cañonartige Schluchten überschreiten, die in vielfach gewundenen Bogen das Land durchfurchten. Es waren tiefe Erosionsbetten, welche die durch keine Vegetation aufgesogenen Wassermassen, die während der Wintermonate in gewaltigen Regengüssen niederstürzen, mit der Zeit in den weichen Kalkmergelboden, dessen Schollen durch die starke Insolation im Sommer gesprengt werden, gegraben hatten.

Nach  $\frac{3}{4}$  stündiger Fahrt passierten wir Hammâm Sussa, zu deutsch: Bad Sussa, doch konnte ich nicht in Erfahrung bringen, ob hier heilkräftige Quellen aus dem Boden sprudeln, oder ob der Ort nur größeren arabischen Volksbädern seinen Namen verdankt.

Im Westen sahen wir den Rauch von dem hinter Hügeln versteckt liegenden Kâla' Nebîra aufsteigen, und nach einer Krümmung des Weges lag eine Reihe eigenartig geformter Berge vor uns. Es sind dies vier breite Tafelberge, die, wenngleich scheinbar isoliert, eine Kette bilden, welche WSW—NON streichend stufenförmig zum Meere abfällt. Auf dem höchsten, westlichsten der vier Tafelberge befindet sich eine trigonometrische Station und ein Gebäude des Service Géographique. Die Straße windet sich zwischen dem 2. und 3. dieser Stumpfegel hindurch, führt an 3 km nach W und wendet sich dann NW und erreicht nach etwa 5 km die in dichten üppigen Kaktusheden versteckte Ortschaft Sidi Bâ 'Alî. Kurz hinter diesem Dorfe bricht die gut gebaute, neue Landstraße ab, welche wir bisher im flotten Trabe passieren konnten, und es beginnen die richtigen afrikanischen Wege.\*) Tief

\*) Im Sommer 1890 wurde die Kunststraße von Sidi Bâ 'Alî nördlich bis Enfidaville geführt und dem Verkehr übergeben, gegen-

8\*

schneiden die schmalen Räder in den weichen Boden ein, der mit niedrigen, hartstenglichen Salsolaceen bedeckt ist, die breitgeästet über die Erde hinkriechen; oft auch macht sich der dornige Sarib (*Zizyphus Lotus*) mit seinem häßlichen, starren Gestrauch breit. Wenige Kilometer östlich sahen wir den breiten Spiegel der Sebtha Salt El Menzel und nördlich dieses Beckens blinkten die weißen Häuser von Fergla, dem alten Horea Coelia, im Sonnenschein. Nach Westen verlor sich der Blick in der weiten Steppe, und nur aus dem fernen Nordwest blaute der scharfe, zackige Doppelgipfel des hohen Djebel Zaguan, der schon von Souffe an für uns eine deutliche Landmarke bildete, herüber.

Nirgendß erblickte man ein menschliches Wesen oder das geringste Anzeichen von Kultur. Erst nachdem wir nach mehrstündiger ermüdender Fahrt den Maräbut (Kapelle) des Sidi Soia passiert hatten, wurde die Landschaft belebter. Wir trafen auf große Herden der in Nordafrika so verbreiteten Fettschwanzschafe, deren Färbung vielfach weiß mit braunem Kopfe ist. Besonders fiel mir die überaus große Anzahl der reizenden jungen Lämmer auf, die teilweise noch mit der Nabelschnur lustig umhersprangen oder mit dem charakteristischen kurzen Stoßen des Kopfes an den Mutterschafen saugten. Bald auch sahen wir die in der ganzen weiten Ebene zerstreut oft hinter Kaktushecken (hendi) oder dichtem Dornestrüpp versteckt liegenden, schwarzen, niedrigen Zelte der nomadisierenden Beduinen.

Sogar Bodenkulturen trafen wir in diesem scheinbar unfruchtbaren Gebiete an, welche, je weiter wir nach Norden vordrangen, an Umfang zunahmen, bis wir uns, in der Nähe von Dar El Bey angelangt, inmitten eines unübersehbaren wärtig dürfte der gesamte Stahenzug Tunis-Enfidaville-Souffe bereits vollendet sein.



Komplexes beackerten Landes befanden. Meine Vermutung, daß das ganze Küstengebiet von Sidi Bâ 'Alî bis zur Höhe von Hammâmêt ôdes, unfruchtbares Steppenland sein würde, hatte sich als irrig erwiesen. Wir befanden uns in dem ausgedehnten Territorium der Société franco-africaine, gewöhnlich Enfida-Compagnie genannt, welche diese ungeheueren Landstrecken für 2½ Millionen Franken erworben hat und deren Hauptsitz sich in Dar El Bey (von den Franzosen Enfidaville genannt) befand, das wir gegen Sonnenuntergang erreichten. Wie schon der Name besagt (Haus des Bey) befindet sich hier ein festes Haus der Beamten mit daranstoßendem Park. Zur Seite des Schlosses, wenn man diesen Namen hier gebrauchen darf, erheben sich hohe, mehrstöckige Gebäude mit den Wohnungen für die Direktoren und andere europäische Angestellte der Gesellschaft. Auf dem Platze vor der parkartigen Gartenanlage fanden wir in Zelten, Strohhütten und Bretterbaracken die arabischen Handwerker des Ortes: Schmiede, Tischler, Schneider, Schuhmacher u. s. w., die wie gewöhnlich ihr Tagewerk auf der Erde sitzend verrichteten.

Eine Schule, Postanstalt mit provisorischem Telegraphen, Epicerie (Specerei-Handlung) und Bäckerei nebst Gasthaus befanden sich in mehreren Steingebäuden.

Die Société franco-africaine verfügt nach offizieller Angabe über etwa 120 000 Hektare mehr oder weniger fruchtbaren Landes. Ein großer Landkomplex ist von der Gesellschaft selbst unter den Pflug genommen worden. Die Hauptaufmerksamkeit hat natürlich die Gerste gefunden, welche außer Weizen allein von den Getreidearten in Tunis angebaut wird, doch sind auch die Versuche mit der Anlage von größeren Weinplantagen sehr günstig ausgefallen. Der Enfida-Wein, ein vino nero, wird an der Küste gern getrunken, und auch das aus den Trebern u. s. w. gewonnene Destillat, das Eau de

vie de Mare, ist ein bei den Franzosen sehr beliebtes Getränk.

Da es der Gesellschaft noch auf weite Jahre hinaus unmöglich sein wird, ihr gesamtes Gebiet selbst zu beackern oder auch nur als Weideland zu benutzen, so hat sie sich veranlaßt gesehen, für gewisse Frist und gegen Abgaben bestimmte Landstriche an die Beduinenstämme der Umgegend zu verpachten. Für Weideland haben dieselben jährlich 1 % von den Schafen und 5 % von den Lämmern abzugeben; wie sich die Pacht für Ackerland stellt, konnte ich nicht erfahren.\*) Die Beduinenstämme dieser Gegend gehören sämtlich zum Amtsbezirk des Kâid von Dar El Bey, eines gar gestrengen Herrn, den ich auf der Rückfahrt besuchte und von dem ich noch später sprechen will.

Die Sonne war inzwischen untergegangen, und da in diesen Breiten die Dunkelheit schon recht schnell hereindrückt, so mußten wir uns beeilen, um unser Nachtquartier, das noch einige Kilometer nördlich lag, zu erreichen. Die Pferde waren schon sehr ermüdet, und meist nur im Schritt kamen wir auf den schlechten Wegen vorwärts. Endlich schimmerte vor uns ein Licht, bald unterschieden wir die einzelnen Baracken einer Malteser-Ansiedelung, und die beiden Araber, welche wir auf einer Charette (zweirädriger Lastkarren) mit Proviant und Munition einen Tag vorausgeschickt hatten, kamen uns entgegen.

Unser Gastfreund Jean Marie, ein Malteser, meist kurzweg Sem genannt, hieß uns in seiner kleinen Holzbaracke willkommen. Es war dies eine kleine, doch nicht zu niedrige Bude, die alle möglichen Viktualien, Alkoholika und sonstige Handelsartikel im buntesten Durcheinander barg. In dieses

\*) Europäische Kolonisten bezahlen eine Pacht von 6 bis 10 Franken für den Hektar, je nach Lage und Bodenbeschaffenheit.

Tohwabohu paßte unser Freund so recht hinein: stets in Hemdsärmeln, an den nackten Füßen arabische Pantoffeln, die rote Binde um den Leib, auf dem wettergebräunten, gutmütigen Gesicht einen noch mehr verwitterten Hut, war er so recht das Bild eines der letzten Vorposten europäischer Zivilisation am Rande der Wildnis.

Wir suchten es uns, soweit der Platz es uns erlaubte, bequem zu machen und streckten die vom langen Fahren steifgewordenen Glieder. Zu unserer großen Freude hatte Sem für ein warmes Abendessen Sorge getragen. Auf einem der niedrigen, transportablen arabischen Herde inmitten der Baracke brodelte in einer großen Blechkasserolle eine kräftige Hühnersuppe. Sem gab sich alle erdenkliche Mühe, um sein selbst zubereitetes Mahl auf einer großen Kiste möglichst zivilisiert vorzusetzen, doch blieb der Erfolg ein recht zweifelhafter, denn Geschirr und Besteck ließen bedenklich an Sauberkeit zu wünschen übrig. Nun, über solche Kleinigkeiten sieht man hier leicht hinweg; unser Appetit war groß, und Huhn und Brühe vorzüglich. Nachdem wir noch unsern Kaffee geschlürft und die letzte Pfeife ausgeraucht hatten, sehnten wir uns alle nach Ruhe und rüsteten unser hartes Nachtlager her. Meinem deutschen Freunde und mir überließ Sem seine Holzpritsche, während die drei Romanen sich ihr Lager an der Erde bereiteten. Ich setzte mich in Gedanken zurück in die Zeit, wo ich als preussischer Einjähriger so manche Nacht auf harter Pritsche gelegen hatte, und war bald eingeschlafen.

Am nächsten Morgen brachen wir in aller Frühe auf. Lebensmittel für zwei Tage wurden auf die mit einem starken Maultier bespannte Charette geladen, die uns auf der ganzen Tour begleiten sollte, während die beiden Boroginos in El Ahlé zurückblieben. Nach etwa einstündigem Marsch passierten wir das einsame Bordj El Ahlé, und dann führte der Weg

geradezu nördlich durch Gestrüpp und Steppe an vereinzelt Landkulturen vorüber nach Sidi 'Abd er Rahmân, einer Vereinigung mehrerer Marâbutz. Von hier wandten wir uns nach NW und erreichten gegen 2 Uhr nachmittags den Ued Kamel.

Dieser Fluß entspringt nach der französi. Generalstabkarte als Ued Bagra auf dem Nordwestabhang des Djebel Baguân, wird nach Aufnahme des Ued Sidi Sid in seinem Mittellaufe Ued Kamel genannt und fällt als Ued Khûkha (N) und Ued Qed (S) in den Golf von Hammâmât.

Das breite Thal, in das wir traten, wird im Norden vom Djebel Gakhmûs, der SW—NO streicht, eingefäumt, während den Südrand die niedrigen breiten Hügel der Ausläufer des Djebel Djerâdu und Djebel Akers bilden.

Dichtes Buschgestrüpp (wilder Rosmarin, Pistacien, Thymian, Sarib u. s. w.) bedeckt die Berghänge und zum großen Teile auch die Thalsohle. Die Wegespur verschwindet hier ganz, und obgleich auf der von der französischen Heeresverwaltung herausgegebenen Spezialkarte eine Fahrstraße eingezeichnet war, mußten wir uns doch ganz der Leitung eines eingeborenen Führers überlassen.

Auf unserer Jagdstreife, die wir den Ued Kamel, dessen klares Wasser uns oft erfrischte, aufwärts unternahmen, trafen wir besonders zahlreich das Stein- oder Klippenhuhn (*Caccabis petrosa* Gm.) an. Wir fanden es jetzt Anfang Januar bereits paarweis und nicht mehr in Völkern vor, da zeit des Huhnes meist schon im Monat März begir-

Das Huhn ist größer und viel lebhafter und gezeichnet als das heimatische Rebhuhn, besitzt aber pikanten Wildgeschmack, der das letztere auszeichne:

Bei dem Durchpürschen des Thales und der Uferhänge trafen wir auf häufige Spuren römisch-lungen. Meist bedeckte das Trümmergeröll :



Mauern den von dichtem Gestrüpp überwucherten Boden, aber das suchende Auge entdeckte auch noch ganze Häuserfundamente, sogar zuweilen Säulenreste, doch letztere selten. Neben diesem historischen Belege für die Kulturfähigkeit des Bodens erhielten wir bald einen weiteren Beweis, indem wir auf nicht unbedeutende, von Beduinen bebaute Ackerflächen stießen, welche mit Weidegründen wechselten, auf denen stattliche Herden von Rindern, Schafen, Ziegen und Kamelen weideten. Hin und wieder sah man auch einen Trupp Pferde, die mit gekoppelten Vorderfüßen unbeholfene Sprünge auf dem Wiesenplane ausführten. Weiter im Hintergrunde versteckt mußten mehrere Duars liegen, denn an verschiedenen Stellen stiegen Rauchsäulen senkrecht zum Himmel auf.

Während wir in dieser Gegend jagten, gesellten sich mehrere Araber zu uns, deren unglaublich lange Flinten wohl mehr dazu geeignet waren, harmlosen Wanderern Schrecken einzujagen, als wirklich Schaden anzurichten. Bald kam uns auch der Scheikh des nächsten Duars entgegen und lud uns ein, bei ihm unser Nachtlager aufzuschlagen, indem er gleichzeitig einen Boten entsandte, um unsern Wagen herbeizurufen. Wir nahmen, zumal der Abend hereinbrach, das Anerbieten dankend an und begaben uns unter der Führung des Scheikh nach dessen Duar.

Dieser lag vom Thale aus ganz unsichtbar auf einer Berghalde zwischen dem Djebel Gakhmûs und dessen Vorbergen. Die sechs Feuerstätten des Duars bestanden aus Hütten und Zelten. Erstere waren ziemlich umfangreich angelegt. Ein Gerüst von Olivenzweigen war mit Halsmatten und Dornestrüpp belegt und zum Teil mit Erde beworfen worden. Die Zelte waren flach und bestanden aus langen, aneinandergenähten Decken, die aus Ziegenhaar gewoben werden und schwarz gefärbt sind. Die Stütze für das Zelt

im Innern bildeten einige knorrige, gebogene Äste des Olivenbaumes.

Das Zelt, das uns angewiesen wurde, war gerade nicht sehr groß, machte aber mit den sauberen Halbamatten (aus den Palmen der *Stipa tenacissima* geflochten) auf dem Fußboden einen recht hübschen Eindruck. Rings um das Zelt war ein dichter Wall von Dornestrüpp aufgehäuft.

Inzwischen war auch unser Wagen herangekommen, und wir erfrischten unsern Körper aus den mitgebrachten Mundvorräten und durch einen tüchtigen Schluck Wein. Als wir uns auf dem harten Boden in unsere Decken gewickelt zur Ruhe ausstreckten, ließ uns erst der ziemlich zahlreich vertretene *Pulex irritans* keine Ruhe, endlich aber siegte doch die Mattigkeit. Wir mochten bis Mitternacht geruht haben, als wir plötzlich durch dumpfen Donner aus dem Schlafe geweckt wurden. Ein starkes Gewitter, wie ich es selten erlebt, war über uns heraufgezogen. In dichten Strömen rauschte der Gewitterregen hernieder, und bald stand das Wasser über Handhoch im Zelte. In mindestens fünf Sprachen wurde geflucht über diese unliebsame Störung; an ein Schlafen war trotz der Mattigkeit nicht mehr zu denken. Ich hatte mich auf eine große, hölzerne Milchschüssel, die wie ein Fels in der Flut ragte, gerettet und verbrachte auf ihr kauern, zähneklappernd den Rest der Nacht.

Endlich brach der Morgen an, ein Feuer wurde angezündet, da der Regen aufgehört, und wir suchten uns zu wärmen und zu trocknen. Zu meinem größten Schrecken mußte ich wahrnehmen, daß meine langen Stiefel, die ich für die Nacht mit einem Paar leichter Schuhe vertauscht hatte, bis über die Hälfte voll Wasser standen. Nur mit Mühe und unter Schmerzen vermochte ich meine Füße hineinzuzwängen, und doch stand uns gerade heute ein großer Marsch bevor.

Unter persönlicher Führung des Scheikh, begleitet von einer Anzahl mit Feuerstein- und Perkussionsgewehren bewaffneter Araber brach unsere Jagdgesellschaft, schon fast einer Afrikaexpedition gleichend, auf. Unsere Suche auf Steinhühner war von gutem Erfolge begleitet. Nach mehrstündiger Wanderung kamen wir in das Gebiet, wo Wildschweine haufen sollten. Die feinen Schrotpatronen wurden aus dem Lauf gezogen, und dafür die Flinten mit Kugeln und schweren Saurollern geladen. Doppelt vorsichtig ging es vorwärts. Kilometer auf Kilometer wurde auf den unwegsamen Pfaden zurückgelegt, doch nichts ließ sich sehen. Einige Araber als Pfadfinder voraus hatten wir nach Westen zu fast den ganzen Djebel Gakhmûs umschritten und befanden uns fast an den Südabhängen des Djebel Harbi, als plötzlich einer der als rechte Seitenpatrouille vorgeschickten Eclaireurs uns ein freudiges „hallûf hallûf“ („Schwein“) von einem Berggipfel zurief.

In atemloser Hast, brennend vor Jagdbegier erreichten wir, uns durch Dickicht und Steingeröll hindurchkämpfend, die Stelle. Der Rufer hatte eine Spur gefunden, die er für die eines Wildschweines ansprach, ein arabischer Skeptiker hielt dieselbe aber für die einer Ziege, und nun entspann sich unter den Gelehrten der Wildnis ein interessanter Streit pro et contra. Ich glaube, der Mann mit der Ziege hatte recht, insh Allah!

Besonders fiel mir auf, daß unsere guten Jagdhunde die Spur nicht annehmen wollten, sondern sich völlig teilnahmslos verhielten.

Unser forciertester Rückmarsch quer durch das Gebirge nach dem Duâr war ein überaus anstrengender in der heißen Sonne. Oft schöpften wir uns mit der hohlen Hand Regenwasser, das vom Gewitter der vorigen Nacht in den Wegvertiefungen stehen geblieben war. Über manche interessante Pflanze mußte der Fuß leider achtlos fortschreiten.

Eine Thuja und dann eine Kiefernart bildeten auf der Höhe förmliche Waldparzellen, auch war eine hohe, strauchartige Erica bemerkenswert. In der fünften Abendstunde langten wir wieder im Duâr an, nachdem wir ohne einen Bissen zu genießen ungefähr 40 Kilometer auf den schwierigsten Wegen zurückgelegt hatten.

Obgleich wir jetzt sehr stark ermüdet waren, konnten wir auch in dieser Nacht nicht schlafen, da die Kälte nach dem Gewitter und die Feuchtigkeit, die allen Decken anhaftete, uns viel zu schaffen machte. Dazu hörte man während der ganzen Nacht das Schreien, Blöken und Meckern der innerhalb des Duârs zusammengetriebenen Herden, daß man kaum ein Auge schließen konnte.

Da unsere Lebensmittel zur Neige gingen (wir hatten eine dreitägige Abwesenheit von El Khlé nicht vorhergesehen), mußten wir uns am nächsten Morgen einen Imbiß aus Ziegenmilch und Beduinenbrot gefallen lassen. Erstere machte in dem nicht sehr sauberen Blechgefäß und mit den darin schwimmenden Haaren gerade keinen einladenden Eindruck, und wir konnten dieselbe erst genießen, nachdem wir sie durch ein reines Tuch geseigt hatten. Die frischgebackenen Brote hatten ungefähr  $\frac{1}{2}$  m im Durchmesser, waren nicht über Fingerdicke stark und schmeckten wie kalter Kartoffelpuffer. Leider machten sich recht viele Sandkörner im Teige bemerkbar.

Inzwischen war unser Maultier angespannt, die Charette beladen worden, wir nahmen Abschied vom Scheikh und seinen Beduinen und schenkten ihnen zum Abschied einiges Pulver und entbehrlichen Tabak, höchst willkommene Gaben.

Der durch die Gewitterregen stark angeschwollene Ued Kamel konnte mit dem Wagen nur unter großen Schwierigkeiten überwunden werden. Auch weiterhin war der Boden durch den Regen stark aufgeweicht worden, und fast nur im



Schritt konnten wir vorwärts kommen. Unterwegs trafen wir noch mehrere Beduinenfrauen, denen meine Brille mächtig imponierte; sie mochten wohl solch ein Instrument noch nie gesehen haben, denn sie folgten fast eine Viertelstunde lang dem Wagen im Lauffschritt unter lauten Kundgebungen ihres Staunens.

Eine große Strecke des Rückmarsches legten wir zu Fuß zurück und schossen unterwegs noch mehrere Steinhühner wie auch Kiebitze, deren letzteren Zahl, jemehr wir uns der Sebtha Djiriba näherten, zunahm. Am Spätnachmittage trafen wir endlich wieder in der Maltefer-Kolonie bei El Ahlé ein.

Während meine Gefährten gegen Abend noch eine Streife auf Kiebitze am Rande der Sebtha unternahmen, benutzte ich die kurze Zeit bis zum Sonnenuntergang, um den in der Nähe befindlichen Ruinen der römischen Colonia Uppenua einen Besuch abzustatten. Von den Profanbauten war wenig mehr zu schauen; ein wüstes Chaos über den Boden weit verstreuter Mauerreste kennzeichnete die ehemalige Kulturstätte, die sich vom Ufer nach einer sanften Berglehne emporzog. Am besten erhalten war noch ein Teil der gewölbten, städtischen Wasserwerke.

Doch während in der Ebene fast alle Spuren vernichtet, und gewissermaßen nicht ein Stein auf dem andern geblieben war, ragte oben auf dem langgestreckten Höhenzuge noch ein Denkmal ehemaliger Pracht, das fanatischer Vernichtungswut und verderblicher Bitterung trotzig die Stirn geboten: die Ruinen eines römischen Tempels, den man sich im Geiste sehr wohl rekonstruieren konnte. Die starken,  $1\frac{1}{2}$ —2 m dicken, aus petrefaktenreichem Kalkgestein aufgeführten Mauern waren nach außen mit starken Quadern verblendet gewesen. Zu der von zwei hohen, turmartigen Gebäuden flankierten Front hatte

jedenfalls eine breite Freitreppe zum Tempelhofe emporgeführt, in dessen Innern man noch eine tiefe Nische, in der das Götterbild gestanden, wahrnehmen konnte. Es muß von hier im hellen Sonnenschein ein herrlicher Blick über die Dächer der Stadt hinweg zum fernen tiefblauen Meere gewesen sein, während jetzt in hereinbrechender Dämmerung das Auge nur über traurige Trümmerstätten zum sumpfigen Gestade der Sebtha glitt.

Als ich zum Blochhause zurückkehrte, wurde das Abendessen angerichtet, eine kräftige Suppe aus sechs Steinhühnern, die erste warme Speise seit mehr denn 70 Stunden.

Die Rückfahrt über Dar El Bey und Sidi Bâ 'Alî nach Souffe am andern Tage war äußerst ermüdend und anstrengend. Oft mußten wir absteigen, da die Pferde den Wagen in dem aufgeweichten Boden nicht vorwärts zu bringen vermochten. In Dar El Bey machten wir eine kurze Rast und statteten dem Kâïd, der mit einem Jagdgefährten bekannt war, einen Besuch ab. Der Kâïd Sidi Ahmed Ben Dthman ist türkischer Herkunft und hat eine richtige Despotenphysiognomie. Er soll gar wenig sanft mit seinen Untergebenen verfahren und erfreut sich eines ganz gewaltigen Respektes. Oderint, dum metuant! Er ist ein enragierter Franzosenfreund, wenngleich er deren Sprache wenig spricht, und in seinem Audienzzimmer hängen die Bilder Carnots und Boulangers, des ehemaligen Oberkommandierenden in Tunis. Er bewirtete uns mit starkgewürztem Thee, und setzte uns dann auch Cognac vor, von dem er jedoch nicht genoß. Angelegentlich erkundigte er sich danach, ob uns die Nomaden auch freundlich aufgenommen hätten, sonst wären sie der Bastonade gewiß gewesen.





## Kapitel IX.

### In den Zelten der Uäd Sa'id.

**W**enn die langen Winterregen verrauscht sind, die Sonne wieder goldig strahlt und funkelt, und die graubraune, von der Sommerhitze verdorrte und versengte Landschaft einen smaragdgrünen, prächtig prangenden und duftenden Mantel umgeworfen hat, dann überkommt den nordischen Siedler an afrikanischen Gestaden die uralte, germanische Wanderlust mit überwältigender Macht, und ein unnennbares Sehnen zieht ihn aus der Mauern engem Gefängnis, in das ihn des argen Winters Sturm und Regenschauer gebannt, hinaus in die lachende, grünende Freiheit.

Die schönen Tage der goldenen Ostara nahten, und so hatten wir denn dem lockenden Rufe nicht länger zu widerstehen vermocht, hatten gepackt und gesattelt und waren dann von Monastir aus, wo ich eine längere Zeit hindurch meinen Wohnsitz genommen hatte, zu dritt nordwärts geritten, den fernen blauen Bergen zu, die das zackige Haupt des Djebel Zaguan überragt.

In Enfidaville, der kleinen, aufblühenden Kolonie im

nördlichen Teile der reichen, fruchtbaren Enfida-Ebene, hatten wir die erste Nachtrast gemacht und waren von unserm alten Freunde, dem Kâid der Uâd Sa'îd, Ahmed Ben Othmân gastfreundlich aufgenommen worden. Wir teilten dem lebenswürdigen Beamten unser Programm des Jagd- und Streifzuges, den wir in dem seinem Szepter unterstellten Gebiete in den kommenden Tagen zu unternehmen beabsichtigten, mit und erhielten von dem alten Herrn außer vielen guten Winken und Ratschlägen auch Empfehlungsschreiben an zwei der angesehensten Scheichs des Distriktes, in deren Duârs wir während der Nacht Schutz und Unterkunft suchen wollten.

Unsere Absicht, am frühen Morgen aufzubrechen, wurde durch die orientalische Behäbigkeit unseres Wirtes und die seltene Freude, unter dem Dach seiner provisorisch errichteten Baracke Europäer, und zwar sogar zwei Russiani und einen Englis, zu beherbergen, durchkreuzt. Der alte Mann wollte uns gar nicht wieder fortlassen, wir schlürften eine Schale Koffa nach der anderen, der Qualm der Friedenspfeifen erfüllte das kleine Gemach, und Sidi Ahmed suchte durch tausend Fragen, die er in ununterbrochener Folge an uns richtete, die tiefsten Geheimnisse der gegenwärtigen europäischen Politik zu ergründen.

Aus dem kleinen, arabisch gedruckten Wochenblatte „Raïd El-Tunsi“, dem offiziellen tunesischen Staatsanzeiger, hatte er eine Menge politischer Neuigkeiten eingefogen, die sich in seinem Hirn zu einem unentwirrbaren Wust zusammengeballt hatten, und wir mußten ihm nun erzählen und berichten von Bismarck, den auch er hoch verehrte, und Carnot, Crispi und Giers und anderen Sternen des diplomatischen Himmels. So hohe Meinung er nun auch von den abendländischen Staaten und ihren Lenkern hatte, so blickte stets aus seinen Reden die unerschütterliche Meinung durch, daß all die abend-

ländische Macht doch eigentlich ein kleines Nichts gegen die Herrlichkeit des „Großen Sultans“ in Stambul sei. Wir hatten, da Sîdi Ahmed nicht unserem Wahlkreise angehörte, keine Veranlassung, seiner partikularistischen Auffassung entgegenzutreten, und die entente internationale blieb ungetrübt.

Endlich gelang es uns doch, diese unfreiwillige Kongress-sitzung zur Sicherung des europäischen Friedens, in der wir die Lösung der verwickelten Orientfrage durch rückhaltlose Anerkennung der Erhabenheit des Sultans nicht unwesentlich gefördert zu haben glauben, aufzulösen und begleitet von den Segenswünschen des Kâid unsere Straße zu ziehen.

Wenn ich hier den Ausdruck „Straße“ gebrauche, so ist derselbe mehr ornamental als typisch zu verstehen; denn der Weg, auf dem wir nun dahin trabten, zwang uns nach Indianerweise einer hinter dem andern zu reiten. Unsere Reisegesellschaft bestand jetzt aus fünf Gewehren. Wir drei Europäer auf eigenen Pferden, trefflichen, ausdauernden Berberhengsten, 'Ali, unser Koch, Kammerdiener und Mund-schenk, zwischen zwei mächtigen, mit Proviant gefüllten Pack-törben thronend auf einem in Enfidaville gemieteten Pferde, und schließlich als fünfter Hâdj Hamda, ein Repräsentant der mit subâthiopischem Blut gemischten Berberrasse, unser Führer und Leibjäger, auf seinem kleinen unermüdblichen Esel.

Wie uns der Kâid, der uns den Mann empfohlen hatte, mitteilte, hatte Hâdj Hamda eine recht interessante Vergangenheit hinter sich. In seiner Jugend war er là bas, eine unnachahmliche Geste begleitete das Wort, d. h. in den fehde-reichen Gebieten an der tripolitaniſchen Grenze ein vielgenannter Held gewesen, und das Blut manches Opfers seiner Raublust hatte den gelben Wüstenſand gerötet. Jetzt war er aber ruhig und vernünftig geworden, hatte sein Zelt in der Nähe von Enfidaville aufgeschlagen und suchte hier für seine einzige,

bildschöne Tochter einen stattlichen, reichen Mann. Trotz dieses für europäische Verhältnisse recht bedenklichen Vorlebens hat, wie ich gleich vorgreifen will, Hadj Hamda auf der Reise gewissenhaft seine Pflicht gethan und unser ihm geschenktes Vertrauen in jeder Hinsicht gerechtfertigt.

Die Gegend, die wir jetzt in nordnordöstlicher Richtung durchreiten, bot wenig des Interessanten; niedrige, flache Hügelwellen, die, je weiter wir vordrangen, kürzer und steiler wurden, Kaktushecken und Steingeröll, dazwischen vereinzelte Gerstefelder, die eine reiche Ernte versprachen.

Gegen Mittag erreichten wir 'Ain Hallaf (die Quelle der Schweine), die schon zur Römerzeit mit mächtigen Quadern eingefast war. In ihr wuschen mehrere Beduinenfrauen eines nahe gelegenen Duars, dessen kleine, schwarze Zelte hinter den Felsen hervorlugten, ihre blauen Obergewänder. Da nun aber der Garderobenschatz dieser Damen der Steppe ein recht bescheidener ist und meist in dem Spruche des alten Bias von Priene gipfelt, so müssen sie, wenn sie einmal das Bedürfnis nach reiner Wäsche empfinden, so lange in tiefem Negligee am Waschplatz verharren, bis die Gewänder getrocknet sind. In dieser Lage trafen wir auch hier die Nymphen der Quelle, die uns einen Erfrischungstrunk boten. Trotz unseres großen Durstes vermochten wir dennoch nicht von dem Wasser zu trinken; denn die Spuren früherer Waschtätigkeit, Haare und Stofffasern, die in dem Becher herumschwammen, nahmen auch dem Kühnsten unter uns den Mut, davon zu schlürfen.

In dem Bett des flachen Ued Thalifa, den wir bald durchritten, war das Wasser klarer, aber von der Sonne so stark angewärmt, daß es kaum den Gaumen zu erfrischen vermochte. Von hier aus wendeten wir uns mehr nordwestlich und umgingen in weitem Bogen die Felsenmasse des Djebel Akers. Am Nordrande dieses Berges sollen die Ruinen

eines sehr schönen Venusstempels aus römischer Kaiserzeit (Venaria aphrodisium) liegen, doch leider verhinderte uns die vorgerückte Stunde, dieser jedenfalls recht interessanten Stätte einen Besuch zu widmen.

Jenseits des Flußbettes hatte sich die Scenerie etwas geändert. Die Gerstefelder, die wir noch hin und wieder angetroffen, waren ganz verschwunden, und ein lichter Wald von hohen Thujastämmen, die manchmal einen dünnen Schatten spendeten, nahm uns auf. Der Ausblick auf das tiefblaue Meer gen Osten, den wir bisher fast ununterbrochen genossen hatten, wurde immer seltener, bis wir uns endlich ganz der Führung unseres Hadj anvertrauen mußten. In gleichmäßigem Tempo ging es vorwärts über Berge und durch Thäler auf bald steinigem, bald sandigem Wege, der sich wie ein schmales Band, kaum dem Auge erkennbar, durch das dornige Gestrüpp des Unterholzes zog.

Auf der Höhe eines Bergrückens hielt uns der Führer an und deutete mit der Hand in das Thal, aus dem mehrere feine Rauchsäulen aufstiegen; es war unser heutiges Reiseziel, der Duâr des Scheikh Dhâb. Nach mühseligem Abstieg durch dichte Buschvegetation langten wir auf der Sohle der Thalmulde an und sahen dann auch die Zelte des Duârs auf einer sanft geneigten, grünen Halbe vor uns liegen.

Der Scheikh und mit ihm die Männer des Duârs waren zur Feldarbeit ausgezogen, nur einige Frauen und Kinder waren anwesend, hielten sich aber in scheuer Entfernung von den fremden Reitern. Wir saßen inzwischen ab, ließen unsere Pferde mit gekoppelten Weinen grasen und erwarteten im Schatten eines Baumes die Ankunft des Oberhauptes des Stammes.

Dieser ließ nicht lange auf sich warten; denn einer seiner Söhne, ein hübscher, halbwüchsiger Bursche mit blizenden,

dunklen Augen in dem tiefgebräunten Antlitz war sogleich fortgeeilt, um den Vater von unserer Ankunft zu unterrichten. Scheikh Dháb ließ seine ländliche Beschäftigung im Stich und eilte sofort herbei, um seine Gäste mit großer Herzlichkeit zu begrüßen. Nun wurde ihm feierlichst das Empfehlungsschreiben des Káid überreicht, aber o Jammer! Herr Dháb hatte in der Abgeschiedenheit seines Bergthales nicht Gelegenheit gefunden, sich jenen Grad von Bildung zu erwerben, der heutigen Tags selbst von dem Schulzen der kleinsten Dorfgemeinde verlangt wird — er konnte nicht lesen!

Da trat denn unser braver Habi Hamba an die Stelle des geschriebenen toten Buchstabens, nahm eine würdevolle Pose ein und hielt dem staunenden Gemeindevorsteher eine Rede, deren sich Cicero in seiner glanzvollsten Epoche nicht hätte zu schämen brauchen. In der schönen, bilderreichen Sprache des Orients verkündete er dem Scheikh im Brusttone der Ueberzeugung, welche hohe Ehre ihm und seinem Duár durch unsern Besuch zu teil würde, wir seien hohe, angesehene Fremde und ganz besondere Freunde des Káid, der den strengsten Befehl erteilt hätte, uns während dieser Reise bestens aufzunehmen und unser Unternehmen nach Kräften zu fördern.

Der Wortschwall unseres Führers hatte auf die Beduinen, die wie alle in der Einsamkeit lebenden Menschen etwas wortkarg zu sein pflegen, einen ersichtlichen Eindruck gemacht, und mit großem Eifer suchten sie uns den Aufenthalt zu einem möglichst angenehmen zu schaffen. Sofort wurde an einer geschützten Stelle ein Zelt für uns aufgeschlagen und der Boden desselben mit sauberen Winsenmatten belegt.

Unser neues Obdach war eines jener kleinen, schwarzen Beduinenzelte, die man bei den wandernden Horden in der ganzen Regenthschaft antrifft. Das Zelttuch war etwa 6 m





*Albert phot.*

Arabischer Sheikh.

!

lang und 3 m breit und bestand aus mehreren aneinander genähten Stücken eines festen Gewebes aus schwarzen Ziegenhaaren, die mit dunkelbrauner Schafwolle gemischt waren. Die Herrichtung des Zeltes war Sache der Frauen, die unverhüllt, mit geschickten Händen sich der Arbeit unterzogen. Das Zelttuch wurde auf der Erde ausgebreitet, Holzpföcke auf einer Längs- und den beiden Schmalseiten eingeschlagen und das Tuch mit Halfastricken an diese befestigt. Dann wurde die freie Längsseite in der Mitte aufgehoben, durch zwei krumme, gabelförmige Olivenzweige gestützt, und unser primitives Haus stand fertig. Auf ihren Wanderungen führen die Beduinen Zelt, Stricke, Pföcke und Stangen, zu denen sie mit besonderer Vorliebe das zähe Holz des Olivenbaumes verwenden, stets mit sich und sind so jederzeit in der Lage, im eigenen Heim zu rasten.

Während wir mit dem Scheikh behaglich auf einer Matte lagen und dem rührigen Treiben der schlanken, braunen Schönen zuschauten, hörten wir aus einem weiter entfernten, größeren Zelte das dumpfe Summen und Knirschen einer Mahlmühle, ein Beweis, daß uns zu Ehren auch frisches Brot gebacken werden sollte. Dasselbe gehört nicht zu den gewöhnlichen Nahrungsmitteln der Wanderhirten, sondern wird nur bei besonderen Veranlassungen angerichtet. Der ohne Sauerteig, nur mit Wasser und Salz angeknetetete Mehlteig wird in große, flache Fladen geformt und in einem aus Felsstücken und Lehm hergestellten, kleinen Ofen gebacken.

Inzwischen war ein Mann des Duars zu den Herden hinausgeeilt und kehrte mit einem stattlichen Schaf auf den Schultern zu unserer Lagerstätte zurück. Wenn bei uns Kulturmenschen die löbliche Sazung gilt, den Gast unmittelbar an die gedeckte Tafel und nicht durch die Speisendünste der Küche zu führen, so stehen wir mit den Bräuchen der nordafrika-

nischen Nomaden im Widerspruch. Hier läßt man den ganzen Entwicklungsprozeß, wie sich ein lustig auf der Weide umherspringendes Schäflein in ein duftendes Fleischgericht umwandelt, sich unter den Augen des Gastes vollziehen und glaubt durch dieses appetitreizende Verfahren die Erwartung des Gastes auf die ihm bevorstehenden kulinarischen Genüsse künstlich zu steigern. So geschah es auch uns.

Das Schaf wurde fünf Schritte von uns auf den Rasen niedergelegt, nach moslemischem Ritus gen Osten gerichtet und ihm mit scharfem Messer die Kehle durchschnitten. Während das Tier noch zuckte, wurde es schon aufgeblasen, abgehäutet und ausgenommen. Mit gewandter Messerführung zerlegte der Vorschneider den Körper, die stärkeren Knochen wurden auf einer Zelstange, die als Hackfloß dienen mußte, mit einer Feldhacke durchschlagen und die Abfälle den zottigen Hunden des Duars, die mit gierigen Augen die Schlachtplatz umlagerten, zugeworfen. Das in Würfel zerschnittene Fleisch wurde dann in einer großen Holzschüssel sauber gewaschen und in zwei großen Thontöpfen mit Butter über einem schwachen Feuer angelegt.

Die lange Zwischenpause bis zum Beginn des leckeren Schmauses wurde durch die Fingerfertigkeit unseres englischen Reisegenossen, der während eines längeren Pariser Aufenthaltes den Taschenspielern so manchen reizenden und überraschenden Trick abgelauscht hatte, ausgefüllt. Ein aufmerksames und dankbareres Publikum hat wohl selten ein berühmter Prestigitateur in Europa gehabt, als es hier Mister John unter den Beduinen fand.

Dichtgeschart in stummer Scheu und angstvoller Spannung in den staunenden Augen umringten Männer und Knaben den großen Zauberer, und in begreiflicher Neugier suchten auch die Weiber über die Schultern ihrer Gebieter hinweg

einen Blick auf die seltenen Wunder zu werfen. Dann wurde die Vorstellung unterbrochen, blökend und meckernd kamen in langen Zügen die Viehherden des Stammes, Schafe, Ziegen, Kinder und Dromedare, von der Weide in den Duâr zurück und mußten nun in die mit hohem Dornestrüpp umgebenen Viehkräale getrieben werden.

Inzwischen war die Sonne hinter der Berglehne untergegangen, breite dunkle Schatten lagerten sich in dem kleinen Thal, und bald herrschte völlige Finsternis. Da klang denn der Ruf: „Das Essen steht bereit!“ wie eine Erlösung aus den Fängen dunkler Mächte; denn es giebt wirklich kaum etwas Ungemütlicheres, als nach einem langen Ritte mit leerem Magen auf den brodelnden Suppentopf zu starren und immer wieder zu hören, daß das Fleisch immer noch nicht gar werden will. Ja, wenn die Hoffnung nicht wär! Das hatte uns auch diesmal getröstet; endlich hatte sie sich erfüllt.

Unsere Tafel, d. h. unsere Matte, denn wir aßen nach gut orientalischem Brauch am Boden hockend, war recht gut besetzt; als Entree wurde uns eine Schüssel Honig und Butter mit frischem Weizenbrot vorgelegt, dann folgte das aus griesartigen Mehlkügelchen bestehende Nationalgericht aller Moslemân von Marokko bis Ägypten, der Kûstussû, in einer großen Holzschale und auf ihn der beregte Hammel, der den perfiden Geruch seiner Abstammung nicht verleugnen konnte, dazu — Wasser à discretion. Da gewöhnlich weder Gabel noch Löffel zur Ausstattung eines Beduinenhaushaltes gehören, so aßen wir, was ja das Einfachste und Natürlichste, mit den Fingern. Das Fleisch zerschnitten wir mit unsern Jagdmessern, obwohl es nach strenger Zeltetikette nur mit Hilfe von Fingern und Zähnen zerrissen werden durfte — aber einem Fremden sieht man ja glücklicherweise manchen Verstoß gegen gute Sitte nach

— und aus dem Kustuffü formten wir mit der Hand kleine Aßchen, die sich dann recht bequem zum Munde führen ließen.

Nachdem wir abgepeißt, wurden die Schüsseln der vor unserm Zelt versammelten Dorfgemeinde zugereicht, welche die recht ansehnlichen Reste der Mahlzeit in unglaublich kurzer Zeit verschwinden ließ. Unser Diner 'Ali, der, in der Stadt aufgewachsen, wo man mit großer Ruhe und Bedacht zu speisen pflegt, an eine derartige Eß-Steepleschaje nicht gewöhnt war, kam denn auch, wie er uns wehmütig mitteilte, heute Abend sehr zu kurz.

Dieses unangenehme Mißgeschick hielt ihn aber doch nicht ab, sich den einfachen Naturkindern gegenüber als feingebildeter Städter zu zeigen. Bis tief in die Nacht hinein erzählte er den atemlos lauschenden Beduinen aus dem reichen Schätze der schönen Märchen der Tausend und einen Nacht. Während wir schon längst in unsere Decken gehüllt, still nebeneinander lagen, hörten wir noch immer 'Alis Stimme, der seinen Vortrag nur durch die oft wiederholte Frage: „Habt ihr es auch verstanden?“ unterbrach, worauf ihm stets ein zustimmendes Grunzen der Versammlung antwortete. Er schien zu der Auffassungsgabe seiner Zuhörer kein rechtes Zutrauen zu besitzen.

Ob unsere Gastgeber so gut geschlafen haben wie wir? Ich möchte es fast bezweifeln. Erst hatte unser unvermutetes Eintreffen die ländliche Ruhe gestört, dann der Zauberer mit seinen unheimlichen Künsten ihren einfachen Sinn verwirrt, und nun der Blick, den sie in die Wunderwelt der sinnberückenden Märchen gethan — das war zu viel, viel zu viel für einen beschränkten Bauernschädel!

Am nächsten Tage wurde es schon mit Tagesgrauen im Lager lebendig. Der Auszug der Herden vollzog sich mit gleichem Vokalkonzert, wie am Abend zuvor, und stolz zogen

die gehörnten Häupter an uns vorüber. Ein recht erstauntes Gesicht machten unsere biederen Gastfreunde, als sie sahen, daß wir als gute Kavalleristen unsere Pferde selbst putzten; so etwas war ihnen doch noch nicht vorgekommen; denn die Beduinenpferde reinigen sich selbst durch Wälzen am Boden.

Zum Abschied erhielten wir noch einen Steigbügeltrunk, eine große Holzschale Ziegenmilch. Dann schwangen wir uns in den Sattel und ritten in den prächtigen, tauglichernden Morgen hinaus. Zu Fünf waren wir eingezogen und in vierfacher Anzahl hielten wir unsern stattlichen Auszug; denn der Scheikh und seine mit Schrotgewehren und Kugelbüchsen bewehrten Mannen gaben uns das Ehrengleit.

Ein schmaler Pfad führte uns in stundenlanger Wanderung gen Westen über das mit dichter, der Mediterranflora eigener Buschvegetation bestandene Gebirgsland. Die Sonne war hinter uns aufgegangen und übergieß die steil aufragenden Schroffen der Jaguánwand mit goldroten Lichtern, daß die zerrissenen Felsmassen wie eitel Gold zu glühen schienen, und ein leichter Wind wehte mit würzigem Odem über die aromatischen Kräuter der Berghänge.

Die dichte Vegetation führte mich in Gedanken in die deutsche Heimat, in die rauschenden Buchen- und Eichenwälder und die dichten, ernsten Kiefernforste, die Tummelplätze meiner Jugend, zurück, und ganz unwillkürlich stimmte ich das weihewolle Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald“ an, in das mein Landsmann sofort kräftig zu lustigem Chorus einfiel. Andachtsvoll lauschten die Araber, sie mochten es wohl für einen Sang halten, den ein Ungläubiger vor Beginn einer Jagd anzuhören pflegt.

Oft schlugen die Zweige über dem Pfade zusammen und man mußte achtgeben, daß man nicht unversehens vom Pferde gestreift wurde. Aber es war doch ein köstlicher Ritt, der

schönsten einer, die ich in tunesischen Landen gethan habe. Der mächtige Geist der Freiheit und Ursprünglichkeit, der in diesen weltabgelegenen Thälern herrscht, greift mit so packender Gewalt an das Herz des Sterblichen, den die Überkultur unserer Zeit noch nicht für den Genuß der Natur abgestumpft hat, streift leicht die Sorgen vom Gemüt und stimmt so heiter und froh, daß Brust und Seele sich weiten und kostbare Frische und Freiheit in langen, durstigen Zügen einatmen.

In einem reizvollen kleinen Thale, dessen dichten Rasenteppich ein glücklicher Frühling mit den schönsten Gaben seines reichen Füllhorns geschmückt hatte und welches von dunklen, träumerischen Lebensbäumen auf den Höhen umschlossen wurde, machten wir Halt und stiegen ab. Wie uns der Scheikh mittheilte, lag jenseits des nächsten Höhenzuges ein sumpfiger Thalkessel, in dem Wildschweine zu liegen pflügten und kürzlich auch noch darin bestätigt worden waren. Der Scheikh als „Master“ der Jagd erteilte seine Befehle, und lautlos verschwanden die Beduinen im Dickicht, um den Kessel zu umstellen. Wir selbst folgten dem Scheikh durch die Thalsenkung aufwärts, erklimmen auf steinigem Pfade die Berghöhe und sahen dann eine breite Schlucht, die auf ihrer Sohle dicht mit Oleanderbüschen bestanden war, vor uns liegen.

Ein stummes Zeichen unseres Führers hieß uns stehen bleiben. Sein späherndes Auge überschaute prüfend die Ränder des Thals, aus dessen Dickicht hier und dort ein Flintenlauf in der strahlenden Sonne aufblitzte. Dann schallte der scharfe Schrei eines Falken von der anderen Seite der Schlucht zu uns herüber, ein Zeichen, daß die Aufstellung beendet, und vorsichtig und geräuschlos begannen wir den Abstieg. Mein Landsmann wurde am Waldrande aufgestellt, während der Engländer und ich dem Scheikh ins Dickicht folgten.

Es war ein mühevolleres Werk, sich ohne einen Laut, wie



die Indianer auf dem Kriegspfade, durch die dichten Oleanderbüsche hindurchzuwinden; die Flinte vorschiebend, mußten wir uns Fuß um Fuß durch das enge Pflanzengewirr kämpfen. Wir hofften die Schwarzkittel in der Mittagsfiesta zu überraschen und einen Schuß aus nächster Nähe auf sie abgeben zu können. So recht gemütlich und harmlos war unsere Situation eigentlich nicht, man konnte kaum bis auf 2 oder 3 m vor sich sehen, und die üppige Vegetation hinderte jede freie Bewegung derart, daß wir oft gar nicht einmal hätten das Gewehr an die Wade bringen können.

Plötzlich stößt der Scheikh einen gurgelnden Laut aus und weist vor sich auf den Boden. Wir schleichen uns zu ihm heran, um den Grund seines Stuhens zu erfahren. „Dhebâ, dhebâ, — eine Hyäne!“ flüstert er uns mit triumphierendem Leuchten in den Augen zu und deutet wieder zur Erde nieder, wo sich in dem feuchten, weichen Sumpfboden die Spur dieses Raubtieres tief und deutlich eingepreßt zeigt.

Der unverhoffte Anblick der Fährte läßt unser Jägerherz höher schlagen, vielleicht gelingt es uns, den tückischen Nachtwandler zu erlegen. O, St. Hubertus, gewähre uns unsere Bitte! Mit neugefähltem Mute ringen wir uns hoffnungsfreudig vorwärts, durch Schlamm und Gestrüpp kriechen wir weiter, scharfe Dornen zertragen Gesicht und Hände. Wir achten ihrer nicht. Zu der ersten Spur gesellen sich Schwarzwildfährten, die den Busch nach allen Richtungen durchkreuzen. Hier sind die Schlinggewächse niedergewälzt und ein tiefes Loch ist in den Schlamm gewühlt, da hat sich ein Eber gewälzt, dort noch einer, ein dritter — unsere Spannung wächst, mit schußfertigen Gewehr spähen wir aus — da knacken Zweige vor uns, der Scheikh hebt abwehrend die Hand und ruft den Falkenschrei. Aus unmittelbarer Nähe ertönt die gleiche Antwort, und bald taucht hinter dem Blattgewirr der weiße Bummel

eines Beduinen auf. Wir waren mit der uns gegenüberstehenden Schützenkette zusammengetroffen — der Kessel war leer!

Voll Unlust über unser Mißgeschick kehrten wir, dem Waldesraume folgend, zu unserem Gefährten zurück. Der saß ganz ruhig, die Flinte zwischen den Knien, auf einem großen Stein; er hatte sich, da ihm das Treiben zu lange gedauert, gemächlich eine Pfeife gestopft und schaute nun, wie Jupiter Pluvius von dichten Tabakwolken umhüllt, spöttisch lächelnd von seinem erhabenen Sitze auf uns arme, schweißüberströmte Menschlein herab.

Ein heiterer Anblick verscheuchte auch bald den Ärger über unsere verlorene Mühe, als wir unsere Pferde aufsuchten, die oben auf der Berglehne standen. Hoch zu Ross hielt hier 'Ali, unser Diener, und starrte mit bleichem Antlitz und angstvollem Blick, einen Revolver, den er aus der Satteltasche genommen hatte, mit der Rechten umkrampfend, in das Thal zu seinen Füßen. Er hatte sich auf das beste Pferd gesetzt, um sofort, wenn etwa ein Eber nach dieser Richtung durchbrechen sollte, Fersengeld geben zu können. Nur mit Mühe vermochten wir den tapferen Helden, der sonst ein ganz guter Junge war, zu überzeugen, daß — leider — keine Halluf in der Nähe wären, und endlich löste sich die schmerzliche Spannung in seinen Zügen.

Nach einem kurzen Frühstück im Waldschatten verabschiedete sich Scheikh Dháb von uns und kehrte mit seinen Kriegern zum heimatlichen Wigwam zurück. Nur fünf seiner jüngeren Leute blieben bei uns und führten uns durch das Bergland in das Thal des Ued Hammám hinab, wo wir das Zeltlager des Scheikh Schmäis finden sollten.

In der Nähe der Ruinen einer römischen Siedelung, deren antiken Namen ich jedoch nicht zu ermitteln vermochte, machten wir an einem Brunnen eine zweite Raft und entsandten einen

Boten zum Scheikh Iſhmâis, um diesem unseren Besuch anzumelden. Den Pferden nahmen wir das Zaumzeug ab und ließen sie frei grasen, wobei uns ein Pferd in froher Frühlingslaune durchging und nur mit großer Mühe wieder eingefangen werden konnte.

Das Wasser des Brunnens, an dem wir lagerten, war sehr kühl und erfrischend; wir schöpften es in einem Trinkbecher, den wir an eine lange Schnur gebunden hatten, denn der Brunnen war ziemlich tief, und hatten sämtlich bereits unsern Durst gelöscht, als plötzlich ein Beduinenjüngling einen Schreckensschrei ausstieß. Er hatte in dem Brunnen eine tote Djerbôa (Springmaus) entdeckt und teilte nun seinen Landsleuten die entsetzliche Kunde mit. Eine tiefe Niedergeschlagenheit bemächtigte sich unserer moslemnischen Gefährten; denn der Genuß von Wasser, in dem ein totes Tier gelegen, war ein arger Verstoß gegen die Satzungen des Korâns. Ich weiß nicht, welchen Sühneversuch sie unternommen haben, um sich von der schweren Schuld zu reinigen, aber Moḥammed mußte geradezu ein steinernes Herz im Busen gehabt haben, wenn er nicht von der Armenfürmienne der „Verbrecher wider Willen“ innig gerührt worden wäre.

Da unser Gesandter etwas lange ausblieb, so sattelten wir inzwischen und ritten ihm entgegen. Als wir die niedrigen Höhenzüge erreicht hatten, die das breite Thal des Ued Hammâm im Süden umsäumen, trafen wir den Boten und in seiner Begleitung mehrere ehrwürdige Greise in einfacher Beduinentracht, die uns den Willkommengruß des Scheikh Iſhmâis überbrachten. Unter ihrer Führung näherten wir uns dem Duâr, der, wie meist die Zeltlager der Wanderhirten, auf einem sanft aufsteigenden Wiesenplan in einem kleinen Seitenthal ziemlich versteckt lag.

Am Eingang zum Thal trat uns der Scheich entgegen, eine stolze, stämmige Gestalt in der Vollkraft des besten Mannesalters. Er schüttelte uns kräftig die Hand und bat uns, im Schatten eines großen Johannisbrotbaumes zu ruhen, bis das Zelt zu unserm Empfange hergerichtet sei. Diesmal fand Hadsj Hamda keine Gelegenheit, seine oratorischen Talente glänzen zu lassen, denn Scheich Ithma's konnte leien. Er las das Empfehlungsschreiben des Kaid geläufig halblaut vor und versicherte, es hätte eines solchen gar nicht bedurft, um uns als liebe Gäste willkommen zu heißen.

Das Zelt, in das uns nun der Scheich führte, war nicht eins der kleinen Fremdenzelte, welche für Logierbesuch erst aufgeschlagen werden, sondern seine eigene Wohnung. Dasselbe zeichnete sich durch seine ungewöhnlichen Größenverhältnisse — es war etwa 4 m hoch und maß über 5 m im Durchmesser — vor den umliegenden Beduinenzelten aus und ließ auf eine große Wohlhabenheit des Besitzers schließen. Die Lagerstätte befand sich hier nicht auf Matten am Erdboden, sondern auf zwei bettartigen Gestellen von Olivenzweigen, die mit Flechtwerk bedeckt waren und den größten Teil des Zeltes einnahmen.

Der Typus unserer neuen Gastfreunde glich völlig dem der Bewohner des Duars, der uns in der vorhergehenden Nacht beherbergt hatte; beide gehörten dem großen Stamme der arabischen Ulad Sa'ib an, die das von den östlichen Ausläufern des Atlas gebildete Bergland zwischen der Enfidabene und dem Thale des Ued Kammam oder Ued Kamel mit ihren Herden durchstreifen. Die Männer waren meist große, sehnige Gestalten, von Lust und Sonne tief gebräunt. Außer einem kurzen, baumwollenen Gewebe trugen viele nur ein einziges Gewand, den wollenen, weißgrauen Häk, ein großes, viereckiges Umschlagetuch, in das Haupt und Körper



*Albert phot.*

Typus einer Araberin.



gehüllt wird. Nur wenige Wohlhabendere erfreuten sich des kostbaren Schmuckes weiter, faltiger Weinkleider. Die Bewaffnung bestand in alten Feuerstingewehren und doppel-läufigen Perkussionsflinten, oder bei jüngeren Leuten, denen besonders die Bewachung der Herden obliegt, in einer Keule aus zähem Olivenholz.

Die Frauen und Mädchen waren von kleiner, zierlicher Figur, braun und hager — die berühmte orientalische Fettleibigkeit ist ein Privileg der Städterinnen, die darin oft ganz Erstaunliches leisten. Die jungen Mädchen im Alter von 12 bis 15 Jahren sind manchmal von einer wilden, wahrhaft packenden Schönheit, verlieren als Frauen, unter dem Druck der schweren, ihnen obliegenden Arbeiten und ein frühzeitiges Kindbett ihre anziehenden Reize jedoch sehr schnell, werden welk und schlaff und bilden im vorgerückten Alter, triefäugig, krumm und runzlig, wahre Mustervorlagen für eine Aufstrierung der Brodenszene im „Faust“.

Über dem unentbehrlichsten baumwollenen Untergewande tragen sie ein je nach dem Geschmack blaues oder rotes Oberkleid, das auf der Brust mit silbernen oder stählernen Spangen befestigt wird und die Arme und die rechte Brustseite frei läßt. Um die Hüfte schlingen sie dann gewöhnlich noch ein zweites Tuch von blauer Farbe, das den Unterkörper wie ein Rock umschließt, und bergen das reiche, pechschwarze Haar unter einen bunten Kopftuche, das im Nacken geknotet wird. Als Schmuck dienen große Ohrgehänge, silberne, massive Spangen um Arm und Bein und ein Halsband, an dem allerlei Talismane, kleine Tierfiguren, Zähne und durchlöcherter Gold- und Silbermünzen lustig aneinanderklingen.

Es wäre irrig, zu glauben, daß die Beduinen sich beständig wie die Zigeuner auf der Wanderschaft befänden. Da dieselben nicht nur Viehzucht, sondern auch Ackerbau treiben,

so sind sie schon durch diesen Umstand gezwungen, wenigstens von der Aussaat bis zur Ernte des Getreides an einer Stelle zu verharren. Geschieht es zwar noch manchmal, daß die Beduinen während der heißesten Jahreszeit nach der Ernte mit ihren Herden aus der trockenen, wasserarmen Ebene in das quellenreichere Bergland ziehen, so bleiben doch viele Stämme und Familien auf dem einmal gewählten Platze, der ihnen Wasser, Weide und Ackerland bietet, Jahre hindurch sitzen. Auf Rodearbeiten lassen sich die Beduinen bei der Selbstbestellung meist nicht viel ein, sondern pflügen um die auf ihrem Acker stehenden Büsche und Dornsträucher herum. Den Ertrag ihrer Herden und Felder bringen die Ušād Sa'ib, soweit sie denselben nicht für das eigene Bedürfnis gebrauchen, nach Enfidaville auf den Wochenmarkt, die Wintervorräte dagegen bergen sie in 2 bis 3 m tiefen Erdgruben (arab. matmūra), die mit Stroh ausgekleidet und mit Strauchwerk und Erde wieder geschlossen werden.

Wie wohl den Beduinen die klingende Münze recht gut bekannt ist, so bilden doch immer noch die Viehherden den Schätzungswert ihres Vermögens. Wenn man sich die Flinten und den Tabak, den Mann und Frau leidenschaftlich schnupfen, wegdenken würde, so könnte man sich leicht in die Zeit Abrahams und seiner Nomaden zurückversetzt wähnen, — so ursprünglich, einfach und schlicht ist alles bei diesen Kindern der Natur, Kleidung und Gerät, Lebensweise und Brauch. Ein Beispiel wird genügen, um zu zeigen, auf welcher Stufe kultureller Entwicklung unsere Freunde noch heute stehen, wenn ich die Art der Butterbereitung schildere. Die zu butternde Milch, halb Kuh-, halb Ziegenmilch, wurde in einen großen Schlauch von Ziegenleder gefüllt und an zwei Schnüren in eine aus drei Zeltstangen gebildete Pyramide gehängt. Hier wurde der Behälter durch eine Frau in Schwingung ge-



bracht und diese Schaufelbewegung stundenlang fortgesetzt, bis die Butter sich abgeschieden hatte. Bei dieser die Arme sehr ermüdenden Thätigkeit, die mich an das auf dem Kasernenhofe oft geübte Gewehrstrecken erinnerte, lösten sich die Frauen des Zeltes nach einander ab, bis sich der primitive Scheidungsprozeß vollzog.

Die Gipfel des nahen Zaguân umhüllten schwere Wolkenmassen, und als wir uns zum Abendessen setzten, das diesmal mit einer kräftigen Suppe aus selbstgeschossenen Steinhühnern begonnen wurde, rauschte ein dichter Regen hernieder, der aber glücklicherweise in der Nacht aufhörte.

Als wir am folgenden Morgen zum Aufbruch rüsteten, schwangen sich auch Scheikh Zhmâis und mehrere seiner Angehörigen in den Sattel, während andere uns zu Fuß begleiteten. Pfadlos, nur der sicheren Führung des kundigen Scheikhs folgend, ritten wir in langgezogener „Kolonne zu einem“ über die mit dichter, fast undurchdringlicher Strauchvegetation bedeckten Hänge. Oft klapperten die Hufe auf Steingeröll, dann ging es in schlankem Trabe über die schwelende Rasendecke grünender Wiesen oder wir durchwateten einen Wasserlauf, dessen ausgewaschene Ränder steil zur Sohle abfielen. Es war ein flottes, fröhliches Reiten im Gelände, das recht die Sicherheit und Gewandheit der Berberpferde zeigte, die, obwohl sie selten zum Springen dressiert sind, sich durch die schwierigsten Hindernisse mit seltener Ausdauer zu arbeiten wissen.

Bei dem Durchreiten eines fast wasserlosen Flußbettes, das wir, da der gegenüberliegende Uferstrand zu steil war, eine Strecke lang in seinem Laufe verfolgen mußten, versank das Pferd des vor mir reitenden Scheikhs plötzlich bis an die Brust im Trieblande, und auch ich fühlte, wie mein Tier allmählich einsank. Der Scheikh stieß einen schrillen Warnungsruf aus,

riß seinen Hengst mit der grausam scharfen arabischen Randa re empor und steuerte ihn mit starkem Schenkeldruck zum flachen Ufer. In instinktiver Erkenntnis der drohenden Gefahr folgten wir dem Beispiele unseres Führers und stoben wie ein aufgestörter Schwarm Wildtauben zum sicheren Uferande. Hochaufatmend schauten wir auf die tückische Sandfläche zurück, die nicht einmal die Spur eines Huftritts bewahrt hatte. Es war ein großes Glück für uns, daß wir diese gefährliche Stelle am frühen Morgen mit frischen Pferden passierten; wären wir in sinkender Nacht mit müden Tieren in den Triebsand geraten, so hätten wir wohl alle einen unrühmlichen Erstickungstod gefunden.

In südlicher Richtung weiterziehend erreichten wir den Djebel Faûara, der von Südwest nach Nordost streichend mit dem von Südost nach Nordwest ziehenden Djebel Bû-Qafra zusammenstößt. An dieser Stelle führt ein schmaler, steiler Biad über den Paß und senkt sich dann in das kleine Thal von Djerâdu. Auf der Höhe des Kammes stiegen wir von den Pferden und nahmen feierlichen Abschied vom Scheikh und seinen Reitern. In sengender Mittagsonne, deren Strahlen stark von dem anstehenden Kalkgestein zurückglühten, begannen wir den mühsamen Abstieg in das fruchtbare Thal, in welches sich die mit einer Dorffiedelung gekrönte Felsmasse des Djebel Djerâdu wie ein Bollwerk vorschiebt, und zogen die gleitenden und rutschenden Pferde am Bügel hinter uns her.

Das idyllische Thal war schon zur Römerzeit besiedelt gewesen, wie die zahlreichen Ruinen, die aus dem Blättergewirr des Buschwaldes hervorleuchteten, bewiesen. Eine dieser Trümmerstätten, auf der ehrwürdige, knorrige Olivenstämme wurzelten, suchten wir uns als Kasktätte aus. Ein noch wohl erhaltenes Wasserbassin befand sich in unmittelbarer Nähe, doch

das Wasser war ganz intensiv indigoblau, wie eine stark gesättigte Kupfervitriollösung. Wir verzweifelten schon daran, einen erfrischenden Trunk zu finden, doch Hadj Hamda wußte Rat; er kannte eine gute Quelle im Thal und brachte uns auch bald einige Flaschen des köstlichen Naß, dessen Wert als Getränk man erst auf Reisen schätzen lernt, bei denen nicht in jeder Stunde dem durstigen Wanderer ein Wirtshaus winkt.

Die heutigen Herren der Felder und Olivenhaine im Thal sind hoch oben auf der Felsplatte ansässig geworden. Sie sind Berber und Nachkommen der erbeingefessenen Urbewölkung, die von der eindringenden Flut arabischer Reiterhorden aus den Thälern in die Berge zurückgedrängt worden ist. Im Gebiete der arabischen Sa'id finden wir außer Djerädu noch zwei andere Berberstämme: Zriba und Latrâna, die gleich dem ersten wie Adlerhorste auf schroffen, schwer zugänglichen Felskuppen thronen und auch im Typus ihrer Bewohner eine große Ähnlichkeit unter einander zeigen.

Außer in diesen drei Dörfern lebt auch noch in den entlegenen Felssthälern des Djebel Battaria, Djebel Gaäuf u. a. eine Anzahl kleinerer, zersprengter Berberfamilien; dieselben wohnen in schiffgedeckten Steinhütten und beschäftigen sich außer mit Ackerbau und Viehzucht auch mit Gartenkultur, Bienenzucht und dem gewerbmäßigen Flechten von Matten und Körben.

Den sich gen Süden verflachenden Djebel Djerädu umritten wir im Westen und zogen dann, dem Oberlaufe des Ued El-Drik folgend, in südlicher Richtung durch das wellige, buschbewaldete Hügelland auf Enfidaville, unseren Ausgangspunkt, in das wir im herrlichsten Mondschein einritten.

Hier hatten wir noch eine scherzhafte Scene mit dem spaßigen Hadj Hamda, der für seine Führerdienste abgelohnt

werden mußte. Redend fragten wir ihn, ob er denn überhaupt Geld annehme, da er doch ein so reicher Mann sei.

„Ich soll ein reicher Mann sein?“ rief er entsetzt. „O Allah! Ein armer Schlucker bin ich!“

„Du sollst aber so viel Vieh haben, hat der Kâid gesagt,“ stichelten wir nun weiter, uns an der ungerechten Entrüstung des Alten weidend.

„Vieh? Hm!“ grunzte er in tiefem Gutturallaut. „Ich habe einen Esel, zwei Ziegen, davon ist eine lahm, vier Schafe, zehn Hühner und — bergûta besess, Flöhe massenhaft!“ und dazu gestikulirte er heftig mit beiden Händen.

War das erstere auch recht unwahrscheinlich, so war doch der Nachsatz um so glaubwürdiger, und lachend legte nun mein Freund, der die gemeinsame Reisefasse führte, auf vier Finger der Hand, die der Hâdj ihm ausgespritzt entgegenhielt, je einen Franken.

„Ranu, aber hier?“ meinte der Hâdj und deutete auf den leeren Daumen, der die Harmonie störte.

Da wurde auch dieser noch mit einem Silberstück geschmückt und ihm überdies noch ein Franken in den Handteller gelegt. Freudestrahlend sprang nun Hâdj Hamda auf, überschüttete uns mit den besten Segenswünschen für ein ferneres Wohlergehen und schwang sich auf sein kleines Grautier, auf dem er lachend dem heimischen Duâr zutrabte.





## Kapitel X.

### Nach der Ostküste Dákhelas.

Wischen der tunesischen Landschaft Sahel und der Halbinsel Dákhela findet ein sehr unregelmäßiger Verkehr statt, welcher durch arabische Segelfahrzeuge von 25 bis 30 Tonnen Inhalt vermittelt wird. Täglich erwartete man in Monastir das Eintreffen zweier Schiffe mit Ladung von Kelibia, von denen ich das eine sofort für die gleiche Reise chartern wollte. Tag für Tag sandte ich meinen Diener nach der Marine, um nach den Seglern auszusuchen, doch immer kehrte er achselzuckend mit der stereotypen Redensart: „Ma fisch árki!“ zurück, bis er endlich eines Abends den Kapitän eines Bootes selbst mitbrachte. Doch auch jetzt noch sollte ich auf Schwierigkeiten stoßen; denn der Káiss (Kapitán) wollte sich nicht dazu entschließen, wenige Tage vor dem 'Abd El Kebir, dem mohammedanischen Osterfeste, noch eine Reise anzutreten, und erklärte sich nur bereit, sofort nach dem viertägigen Feste, also in acht Tagen fahren zu wollen. So lange konnte ich aber nicht warten, und fast hätte ich das Projekt überhaupt fallen lassen, wenn nicht im letzten Augenblicke noch

durch die gewichtige Einsprache des Kâid El Marfa, des tunesischen Hafen-Gouverneurs, mit dem ich sehr gut bekannt war, eine Einigung herbeigeführt worden wäre.

Ich ließ sofort mein Gepäck auf das Schiff bringen und begab mich am gleichen Abend mit meinem Diener Mohammed an Bord. Die Anker wurden aufgenommen, die mächtig langen Rahen an den beiden Masten hoch gehißt, und bald schwellte ein günstiger Südost die großen Segel. Es war ein herrlicher Abend, im südlichen Glanze schimmerten die Sterne am Firmament, und ihre Strahlen leuchteten im prächtigen Reflexe aus dem tiefdunklen Meere auf. Gespensterhaft vergrößert hoben sich die Umrisse einiger auf der Reede liegender Schiffe aus der Dunkelheit ab. Vom Strande blinkte die grüne Signallaterne der Marine und das rote Licht des Bordj El Kebir, im Osten aber strahlte mit weißem Feuer der Leuchtturm auf den öden Kûriât-Inseln.

Wir umsegelten zunächst in nordöstlicher Fahrt den Landvorsprung von Monastir und nahmen dann unseren Kurs direkt gegen Norden. Das Meer war fast spiegelglatt, das Schiff machte nur mäßige Schwankungen, und doch litt mein Diener bald Tantalusqualen. Obwohl am Meeresufer aufgewachsen, war dies seine erste größere Seefahrt, und die launische Dame Meer ließ ihn nicht ungestraft über ihre Fluten dahinfahren.

„Wann können wir in Kelibia sein, wenn der Wind anhält?“ fragte ich den Kâis vor dem Schlafengehen.

„Rôdua çebah, insh Allah“ (Morgen früh, wenn Allah will), erwiderte dieser verbindlich lächelnd, und ich begab mich beruhigt unter Deck.

Als ich am andern Morgen aufwachte, merkte ich aus den Bewegungen des Schiffes, daß wir noch Fahrt hatten. Ich vollendete schnell meine Toilette, setzte mich mit einem kräf-

tigen Armauffschwung an Deck und sah — Meer ringsum. Auf meine Anfragen erfuhr ich nun, daß der Wind aus Südost nach Nordwest umgesprungen war, und wir jetzt in der Höhe von Hergla kreuzten. Mit dem Fernglase konnte ich nun auch letztere Stadt, die völlig in den Morgendunst, der an der Küste lagerte, gehüllt war, undeutlich erkennen. Etwas schärfer zeichnete sich der zackige Doppelgipfel des etwa 40 km landeinwärts liegenden Djebel Zaguan vom Horizonte ab. Das Wetter war herrlich, die See warf leichte Wellen, meine Lage dagegen fand ich wenig trostreich. Wenn wir diesen widrigen Nordwest behielten, dann konnten wir drei bis fünf Tage hier in diesen Gewässern herumkreuzen, ehe wir unser Reiseziel erreichten. „Zu Mittag wird der Wind umspringen, insh Allah!“ meinte der Kapitän. Aber Allah wollte nicht. Ich streckte mich unter einem Sonnensegel, das über das Hinterdeck gespannt war, auf meiner Matratze aus und las zum 101. Male den Scheffelschen „Eckehard“, das einzige Stück deutscher Litteratur, das ich nach Afrika gerettet hatte.

Mit der Zeit brachte uns unser Lavieren doch von der Stelle, wir durchquerten den Golf von Hammâmêt, dessen weiße Häuser am Fuße des gleichnamigen Höhenzuges man mit dem Fernglase bei der guten Beleuchtung und klaren Luft deutlich erkennen konnte, und fuhren nun, nachdem wir Nâbil passiert hatten, an der Küste Dähelas entlang.

Während dieser langen Stunden fand ich hinreichend Muße, mir das Fahrzeug, an dessen Bord ich mich befand, näher zu betrachten. Die Schebake „Mabrôl“ hatte etwa 25 Tonnen Inhalt, war völlig gedeckt und besaß zwei nicht sehr hohe Masten. Die Segelausrüstung bestand in je einem großen, dreieckigen Segel, das an sehr langer, schiefgestellter Rahe an jedem Maste aufgehängt wurde. Bei günstigem Winde wurde

noch ein kleines Segel auf der Tafelung des sehr kurzen, an seiner Spitze mit einem kleinen Halbmond geschmückten Bugspriets aufgesetzt. Am Heck war ein eigentümlicher Ausbau von schwachen Balken angebracht, der das Schiff um etwa 1½ m künstlich verlängerte und einen kleinen Mast trug, auf welchem, je nach Bedarf, ein weiteres kleines, viereckiges Segel gesetzt werden konnte. Zwei große, verdeckbare Luken eröffneten den Eingang in den Laderaum, den ich während der ganzen Reise gut trocken gefunden habe. Auf dem erhöhten Hinterdeck stand das Kompaßhäuschen mit zwei in Bordeaux gearbeiteten Buffolen, davor befand sich der Eingang in die Kapitänskajüte, einen kleinen, dunklen Raum, der nur zur Aufbewahrung von Kleidern, Wäsche u. s. w. diente, da sowohl der Häis wie die Mannschaft stets auf Deck schlafen. Auf der Backbordseite war die kleine primitive Küche eingerichtet, deren Feuerstätte durch einen niederen, hölzernen Überbau gegen Wind und Wetter geschützt war, und an der Steuerseite, mehr nach dem Bug zu, lag ein kräftiges Ruderboot, die Flucke, welche an einfachem Flaschenzuge, der am Mast befestigt war, ins Wasser hinabgelassen werden konnte.

Der Heimathafen dieses wie auch der meisten anderen, die nördlichen Gewässer befahrenden Schebaken waren die Kerkenaiseln, die das weitaus größte Kontingent zur tunesischen Küstenschiffahrt stellen. Der larme Ertrag ihrer felsigen und sandigen Heimat treibt die junge Mannschaft hinaus auf das weite Meer, und wie ihre Väter als tolle Piraten im ganzen Mittelmeerbecken gehaßt und gefürchtet waren, so sind sie heute als brave, arbeitame Matrosen beliebt und geachtet.

Der Häis und seine fünf Matrosen, kräftige Männer im Alter von 20 bis 30 Jahren, waren engere Landsleute und kannten sich von Jugend auf. Es waren untersekte, kräftige Gestalten, die eine außerordentliche Biegsamkeit und Gelenkig-



keit besaßen. Wie Katzen sprangen die braunen Gestalten über das Deck und kletterten an den Masten empor, wenn die Segel umgestellt oder ein anderes Manöver ausgeführt werden mußte. Außerordentlich hat mir an diesen einfachen Leuten die große Gefälligkeit und Bescheidenheit, die sie während der ganzen Reise mir gegenüber beobachteten, gefallen. Nie wurden sie irgendwie zudringlich oder forderten mich durch anzügliche Redensarten, wie das unsere Arbeiter so meisterhaft verstehen, zur Gewährung irgend eines Geschenkes auf. Ihre Kleidung war dunkel und ernst. Die kurze, an den Hüften von einem breiten, mehrfach um den Leib gewundenen Gürtel umschlossene Jacke und die weiten Kniehosen waren von schwarzblauer Farbe, der weiche Wollstoff von den kerkanesischen Frauen selbst gewebt. Die Füße bleiben an Bord stets unbekleidet, und nur wenn die Matrosen ans Land gehen, tragen sie einfache, derbe Lederschuhe, haben dieselben aber auch dann oft mehr in der Hand als an den Füßen.

Gegen 4 Uhr nachmittags kam endlich die Burg von Kelibia, ein tafelförmiger Berg, der sich im Norden fern am Horizonte abzeichnete, in Sicht. Noch konnte man selbst mit dem Fernglafe nichts Deutliches erkennen; in mattem Blau hob sich der Fels wie eine Insel aus der salzigen Flut. Während wir in den folgenden Stunden unser mühseliges Davieren gegen den widrigen Wind, der sehr an Stärke abgenommen hatte, fortsetzten, wurde ich auf eine große Schar von Enten, Tauchern und anderen Wasservögeln aufmerksam, die meist paarweise oder zu drei und vier, aus dem südlichen Teile des Golfes von Hammâmêt kommend, in Zwischenräumen von 30 bis 50 Metern in nordöstlicher Richtung dicht über das Meer strichen. Leider bot die Entfernung, in der sie am Schiffe vorüberzogen, weder Gelegenheit zum Schusse noch zur näheren Bestimmung. Jedenfalls hatten diese Vögel tags-

über in der großen Sebtha Djiriba, nördlich von Hergla, gefischt und suchten nun vor Einbruch der Nacht ihre Riffstätten in der Nähe des Kap Bon auf.

Nach Sonnenuntergang verflaute der Wind ganz, die Segel hingen schlaff von den Rahen hernieder, und kein leises Lüftchen regte sich. Da wir uns gerade in der Nähe der Küste befanden und absolut keine Fahrt mehr hatten, so ließ der Kâis einen Anker werfen und die Leinwand einnehmen.

Die Küste war hier überall flach, mit leichten Sanddünen, 200 bis 300 Meter landeinwärts lief ein niedriger Höhenzug der Küste parallel, und im Hintergrunde schloß der massige Djebel Sidi 'Abd-Gr-Rahmân die Landschaft ab.

Die Schiffsmannschaft benutzte die freie Zeit, um ihre Abendmahlzeit, den Kuskuffû, das tägliche Gericht der Nordafrikaner, das aus einem griesartig geriebenen, groben Weizenmehl hergestellt und mit einer pikanten, stark papricierten Sauce aufgetragen wird, einzunehmen. Der Einladung, am Schmause teilzunehmen, folgte ich im Hinblick auf meinen zusammengeschrumpften Mundvorrat gern und setzte mich mit verschränkten Beinen auf Deck in den Kreis meiner Gastgeber. Eine große hölzerne Schüssel wurde in unsere Mitte gesetzt, kleine Holzlöffel, sauber gewaschen, steckten im Kuskuffû, und nun wurde tüchtig Bresche in den hohen Berg geschlagen. Ich habe dem Gericht alle Ehre angethan. Seelust schafft Hunger, und dann habe ich selten auf dem Lande einen von Frauen so gut zubereiteten Kuskuffû gegessen, als ihn hier der Schiffskoch hergestellt hatte. Selbst mein Diener konnte seine Anerkennung nicht versagen, und das will etwas bedeuten; denn erstens war er connaisseur, und dann besitzen die Mauren einen gewaltigen Lokalpatriotismus, der sie alles Nichtheimatliche kritisieren und bemäkeln läßt.

Nach diesem unfreiwilligen Aufenthalte von fast einer

Stunde sprang eine leichte Brise auf, der Wind war um etwa 90 Grad nach Osten abgefallen und blies jetzt aus Nordost, also relativ günstiger für uns. Wir nahmen daher den Anker auf und gingen wieder unter Segel. Die Nacht war nun völlig hereingebrochen, vom Bordj (der Burg) zu Kelibia grüßte das Signallicht herüber, der Himmel strahlte in heller Sternenpracht, und rauschend durchschnitt der Kiel die schwarzen Wellen.

Rasselnd und klirrend weckte mich am anderen Morgen früh die Ankerwinde; Hamdullah! (Gelobt sei Gott!) rief ich mit den Matrosen freudig aufspringend und eilte an Deck. Es war noch dunkel. Wir lagen in einer Bucht mit flachem Strande, welche im Osten durch einen hohen Hügel, den vorerwähnten Burgberg, abgeschlossen wurde. Am Strande erkannte man undeutlich einige Steinhäuser. Im Osten wurde es jetzt lichter, eine feine Röte zeichnete sich am Horizonte ab, dann schossen rosige Strahlen aus dem Meere auf, und bald flammte und wogte es auf dem breiten, glatten Meeresspiegel, ein goldigrotes Gefunkel und Geflimmer.

Der Ort Kelibia selbst liegt etwa  $1\frac{1}{2}$  Kilometer vom Meere entfernt in einer fruchtbaren Ebene, welche durch den von Südwest nach Nordost streichenden, niedrigen Djebel Bessüb einerseits und das Meer anderseits eingeschlossen wird. Der Weg, der vom Landungsplatze nach der Stadt führt, befindet sich in recht ursprünglichem Zustande und ist für Fuhrwerke, die hier in der ganzen Umgegend auch unbekannt sind, völlig unpassierbar. Wir schritten durch üppige Kulturen von Mais und Mohrenhirse (Drö'), deren schwere Kolben im frischen Morgenwinde nickten, und gelangten dann zu den Obst- und Fruchtgärten, die wie ein grüner Gürtel die Stadt umschlingen und deren lebende Umzäunung von 2 bis 3 Meter hohem Opuntienkaktus jedem unbefugten Eindringen wehrt.

Die Landschaft war trotz der frühen Morgenstunde recht belebt; überall in den Feldern hörte man die großen Holzräder knirschen und ächzen, durch welche das Wasser aus den oft tiefen Brunnen emporgezogen wird, um die Felder möglichst vor Sonnenaufgang zu bewässern. Auf unserer Straße wechselte tiefer Sand mit hartem, zackigem Gestein, welches hier, wie fast an der ganzen Ostküste als grober Kalkstein ansteht. Der Regen hat den weicheren Kalk herausgewaschen, und scharf schneiden die harten Gänge des rauhen Spates in den Fuß.

Die Kelibienfer haben ihre Stadt auf diesen Fels gebaut, der sich in allmählicher Neigung an den Djebel Dschäb heranzieht. Mit ihren unebenen, winkeligen Gassen und ihren niedrigen, kleinen Häusern macht Kelibia den Eindruck eines großen Dorfes, zumal es auch der für die tunesischen Städte charakteristischen Ringmauer entbehrt.

Die Bevölkerung der Stadt und ihrer näheren Umgebung wird auf etwa 6350 Einwohner geschätzt, unter denen sich 70 bis 80 maltesische und italienische Kolonisten befinden, welche letztere meist von der benachbarten Insel Pantellaria stammen. Ansässige Juden habe ich hier nicht beobachtet. Die mohammedanische Bevölkerung gehört fast ausnahmslos dem malekitischen Ritus an und steht in Verbindung mit den geistlichen Orden der 'Aliffaua, Kadrya und Sellamya. Die Hauptbeschäftigung der Kelibienfer ist Ackerbau, und reiche Kulturen von Gerste, Weizen, Mais, Saubohnen, sowie der verschiedensten Sämereien als: Fenchel, Kümmel, Bockshornsamensamen, Mohrenhirse u. s. w. umgeben im weiten Umkreise die Stadt. Das Stadtgebiet zählt etwa 16000 Olivenstämme, welche aber eine sehr unregelmäßige Ernte geben. Man rechnet im Norden der Regentschaft ungefähr alle fünf Jahre auf einen normalen Ertrag. Das aus diesen Oliven ge-

wonnene Öl hat einen bitterlichen Geschmack und erreicht bei weitem nicht die im Sahel gewonnenen Qualitäten.

Der Bestand an Haustieren wird auf etwa 500 Pferde, 6 Maultiere, 800 Esel, 140 Dromedare, 4320 Kinder, 3700 Schafe und 6150 Ziegen geschätzt. Pferde, Maultiere und Esel werden nur als Reit- und Lasttiere benutzt, da der schauerliche Zustand aller Wege ein Befahren derselben ganz unmöglich macht. Die Esel sind meist größer und stärker als im Sahel; gewöhnlich von grauer Farbe, zeigen sie besonders schön die bekannte, dunkle Kreuzzeichnung auf dem Widerrist. Auch die Kinder fand ich hier größer, schöner und stattlicher als im Süden. Besonders viel trägt zu diesem Umstande wohl bei, daß die Tiere infolge der verhältnismäßig großen Landkulturen und des Überflusses an Futterstroh, das seines Volumens wegen fast nie zur Ausfuhr kommt, selten solche lange Perioden von Not und Entbehrungen durchzumachen haben als dort.

Geschäftlich tritt Kelibia mit der Außenwelt fast nur während der Erntezeit in Verbindung, dann treffen sich auf den Märkten von Kelibia, Menzel Temim und Kurba Händler und Aufkäufer aus allen Gauen der Regentschaft; aus Tunis, Souffe, Monastir, Sfax, Gabes und selbst von der fernen Djerba-Insel kommen sie herbei, während in dem kleinen Hafen Schiffe aller Größe von der ungedeckten kleinen arabischen Schebake bis zum stattlichen Dreimaster ihrer Ladung harren. Nach der Ernte tritt eine kleine Ruhepause in der Hafenfrequenz ein, bis der Golf von Hammâmêt und die Gewässer des Kap Bon im Herbst wieder von der nicht unbedeutenden Flotille sicilischer, italienischer und maltesischer Sardinensischer belebt werden. In den Gewässern von Kelibia kreuzen dann 100 bis 150 Barken, deren jede außer ihrem Führer mit etwa fünf Matrosen bemannt ist. Der Fang wird

am Strande eingefalzen, und die Fischer zahlen für jedes Barril eine Gebühr von 12 Kharruben (etwa  $\frac{1}{2}$  Franken) an den Staat.

Ist auch der Sardinienzug beendet, dann flodt der Handelsverkehr nach diesem entlegenen Stückchen Erde fast ganz. Nur selten liegt ein kleines arabisches Handelsschiff in der verödeten Bai. Die Winterstürme machen die Schifffahrt an der Küste zu einer sehr gefährvollen, und den gleichen Ursachen wie der Pontos Euxinos, verdankt das schon im Altertum dem Hermes gnädigst empfohlene Kap Bon seinen Namen.

Mein erster Besuch in der Stadt galt dem Khaliſa, einem alten, würdigen Manne mit weißem Vollbarte, der mich freundlich empfang, den üblichen Begrüßungskaffee kredenzen ließ und mir dann einen Kawaffen als Führer durch die ganze Stadt mitgab. Viel Bemerkenswertes gab es, wie eingangs schon erwähnt, nicht zu sehen, und bald schmerzten mir die Füße von der Wanderung über den scharfzackigen, sonnendurchglühten Felsboden, der die Gemeinde von der Sorge für eine zukünftige Pflasterung befreit. Mein letzter Gang an diesem Tage führte mich zu dem einflußreichsten Manne der Stadt, einem geborenen Italiener, Signor Conversano, der in seiner Person fast alle Würden und Ämter, die in einer so kleinen Stadt nur vergeben werden konnten, vereinte. Er war Konsular-Agent von Frankreich und England, *receveur de la douane* und Hafenchef, sowie *agent sanitaire*. Sollte ich noch eine weitere Funktion übernehmen haben, so ist dies unwissentlich geschehen.

Ich lernte in Herrn Conversano einen liebenswürdigen alten Herrn kennen, der mit Bereitwilligkeit über alles Wissenswerte Aufschluß gab, und in dessen Gesellschaft ich im Laufe der nächsten Tage manche angenehme Plauderstunde genoß.

El-Kunzul, wie er meist von den Eingeborenen genannt wurde, war schon im zarten Alter mit seinen Eltern von Italien nach Kefibia eingewandert. Obgleich er diesen Ort während 50 Jahren selten und die Regentschaft wohl überhaupt nie verlassen hatte, so war es um so beachtenswerter, daß es ihm in diesem abgeschiedenen Winkel gelungen war, sich durch Selbststudien und vieles Lesen eine gewisse universelle Bildung anzueignen, welche den Umgang mit ihm zu einem angenehmen machte.

Die nächstfolgenden Tage benutzte ich zur Anknüpfung von Verbindungen und Einkäufen. Am frühen Morgen ging ich mit dem Kapitän und meinem Diener in die Stadt, wo in oder vor dem maurischen Kaffeehause am Marktplatz alle Geschäfte abgeschlossen wurden. Gegen Abend kehrte ich an Bord meines Fahrzeuges zurück.

Einige Tage später, am neunten Tage des mohammedanischen Monats Hidje, begannen die Vorbereitungen zum 'Aid el Kebir, auch Kurban Baïram genannt, jedoch nicht zu verwechseln mit dem Baïramfeste am Schluß des Ramadhân. Das Fest entspricht der jüdischen Passahfeier, und der alttestamentarische Hammel aus dem 2. Buch Moses, Kap. 12, wird auch hier in jeder Familie geschlachtet.

Am andern Morgen wehten rote und grünrote Banner von den drei Moscheen (Djemma') der Stadt, die Straßen waren gefeiert, und jedermann trug ein festlich Gewand. Trafen sich Bekannte, so boten sie einander den feierlichen Gruß durch einen Kuß auf die linke Schulter; Verwandte und Kinder wurden auf den Mund geküßt. Frauen waren an diesem Tage ganz unsichtbar. Überrascht war ich, buntgefärbte Ostereier zum Verkauf ausgebaut zu sehen.

Am zweiten Festtage unternahm ich eine Besteigung des vom Strande steil aufsteigenden Schloßberges. Vom Schiffe

aus ließ ich mich in unserer kleinen Fluke aber durch die Bai nach Räs<sup>\*</sup> Ku:taia rudern. An diesem Landvorsprunge liegt unterhalb eines Maräbut<sup>\*\*</sup> eine verfallene, kreisrunde Batterie, welche in Gemeinschaft mit einer kleineren Verchanzung auf der anderen Seite der Bai, am heutigen Jolhanie, den Hafen vor jedem Überfall übert.

Ich umging den Burgberg von Süden nach Norden, allmählich an ihm emporkletternd. Die ganze Ost- und Südseite, von der Berglehne bis zum Meeresstrande hinab, war mit Mauertrümmern und Steingeröll bedeckt. Ich fand auf der Stadtmittle des Agathofleischen Nivis, von den Römern auch Elyvea genannt. Innerhalb der Bai, nordwestlich von der ippinischen Batterie, hatte der römische Hafen gelegen. Nordöstlich von Räs Ku:taia wurde das Gerüde iandig.

Mühjam kletterte ich über das ichari:adige Steingeröll den steilen Berg hinan. Auf einem Felsplateau unterhalb des Kastells, nach Norden zu, wo der Berg sanfter abfällt, lagen zwei Heiligengräber. Der Eingang zum Kastell wurde durch eine Vormauer geschützt. Nachdem das Thor derselben durchschritten, führte der gedeckte Weg zwischen den beiden mit Zinnen gekrönten Mauern zu dem Hauptthore der Befestigung. Schwere, mit großen eisernen Kopfnägeln beschlagene Thorflügel hingen lebensmüde in ihren Angeln.

Der Innenraum des Bordj ist mit Ruinen bedeckt; zur rechten Hand, hart an der Mauer, steht ein kleines Gebäude in europäischem Stile, die Wohnung des Leuchtfeuerwächters. Eine alte, halbtaube Frau trat mir aus dem Hause entgegen und erklärte mir, nachdem ich ihr mit vieler Mühe meinen Wunsch, das Bordj zu besichtigen, mitgeteilt hatte, daß ihr

<sup>\*</sup>) Räs = Haupt, Kopf, geogr. Kap.

<sup>\*\*</sup>) Maräbut ist die Kapelle oder das Grabdenkmal eines Heiligen, der bei Lebzeiten Maräbut genannt wird.



Sohn, der Wächter, abwesend sei; ich möchte mir inzwischen nur ruhig alles ansehen.

Auf einer gemauerten Treppe stieg ich zur Mauerkrönung empor, um zunächst einen allgemeinen Überblick zu gewinnen. Eine herrliche Fernsicht that sich dort oben auf. Im Süden, Osten sowie auch im Norden, über das sandige Vorgebirge Käs El Melah hinaus, ging der Blick auf das intensiv blaue Meer. Im Westen, zu Füßen des Berges lag, von Olivenhainen und Fruchtgärten umschlossen, die Stadt Kelsibia. Jenseits derselben wurde das Terrain wellig und zog sich zu dem Hauptgebirgsrücken und der Wasserscheide der Halbinsel, dem Djebel Sidi 'Abd-Gr-Rahmân empor. Fern im Norden ragten die Felsenklippen von Käs Abdâr oder Kap Bon, und aus dem Meere weit im Osten am Horizonte erhob sich eine dunkle Masse. Die Morgensonne blendete, und undeutlich verschwammen die Umrislinien im scharfen Lichte. Es war die kleine, italienische Insel Pantellaria, das Goffra der Alten, und noch heute von den Arabern Kôzra genannt. Ein wunderliches Spiel, daß die Söhne der alten Römer den historischen Namen verloren, derselbe dagegen im semitischen Sprachstamm erhalten geblieben ist!

Das Bordj (Kastell) von Kelsibia ist ein regelmäßiges Pentagon und in seiner Umfassungsmauer heute noch gut erhalten. Seine Erbauung datiert gleich der der meisten Befestigungen der Regentschaft aus der Zeit spanischer Besetzung im 16. Jahrhundert. Um die Mauern, welche zum Teil kreneliert sind, laufen Verteidigungs-Galerien. Die aus-springenden Winkel sind besonders stark gebaut, kasemattiert und auf ihrer Plattform mit Geschützständen versehen. Drei stark verrostete 24-Pfünder, in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts gegossen, lagen noch auf halbvermoderten, plumpen Holzlafetten und reckten den ehernen Mund über die Brüstung.

Die neueren Befestigungen umschlossen außer den in Trümmern zusammengefallenen Kasernements der Besatzung und anderen Dienstgebäuden die Ruinen des altrömischen Kastells, das vordem den Berg gekrönt. Was wir vor uns sahen, ein massiger, viereckiger Quaderbau, scheint nur der Kernpunkt, die Citadelle, der römischen Befestigung gewesen zu sein, und sind jedenfalls die Außenmauern, den Konturen des Bergplateaus folgend, dort gelaufen, wo wir heute die spanische Fortifikation erblicken.

Das Kastell, das schon in punischer Zeit bestand, und die Hafenstadt zu seinen Füßen haben eine nicht unbedeutende Rolle in der Geschichte Nordafrikas gespielt. Hier war es, wo der unglückliche Regulus 256 v. Chr. zuerst festen Fuß auf dem für ihn so verhängnisvollen afrikanischen Boden faßte. Im Jahre 148 wurde die Feste während des dritten punischen Krieges vergeblich berannt. Unter den Kaisern eine freie Stadt, wurde Clypea in christlicher Zeit zum Bischofsitz erhoben, und als im 27. Jahre der Hedschra die Horden des Sidi 'Abdallah-Ibn-Sâd-Ibn-'Ali-Sahr von Süden her ins Land brachen, da war sie der letzte Schirm und Hort des unter den grimmigen Schwertthieben der Moslemîn verblutenden Christentums in Nordafrika.

Über die Etymologie der Namen Kelibia, Clypea und Aspiz habe ich von Franzosen viel herumdeuteln gehört. Aspiz wurde mit Aspasia in Verbindung gebracht, und bei Clypea schreckte man in einem Anfluge von Patriotismus selbst nicht vor einem Sprunge auf Gallipolis zurück. Doch wer einmal die Gegend selbst geschaut, der wird den Ursprung des griechischen wie des lateinischen Namens in der Örtlichkeit suchen. Die ganze Küste ist hier eben und flach, und nur an einer einzigen Stelle hebt sich wie der Buckel eines mächtigen Riesenschilbes der steile Burgberg aus der Niederung und der diese um-

rauschenden See. Aspís und Clypea bedeuten „die Schildförmige“ — „die Schirmende“. Das Kastell ist der seiner Zeit militärisch wichtigste Punkt im Nordosten Dáthelas gewesen, der zu gleicher Zeit Land, Hafen und Meer beherrschte.

Inzwischen war der Leuchtfeuerwächter zurückgekehrt; derselbe, ein einfacher Mann, wußte nicht viel von seiner interessanten Wohnstätte zu berichten und zeigte mir nur die 8 m tiefe und von den Römern in den Felsen gearbeitete, angeblich 600 qm große Cisterne, deren Dach von fast 100 Monolithen getragen wird. Dieselbe bildete wohl das Hauptreservoir für die Stadt in Kriegszeiten oder trockenen Jahren. Das Wasser, was ich kostete, war ausgezeichnet klar und frisch. Dann führte er mich in die Kasematten der nach Süden gelegenen Bastion, wo sich in drei an einander stoßenden Kammern je ein wohlgepflegtes arabisches Grab befand. Ich glaubte in ihnen die Grabstätten tapferer Festungskommandanten zu sehen, die auf dieser Bastion im Kampfe gefallen waren, mußte aber dann zu meiner Enttäuschung hören, daß es drei Frauen-Marabuts waren, d. h. die Beisekungsstellen von Frauen, welche sich während ihres irdischen Lebenswandels durch Frömmigkeit ausgezeichnet hatten und deswegen nach ihrem Tode heilig gesprochen worden waren.

Das freundliche Anerbieten des französischen Wächters, mir noch das Signallicht, das erst seit einigen Jahren an dieser für die Schifffahrt gefährlichen Stelle eingerichtet ist, zu zeigen, lehnte ich dankend ab, folgte aber gern seiner Einladung zu einer Tasse Kaffee und weidete mich vor meinem Abschiede noch an dem verbuzten Gesichte des Mannes, als er auf seine Anfrage, ich sei wohl aus einem der Norddepartements, hören mußte, daß er einen Preussen vor sich sah.

Am letzten Festtage unternahm ich in Begleitung meines Dieners einen kleinen Refognoszierungsrütt in südwestlicher

Richtung. Das Pferdmaterial hier im äußersten Norden der Regentschaft ist im allgemeinen kein gutes, da als Beförderungsmittel in dem zerschnittenen Gelände meist Esel, schöne starke Tiere, vorgezogen werden. Auf einem Esel zu sitzen ist kinderleicht, das Auf- und Absetzen sehr bequem, aber man muß eine große Routine besitzen, um den Esel in einer flotten Gangart halten zu können. Das Tier wird gewöhnlich ohne Bügel geritten, ein leichter Schlag mit dem kurzen Stoc aus festem Olivenholz, dessen man sich bei den Eseln an Stelle einer Reitpeitsche bedient, auf die eine oder andere Halsseite genügt, um dasselbe nach rechts oder links abbiegen zu lassen. Um aber flott von der Stelle zu kommen, dazu genügt der Stoc nicht allein. Der Eselreiter muß beständig mit den Beinen baumeln und dem Tiere bei jedem Schritt abwechselnd einen Absatz um den anderen in die Weichen stoßen, dann aber besonders muß er das reichhaltige Vokabular der Araber an aufmunternden Schnalzlauten beherrschen. Diese nachzuahmen ist für den Europäer nicht leicht; bei großer Hitze und trockenem Gaumen verliert er überdies sehr leicht die Lust an dieser Übung. Ich bedauere meine Unfähigkeit, an dieser Stelle einige Beispiele aus dem reichen Schatze an Keh-, Gaumen- und Schnalzlauten, deren sich der Araber bei der Behandlung seiner Haustiere bedient, geben zu können. Jedes Tier wird besonders angerufen. Besonders leicht lenksam durch die Stimme sind die ungefügen Dromedare. Oft sieht man einen kleinen Jungen von fünf bis sechs Jahren eins dieser großen Tiere führen. Auf einen gewissen, tiefen Kehllaut legt sich das Tier nieder, um auf ein anderes, ebenso kurzes Kommando wieder aufzustehen.

Da ich noch nicht die erforderliche Virtuosität in der Hervorbringung aller dieser unartikulierten Laute erlangt hatte, so zog ich auch hier wieder das anstrengendere Reiten auf

einem Pferde vor, während mein Diener es sich auf einem Grautiere wohl sein ließ. Das Pferd, das mir gebracht wurde, war ein ganz hübsches Tier, aber die Aufzäumung desselben hätte jeden ehrlichen Kavalleristen mit Entrüstung erfüllt. Es gab weder Trense noch Kandare, das ganze Kopfzeug bestand aus einem einfachen Strickhalfter ohne Gebiß, die Stelle der Bügel vertrat ein einziger, dicker, aus Halfa geflochtener Strick. Der Sattel war ein gewöhnlicher Eselsattel, der wie ein runder Sack auf dem Pferderücken lag. Die Steigbügel waren nicht am Sattel festgeschnallt, sondern hingen zu beiden Seiten eines lebernen Riemens, den man lose über den Sattel legte. Beim Aufsitzen konnte man sich daher der Bügel nicht bedienen, und ich habe mich erst mit der Zeit an das unangenehme Hin- und Hergleiten derselben gewöhnen können.

Wir trachten munter durch die kleinen Olivenhaine hinter der Stadt und ritten dann über Gerstenstoppeln querfeldein, dem Zuge des Djebel Lessûd in einiger Entfernung folgend. Nach einigen Kilometern wurde das Gelände hügelig, die Getreidefelder wichen dichtem, niedrigem Buschwerk, welches fast in der ganzen Regentschaft die Stelle ehemaliger Waldungen eingenommen hat. Diese immergrüne Buschvegetation besteht aus Myrten-, Pistazien-, Rosmarin-, Akazien- und Judendornsträuchern, unter welche sich hohe Ericaformen mischen. Wir überschritten einen flachen Höhenzug, der vom Djebel Lessûd nach der Küste strich. Der Boden bestand aus lockerem Steingeröll, und ich mußte vorsichtig reiten, was bei der mangelhaften Aufzäumung doppelte Aufmerksamkeit erforderte. Aber der Fuchs, den ich ritt, war ein kluges Tier und mit derartigem Gelände wohl vertraut. Vorsichtig setzte er Fuß bei Fuß und strauchelte nicht ein einziges Mal.

Nachdem wir eine Strecke in diesem schwierigen Gelände

weiter geritten waren, bogen wir vor einem Thaleinschnitten Osten ab, um auf dem kürzesten Wege das Meer zu erreichen. Die Vegetation wurde spärlicher, das dichte Gestrüpp wich hartstengeligen Gräsern, Binsen und vereinzelt Zwergpalmen. Das Steingeröll wechselte mit leichtem Triebande. In kleinen Lümpeln diesseits der niedrigen Düne sahen wir kleine Krabben, die bei unserer Annäherung in hurtigem Seitenlaufe flüchteten, während schwerfällige Schildkröten sich träge über den schlammigen Grund schlepten.

Die Sonne stand hoch am Himmel, aber eine leichte Brise, die über das Meer her wehte, milderte die Glut ihrer Strahlen. Möwen und Seeschwalben stiegen mit kreisendem Schrei vor uns auf und umflatterten neugierig den Fremdling. Das Meer zu unserer Rechten lag glatt und glänzend in der afrikanischen Sonne, wie ein silberner Schild.

Unsere Tiere trabten munter vorwärts. Jetzt tauchten hinter der Düne die Mastspitzen der vor Kelibia ankernden Schebaken auf. Noch ein kurzer Marsch durch knietiefen Sand, und wir waren wieder am Landungsplatze angelangt.

Von besonderer Wichtigkeit für die hiesige Gegend ist der Sâf (Wochenmarkt) von Menzel Temim, einem etwa 15 km südwestlich von Kelibia gelegenen Marktflecken, welcher durch hohe Sanddünen und den heiligen, mit einem großen Marâbut gekrönten Hügel des Sidi Salem vom Meere getrennt wird. Der Dienstagsmarkt dieses Platzes ist bei weitem bedeutender, als der Freitagsmarkt von Kelibia, und vielleicht würde ersterer Ort den ganzen Handel der Gegend an sich gezogen haben, wenn er einen Hafen besäße. Dieses Vorzuges erfreut sich aber Kelibia allein und bewahrt so eine gewisse Superiorität.

Am Dienstag früh vor Sonnenaufgang brach ich mit einer kleinen Karawane vom Kelibienjer Strande auf. Es waren

mehrere arabische Händler aus Sfar und Djerba, die der Getreideeinkäufe wegen nach dem Osterfeste zu Schiff eingetroffen waren, dann einige Schiffskapitäne und Matrosen, welche oft eine günstige Gelegenheit zu einem kleinen Geschäft auf eigene Rechnung benutzen. Das Pferd, welches mir an diesem Tage gebracht wurde, war noch schlechter gefattelt, als leßthin. Die Steigbügel fehlten ganz, und der Sattel war hart und zerrissen.

Die bei den europäischen Seeleuten so oft beschriebene und belächelte Passion für kavalieristische Übungen, sobald sie den Fuß an Land setzen und einen Mietgaul auftreiben können, konnte ich auch hier wieder beobachten. Besonders war ein Kâiz, der mit hochgezogenen Knien und krummem Rücken auf seinem Rößlein thronte, nicht wenig stolz auf seine Reitkunst und brüstete sich sehr. Als er gerade in kurzem Galopp vor mir hertänzelte, da konnte ich es mir nicht versagen, mein Pferd an seine Seite zu bringen und die Kadenz allmählich zu verschärfen, bis wir schließlich im tausenden Galopp durch das Niedgras dahinstäubten. Da sank dem guten Manne das Herz, angstvoll umklammerten seine Arme den Pferdehals, und in herzbrechenden Lauten flehte er mich an, mein Pferd zu halten.

Der Weg von Kelibia nach Menzel Zemim führte neben der Düne am Meere entlang. Einige kleine Lachen, seethartige Lagunen, die im Winter mit See- oder Regenwasser angefüllt sind, haben sich hier gebildet. Die Sommer Sonne hatte das Wasser verdunstet, und eine Kruste blinkender, weißer Salzkristalle überzog den Boden.

Nachdem wir den Ued El Abjörd und den Ued Tafafid überschritten hatten, welche in ihrem Bette nur noch wenig stagnierendes Wasser zeigten, an der Mündung aber ganz verlandet waren, wurde das Gelände hügelig, und die Pferde-

hufe klapperten wieder auf Steingeröll. Noch lag Menzel Temim hinter einer Hügelreihe versteckt, aber die Getreidefelder und die von hohen Kaktushecken umgebenen Fruchtgärten, durch welche wir jetzt ritten, bewiesen uns die Nähe einer Siedelung. Bald erblickten wir auch den viereckigen Gebetturm des Ortes und die weißen Dächer seiner Gebäude. Dichte Olivenplantagen schlossen uns nun auf beiden Seiten ein, bis wir nach einer Wegbiegung die ersten Häuser des Fleckens vor uns sahen.

Das Leben und Treiben auf dem Markte war trotz der frühen Morgenstunde schon ein recht lebhaftes, und von allen Seiten trafen noch kleine Trupps hochbeladener Kamele, Pferde und Esel ein, welche von dunkelfarbigem Beduinen geführt wurden.

Vor der Nähba, der Getreidebörse, waren Säcke mit Gerste und Weizen in langen Reihen aufgestapelt; an einer anderen Stelle der „kleinen Nähba“ sammelten sich die Verkäufer und Käufer der übrigen Feldfrüchte, deren Anbau in dieser Gegend betrieben wird: Saubohnen (kül), Kümmel (karuiya), Fenchel (bisbes), Koriander (täbel), Mohrenhirse (drô'), Bockshornsamensamen (hélba) u. s. w. Die Mitte des Marktplatzes nahmen frische Gemüse ein, unter denen die roten Pfefferisototen (fellfell ahmar) die Hauptrolle spielten. Daneben hatten jüdische Kleinframhändler aus Tunis ihre leichten Zelte aufgeschlagen, in denen sie billige Baumwollenzuge aus Manchester, schlechte Messer, Gewürze, Farbmittel und allerlei Flitterwerk feil hielten. Der Viehmarkt befand sich außerhalb der Stadt. Besonders fiel mir auf, daß, während im Sahel und im Süden der Regentschaft fast nur Hengste auf den Markt gebracht werden, hier fast ausschließlich Stuten zum Verkauf angeboten wurden. Der Pferdebeslag der Halbinsel Dakhela ist ein durchgängig kleiner,



von der Größe eines Doppelpony. Die Tiere sind aber sehr ausdauernd und abgehärtet und können große Märsche und Strapazen sehr wohl ertragen. Wie bei allen Berberpferden ist auch bei ihnen Kopf, Mähne und Schweif das Schönste; denn der Hals ist meist zu kurz aufgesetzt, und der Huf zu lang und schaufelförmig, wie der Fuß einer Kuh. Die ausgestellten Rinder befanden sich in verhältnismäßig gutem Zustande, doch war das Guter der Kühe sehr klein. Kühe hiesiger Rassen geben selten mehr als zwei bis drei Liter Milch am Tage. Schafe und Ziegen waren sehr spärlich vertreten.

In den maurischen Kaffee-Häusern am Markte herrschte ein reger Verkehr. Man schlürfte Kaffee, Rosata — eine süßliche Mandelmilch, die mit Wasser verdünnt wird — und Palmenwein (lagmi). Alte Bekannte trafen hier einander, man schüttelte sich die Hand und plauderte, nachdem die endlosen Höflichkeitsfragen nach dem Befinden der Familie, Haus, Hof und Habe überstanden waren, von Geschäften, von der Ernte und vom Vieh und von allen den Dingen, die einen Landmann interessieren.

In den ersten Stunden kam auf dem Getreidemarkte nicht ein einziges Geschäft zu stande. Man sondierte erst, handelte und feilschte ohne Ergebnis. Gegen 10 Uhr endlich begann sich das Geschäft zu beleben, und fast in einer Stunde war das gesamte auf den Markt gebrachte Getreide verkauft. Auf dem Platze vor einem Kaffeehause wurde nun von einem staatlich angestellten Beamten das Getreide gegen Erlegung einer Gebühr gemessen, während ein eingeborener Notar Menge und Preis, Käufer und Verkäufer aufschrieb. Endlich war die Arbeit nach vielem Schreien und Gestikulieren beendet; die Gerste war gemessen, in Säcke geschüttet und auf Kamelen verladen, die diese nach dem Hafen von Kelibia bringen sollten.

Jetzt nahm ich mein farges Mittagsmahl ein, das aus einem Stück Maisbrot, Weintrauben und Feigen bestand, trank schnell noch eine Tasse Kaffee und schwang mich wieder in den Sattel. Ein mir befreundeter arabischer Händler aus dem Sahel Sidi Mohammed Bû Bakr hatte noch von einigen Beduinen, die weiter landeinwärts wohnten, einen größeren Posten Gerste gekauft und mußte sich an Ort und Stelle begeben, um das Getreide zu besichtigen und zu messen. Auf diesem Ausfluge wollte ich ihn begleiten, um auch das Innere der Halbinsel etwas näher kennen zu lernen.

Unter der Führung eines Beduinen verließ ich mit Sidi Mohammed und meinem Diener Menzel Temim in südwestlicher Richtung. Das Gelände war wellig und bot, weil nur mit niedriger Strauchvegetation bestanden, einen einförmigen Anblick. Einzelne trockene Flußbetten durchschnitten das sich zum Meere abdachende Land von West nach Ost. Der bedeutendste Flußlauf, den wir auf unserem Marsche antrafen, war der Ued Sabau. Ein schmaler, gewundener Pfad führte vom hohen Uferhange zu seiner Sohle hinab. Wehe dem Reiter, dessen Tier hier stolpert oder fehltritt! Ich mußte die Zähne aufeinanderbeißen, wie ich hinabblickte; aber der Abstieg ging wieder Erwarten gut von statten. Das rechte Ufer war auch steil, aber nicht so hoch, und überdies gehen Pferde und Esel auch sicherer bergauf als bergab.

Die Sonne war inzwischen hinter dem hohen Djebel Sidi 'Abd-Gr-Rahmân untergegangen, das Reiseziel aber glücklicherweise nicht mehr fern. Auf dem Gipfel eines Hügelis erhob sich ein stattliches Bordj, an zwei Seiten von prächtig grünenden Gärten umgeben. Durch hohe Weizenstoppeln — man trennt hier mit gezählter Sichel nur die Ähren vom Halm und läßt das Stroh zur Viehweide auf dem Felde stehn — ritten wir zum Bordj Mangüb bergan, wo uns der

Herr des Hauses den Salâm bot. Er war eine hohe, stattliche Erscheinung mit stolzen, selbstbewußten Zügen, einem Patriarchen des Alten Testamentes nicht unähnlich.

Ein Trunk kühlen Wassers erfrischte uns nach der Hitze des Mittes, dann brachte man das Nachtmahl. Eine Schale mit Honig und Olivenöl, dazu frischgebackenes, noch warmes Gerstenbrot, große, runde Fladen, ohne Sauerteig, wie es die Juden in der Wüste bereiteten. Während wir in dem Gastzimmer speisten, nahm unser Wirt in Gesellschaft seines ältesten Knechtes vor der Thür an der Erde sitzend seine Mahlzeit ein. Die Frauen des Hauses, unser Wirt war zwiefacher Ehemann und beabsichtigte in Kürze eine dritte legitime Gattin zu ehelichen, blieben unsichtbar.

Am andern Morgen bei Sonnenaufgang ließ Sidi Mohammed die gekaufte Gerste einmessen. Diese lag in einem großen Haufen in der Nähe des Hauses unter freiem Himmel, in der guten Zuversicht, daß es inzwischen nicht regnen würde. Daneben türmte sich ein anderer, größerer Haufen, der noch nicht ausgedroschenen Weizen enthielt. Die Pferde des Besitzers, schöne, starke Tiere, standen bis an die Kniegelenke in der Gerste und fraßen davon nach Herzenslust.

Gegen Mittag war die Arbeit beendet, ein größerer Transport war bereits auf Kamelen, Pferden und Eseln unter Leitung des Sohnes meines Wirtes nach Kelibia abgegangen, der Rest sollte in den nächsten Tagen nachfolgen. Inzwischen war schon ein Bote eingetroffen, der uns zum nächsten Gehöft, wo ein anderer Geschäftsfreund Mohammeds wohnte, führen wollte. Schnell nahmen wir noch einen frugalen Imbiß aus Brot, Honig und Butter ein und saßen dann auf. Immer weiter nach Süden führte uns der schmale Pfad; auch hier änderte sich die eintönige Physiognomie des Landes nicht, die wir schon gestern beobachtet. Es war die gleiche wellige

Strauchsteppe, nur hier und dort durch die Anbauversuche nomadischer Beduinen, deren Duars wir in der Ferne sahen, unterbrochen.

Nach ungefähr zweistündigem Ritte trafen wir in unserem Bestimmungsorte Belies, einem kleinen Dorfe, dessen Gehöfte weit in der Thalniederung des gleichnamigen Flusses verstreut liegen, ein. Römische Ruinen, an denen wir vorüber ritten, deuten auf eine alte Kulturstätte hin.

Als wir in das Haus des neuen arabischen Freundes traten, bot sich mir eine unerhoffte Gelegenheit, während eines kurzen Augenblickes seine junge Frau, welche wir bei der Zubereitung des nationalen Kusksüß überraschten, zu sehen. Es war ein schönes, schlankes Weib von prächtigen Formen und glänzenden, dunkeln Augen in dem ovalen, leichtgebräunten Antlitz. Was mir aber besonders interessant erschien, das war die herrliche, dunkelblaue Tätowierung, welche die Unterschenkel der Frau bedeckte. Wie ein feindurchbrochenes Gewebe umschloß die zierliche Arbeit das schöngeformte Bein.

Auf schmalen Pfade ritten wir von Belies in nordöstlicher Richtung, den deutlich sichtbaren Djebel Sidi 'Abd-Gr-Rahmân als Landmarke zur Linken. Die Landschaft war die gleiche wie gestern: flache Höhenzüge mit niedriger Strauchvegetation, welche hier und dort Trümmerreste römischer Bauten bedeckte. Gegen Sonnenuntergang trafen wir in Menzel Temim ein und setzten nach kurzer Rast unseren Weg nach Kelibia fort.

Auf den Feldern, welche noch mit Mohrenhirse und Mais bestellt waren, sahen wir jetzt in den kühleren Abendstunden die Besitzer in reger Thätigkeit ihren Acker bewässern. Da eine natürliche Verieselung des Landes in Folge des außerordentlichen Mangels an fließendem Wasser fast ganz ausgeschlossen ist, so hat man sich durch Bohren von Brunnen zu helfen gesucht, aus welchen das kostbare Raß auf sehr

originelle, wenn auch nicht sehr praktische Weise gehoben wird.

Über dem Rande des Brunnens erhebt sich ein zwei bis drei Meter hohes Gerüst aus rohen Olivenzweigen, zwischen denen in der Mitte ein großes hölzernes Rad befestigt ist. Ein kleineres Rad befindet sich dicht über dem Erdboden. Über die obere Rolle läuft ein starker Strick, an dem ein weiter Leder sack hängt, der, sich nach unten verjüngend, in einen dünnen Schlauch ausläuft. Das Ende desselben ist an einen dünneren Strick geschlossen, der durch eine kleinere Rolle gezogen wird. Beide Stricke sind am Joche der Stiere befestigt. Werden die Tiere vom Brunnen fortgetrieben, so hebt sich der mit Wasser gefüllte Lederbeutel, während der etwas kürzere dünne Strick das enge Schlauchende hochhält und so ein vorzeitiges Auslaufen des Wassers verhindert. Ist der große Wasserbeutel an der oberen Rolle angekommen, so befindet sich sein Niveau über dem des dünnen Schlauches, und das Wasser strömt in ein vor dem Brunnen befindliches Becken, aus dem es dann in vielen kleinen Rinnen und Kanälchen über den zu berieselnden Garten oder das Feld geleitet wird. Diese Manipulation ist äußerst primitiv und zeitraubend, aber die tunesischen Fellah gehören noch zu den glücklichen Geschöpfen, für welche Zeit keinen Wert hat.

Vor Sonnenaufgang und gegen Abend hört man überall in den Feldern die plumpen Holzräder ächzen und knirschen, und das köstliche Naß strömt in belebenden Fluten über den Acker. Es war schon ganz finster geworden, als wir endlich in Kelibia einritten, wo uns der Schiffskoch einen leckeren Kuskussû hergerichtet hatte, dem wir dann auch alle Ehre anthaten.

In den nächsten Tagen vervollständigte ich noch die Ladung durch einige kleinere Einkäufe für den eigenen Be-

darf, dann wurden die Zoltpapiere ausgefertigt, ich schüttelte dem alten, freundlichen Conversano die Hand, und als die sternklare Nacht hereinbrach, und das Signallicht auf der Burg Kelibia hell aufleuchtete, da segelten wir hinaus in den dunkelblauen Pontos, begleitet von den Salem-Rufen der Schiffsvölker, die so lange mit uns Bord an Bord in der kleinen Bai geankert hatten.

Waren wir auch mit günstigem Winde ausgesegelt, so sollten wir doch auch diesmal die Unbeständigkeit der Küstenwinde kennen lernen; denn erst nach vierzigstündiger, mühevoller Seefahrt konnte ich endlich wieder meinen Fuß an das felsige Gestade des zinnengekrönten Monastir setzen.





## Kapitel XI.

### Im Sattel durch Frikkia und Dakhela.

Der Nordosten der Regenschaft Tunis, das Land Frikkia (arabisiert aus Afrika) wird von den Ausläufern der südlichen großen Atlas-Kette durchzogen, deren letzte bedeutende Erhebung der 1340 m hohe Djebel Zaguan ist. Von diesem Gebirgsstocke aus läuft ein vielgliedriges Bergsystem gen Osten und Nordosten ins Land, das drei, durch breite Flußthäler von einander getrennte Gebirgsgruppen bildet: 1. die südliche Gruppe zwischen der großen Enfida-Ebene und dem Thale des Ued El Hammâm oder Ued Bagra, mit den Erhebungen des Djebel Zriba, Djebel Faûâra, Djebel Djerâdu a. a.; 2. die centrale Gruppe zwischen letztgenanntem Thale im Süden und der Mornakebene und dem Belad Dzira, der breiten Tiefebene von Solimân im Norden, als deren bedeutendste, zwischen 750 und 1050 m schwankende Höhen der Djebel Sid, Djebel Harbi, Djebel Bû Khâfha, Djebel Bû-Kornîn und Djebel Reçâç zu nennen sind, und schließlich 3. die nordöstliche Gruppe, das Gebirgsland der Halbinsel Dakhela, mit dem langgestreckten Zuge des Djebel Hofra,

Djebel Sidi 'Abd-Gr-Nahmân und Djebel Hamîd, dem dieser Linie parallel laufenden Djebel Gurbes und der 400 m hohen Felsmaße von Nâs Abdâr oder Kap Bon im äußersten Norden.

Hatte ich schon während eines mehrjährigen Aufenthaltes in der Regentschaft einen großen Teil dieser Landstriche auf wiederholten Reisen und Streifzügen kennen gelernt, so drängte es mich, einmal das gesamte Gebiet östlich des Zaguân in ununterbrochener Folge zu durchwandern, um einen vollständigen Überblick über diese entwicklungsfähigen Distrikte der Regentschaft zu gewinnen.

Persönliche Verhältnisse machten überdies meine Anwesenheit in der Nähe von Kap Bon erforderlich, und so trat ich denn am 11. Juni 1890 von der Küstenstadt Monastîr aus meine Reise nach dem Norden an.

Meine Ausrüstung hatte ich, um nicht die erforderliche Bewegungsfähigkeit zu verlieren, auf die nötigste Wäsche, Munition, einige Konserven und Kochgeschirr beschränkt, und als Begleitung nur einen halbwüchsigen Araberburschen, Sâlah genannt, den ich in Monastîr engagiert hatte, mitgenommen, welcher samt dem in zwei großen, aus Halfa geflochtenen Satteltaschen (sembil) untergebrachten Gepäck von einem kräftigen, großen Esel getragen wurde. Ich selbst ritt meinen vierjährigen Berberhengst, ein kurzgebautes, aber starkes Tier, das ich schon auf früheren Reisen erprobt hatte.

Der Marsch des ersten Tages führte uns nur zu dem ca. 24 Kilometer entfernten Souffe, wo ich meine Reiseausrüstung noch vervollständigen wollte. Nach kurzer Nachtruhe saß ich bei Sonnenaufgang wieder im Sattel und traf nach einer längeren Mittagsrast in Sidi Bâ-'Alî, gegen Abend in Dar-El Bey oder Enfidaville ein.

Hier herrschte gegenwärtig während der Erntezeit ein reges Leben. Diese kleine, bis jetzt nur aus wenigen Stein-



häusern und einigen Holzbaracken bestehende Zukunftsstadt besitzt den einzigen Wochenmarkt in dem weiten, von den Mâd Sa'id bewohnten Gebiete zwischen dem Djebel Jaguân und dem Golfe von Hammâmêt. Der Ort ist heute erst in der Entwicklung begriffen und wird wesentlich an Bedeutung gewinnen, wenn die Bahnverbindung mit Tunis und Souffe hergestellt sein wird. Der größte Teil des ungeheuren Landbesitzes der „Compagnie Franco-Africaine“ ist fruchtbar, aber es fehlt noch an Arbeitskräften, um diese weiten Länderstriche zu einer wahren Kornkammer machen zu können, wie sie es zur Zeit der Römer gewesen sind. Der Kâid dieser Region, Ahmed Ben Othmân, mein alter Freund, begrüßte mich auf das herzlichste, bewirtete mich nach orientalischer Sitte mit Kaffee und war etwas erstaunt, als er hörte, daß ich ohne Führer, nur in Begleitung meines halbwüchßigen Dieners, durch die Berge nach Tunis reiten wollte. Die gewöhnliche Heerstraße von Souffe nach Tunis führt von Dar El Bey längs des Meeres am Fuße des Berglandes über Belad Bâ-Fischa, Turki und Grumbâlia nordwärts und ist so belebt, daß ein Verirren fast zu den Unmöglichkeiten gehört; der Weg durch das Bergland nach Jaguân dagegen ist meist nur ein schmaler Pfad, der durch ein stark zerschnittenes und schwieriges Gelände läuft, das die volle Aufmerksamkeit selbst eines mit den nordafrikanischen Wegen wohl vertrauten Reisenden in Anspruch nimmt. Mir kam hierbei sehr zu statten, daß ich die schwierigste Strecke von Dar El Bey bis Henshir Battaria, ungefähr 25 Kilometer, bereits vor einigen Wochen auf einer Jagdtour durchreist hatte und ein ziemlich gutes Ortsgedächtnis besitze, das mich einmal begangene Wege nicht so leicht vergessen läßt.

Mein jugendlicher Begleiter machte am anderen Morgen denn auch ein recht verzagtes Gesicht, als er mich von der breiten Landstraße auf einen schmalen Pfad abbiegen sah,

der uns in nordwestlicher Richtung über einen breiten Hügelrücken hinweg, östlich des auf hoher, steiler Felskuppe wie ein Adlerhorst thronenden Berberdorfes Takrâna, ins Land führte.

Die im Frühjahr hier so üppig grünende Vegetation war von der glühenden Sommersonne versengt, nur der hohe Opuntienkaktus mit seinen fleischigen, mattgrünen Blättern und der aromatische *Lentiscus* schlossen den steinigten Weg ein.

Nachdem wir noch einige Terrainwellen passiert hatten, traten wir in ein breites Thal, welches, von Nordwest nach Südost ziehend, im Osten von den flachen Ausläufern des niedrigen Djebel Mangûb und im Westen durch eine Reihe einzelner Hügelkuppen begrenzt wird, die dem Djebel Biada vorgelagert sind, und deren südlichste Kuppe das vorerwähnte Dorf Takrâna auf ihrem Gipfel trägt.

Der Ued El Brit, der auf den südlichen Hängen des Djebel Djerâdu und Djebel Bû Casra entspringt, durchschneidet dieses Thal in seinem mittleren Laufe und verliert sich dann östlich von Dar El Bey in den sumpfigen Niederungen der Sebha Djirîba.

Jenseits auf dem rechten Ufer des Flusses sah ich am Fuße der Takrâna-Kette, welche unterhalb des Dorfes in rosenrotem, sehr hartem Kalkstein miocänen Alters ansteht, mehrere Duârs, deren Bewohner das Gelände zu beiden Seiten des Flusses mit Gerste und Weizen bestellt hatten.

Gegenwärtig waren die Nomaden mit dem Schnitt der Gerste beschäftigt, und ich traf längs des Weges häufig auf kleine Trupps von Männern und Frauen, die den fremden Reisenden neugierig anstarrten. Der Schnitt mit der Sense ist unbekannt, man bedient sich dagegen einer gezähnten Sichel, mit der das Ährenbüschel, das die linke Hand erfaßt hat, in halber Halmhöhe durchrissen wird. Es geht auf diese

Weise sehr viel Stroh verloren, da dieses aber in den entlegenen Gegenden des schwierigen Transportes wegen fast wertlos ist, so hat man keine Veranlassung gefunden, diese alttestamentarische Ernteweise aufzugeben. Das auf den Felsen zurückgelassene Stroh dient teils zur Weide für das Vieh, teils zur Düngung des Ackers.

Während wir bis jetzt auf dem linken Flußufer dahingeritten waren, näherte sich nun der Weg mehr dem Ued El Brit, der nach Art der nordafrikanischen Wasserläufe sich ein tiefes Bett in den weichen Boden gegraben hatte. Die Sohle des Flußbettes bedeckte Kies und grobes Geröll, durch welches sich dünne Wasseradern zogen, hier und dort an einer tiefer ausgespülten Stelle einen kleinen Tümpel bildend. Die Uferländer umsäumten dichte Oleandergebüsche, über und über mit farbenprächtigen, aber duftlosen Blüten bedeckt.

Die großen Windungen des Flusses schnitt der Weg meist ab, und wir mußten wiederholt die steilen Uferländer mühsam hinunter- und wieder hinaufklettern. An einer besonders schwierigen Stelle verweigerte der Esel den Dienst, und wir konnten nur mit größter Mühe, nachdem das Gepäck abgeladen und von Sálah auf das andere Ufer geschleppt worden war, den Marsch fortsetzen. Dann ging es eine Strecke im Flußbett vorwärts, die Wegspur verlor sich im Wasser, das hier reichlicher floß, und ich mußte scharf auf jedes Zeichen achten, um nicht an dem durch Gebüsch halb verdeckten Aufstiege vorüber zu reiten. Endlich hatte ich diesen gefunden und konnte erleichtert aufatmen. Der Weg lief nun hart auf dem rechten Ufer entlang, zur linken Hand hohe Felsen, zur rechten das senkrecht abschüssige Flußufer — der reine Wildpfad! Mein Hengst stutzte einige Male an besonders gefährlichen Punkten, doch war er ein zu vernünftiges Tier, um auf so engem Raume eine Kantoña aufführen zu wollen. Nach

ungefähr halbstündigem Marsche verließen wir an einer Biegung des Weges, von wo derselbe längs des Flusses in nördlicher Richtung nach dem Dorfe Djerädu weiter führte, das Thal und ritten durch Waldungen von Thuja und niedrigen Kiefernarten in nordwestlicher Richtung weiter, den auf einem Hügel gelegenen, deutlich sichtbaren Maräbut des Sidi Mohammed Ben Deruhed als untrügliche Landmarke stets vor Augen.

Ein weiterer halbstündiger Ritt brachte uns auf die etwas besser markierte und bequemere Straße, die von Kairuân über Zaguân nach Tunis führt. Der Boden bestand aus grünlichem Thon, den die Sonne ausgebrütet hatte, sodaß breite Risse und Sprünge über den Weg liefen. Zur Linken zogen als Verlängerung der eingangs erwähnten Biadafette der Djebel Mbedker und Djebel Battaria, welchen letzteren ich schon in den Pfingsttagen des vorigen Jahres auf der Adlerjagd durchstreift hatte. Zu seinen Füßen liegt die Trümmerstadt des römischen Oppidum Battrianense, welcher Berg und Land den Namen verdankt, in wasserreicher und fruchtbarer Gegend.

Im Osten wurde die Landschaft durch den langgestreckten, zweigipfeligen Djebel Bû Casra abgeschlossen, welchem nach Norden der Djebel Faûara folgte.

Gegen 8 $\frac{1}{2}$  Uhr machte ich in der Höhe von Henshir Battaria an einer schattigen Stelle die erste Rast und ließ die Tiere füttern. Die Sonne stand hoch am Himmel und strahlte mit intensiver Kraft, aber weit und breit war kein Tropfen Wasser zu finden. Nach dreiviertelstündiger Pause sattelten wir wieder und setzten dann unsern Marsch in nördlicher Richtung fort. Die Landschaft zeigte fast die gleiche Physiognomie wie bisher, nur traf ich hier noch längs des Weges eine größere Anzahl stark verwitterter römischer Ruinen, die von der dichten Strauchvegetation überwuchert waren.

Nach einundeinhalbstündigem Ritte stiegen wir zu dem breiten und vielbesiedelten Thale des Ued El Hammâm herab. Hier in dieser Gegend war ich schon früher, von Osten kommend, auf der Wildschweinpürsche umhergestreift und hatte die Gastfreundschaft des angesehenen und reichen Scheikh Fihmâis genossen. Gern hätte ich diesem biederen Nomadenführer wieder einmal die Hand geschüttelt, wenn es mir gelingen konnte, einen Führer nach dem Duâr zu finden, der in einem kleinen Thale versteckt lag. Mein Wunsch schien in Erfüllung zu gehen; denn bei der nächsten Wegbiegung trafen wir auf Herden der starken Fettschwanzschafe und erblickten dann auch seit mehreren Stunden wieder die ersten Menschen. Es waren dies ein alter, zerlumpter Araber und sein Sohn, welche, im Schatten eines Johannisbrothbaumes ruhend, die Aufsicht über die weidenden Schafherden übten. Ich ritt trotz Salâhs Abmahnung, der sich hier in der Wildnis, weit ab seiner Vaterstadt, höchst ungemütlich und unsicher fühlte, an den Alten heran und begann, nachdem die ersten Begrüßungsformeln erledigt waren, mich mit der unter den Nomaden üblichen Umständlichkeit nach Scheikh Fihmâis zu erkundigen, mußte nun aber hören, daß der Duâr desselben noch fast eine Stunde weiter östlich gelegen war. Das war mir denn doch ein zu weiter Abstecher bei der herrschenden hohen Temperatur, und ich zog es vor, des Alten Einladung zu folgen und ein wenig im Baumschatten zu rasten. Der junge Beduine brachte frisches Stroh als Futter für Pferd und Esel und geleitete dann meinen Diener zu einer nahegelegenen Quelle, der 'Ain Esâia, um mir im Kochgeschirr einen Erfrischungstrank zu schaffen.

Auf meine Frage, ob das Wasser auch gut und süß sei — man darf auf Reisen in Nordafrika nie unterlassen, sich nach letzterer Eigenschaft zu erkundigen, denn von den Arabern als

„salzig“ (melah) bezeichnetes Wasser enthält gewöhnlich eine starke Beimischung von Magnesium, dessen Genuß bekanntlich eine Reihe der übelsten Folgen für den Reisenden herbeiführt — hatte mir der Alte versichert, das Wasser sei alkif, ganz ausgezeichnet. Wie mir aber der Kessel gebracht wurde, da grüselte mich doch etwas; denn das Wasser glich in der Farbe dem aus einer Blumenvase, welches seit 8 Tagen nicht gewechselt worden war. Ich schöpfte mir einen Becher voll, goß einige Tropfen Absinth hinein und schlürfte das Gemisch in stummer Resignation.

Als wir aufbrachen, gab uns der Alte, den ich mit etwas Tabak regaliert hatte, noch eine Strecke Weges das Geleit. Wir umritten in weitem Hogen den felsigen Djebel Zriba und ließen die kleine, auf den Nordosthängen des Gebirges gelegene Ortschaft Hammâm Zriba, eine der interessantesten berberischen Enklaven im Gebiete der arabischen Wâd Sa'id, welche durch die dort dem Boden entspringenden warmen Schwefelquellen bekannt geworden ist, links liegen.

Der Ued Bagra und mehrere kleine Zuflüsse desselben, welche wir durchwateten, führten noch überraschend große Mengen Wasser für die doch schon recht vorgeschrittene Jahreszeit mit sich.

Die scharfgezackte, hohe, steile Wand des Djebel Zaguan lag jetzt dicht vor uns, aber immer noch endlos dehnte sich der Weg. Eine fast erdrückende Temperatur herrschte in den von dichter Strauchvegetation umrahmten Thälern, und der durchglühnte Kalkfelsboden reflektierte die heißen Sonnenstrahlen in erhöhter Intensität. Die Tiere waren matt, und nur langsam kamen wir von der Stelle.

Endlich gegen zwei Uhr tauchte vor uns am Nordrande des Zaguan-Gebirges ein Turm auf; es mußte unser Reiseziel sein. In freudiger Zuversicht strebten wir jetzt vorwärts,



*Albert's phot.*

Hømerthor in Baguan.





aber gerade die letzte Wegstrecke bot noch der Schwierigkeiten viel. Das Gelände wurde immer zerschnittener, je mehr wir uns der Stadt näherten. Tiefe Erd- und Felspalten, die Betten jäher Gießbäche in regenreicher Winterzeit, kreuzten den Weg, und mühsam kletterten die Tiere die steilen Hänge hinan. Oft mußte ich absteigen und mein Pferd am Zügel führen.

Große, wohlgepflegte Gärten, von hoher Mauer umhegt, kündeten die Nähe der Stadt, und dann lag auch diese vor uns. Auf einem Felsplateau, über dem die mächtigen, wild zerklüfteten Kalkmassen des Djebel Jaguân fast senkrecht zum blauen Äther aufstiegen, lagerte ein buntes Gewirr niedriger Häuser, aus denen hier und dort die breite, flache Kuppel einer Moschee oder einer Zawiya sich hervorhob. Nach allen Seiten jäh abfallend, muß diese Felsplatte in früheren Zeiten geradezu uneinnehmbar gewesen sein. Selbst in der jüngsten Revolution von 1881 hat die Stadt eine nicht ganz unbedeutende Rolle gespielt, und sind hier die französischen Truppen auf einen überaus verzweifelten und hartnäckigen Widerstand gestoßen. Erst nach langem Kampfe und unter nicht geringen Verlusten gelang es diesen, die unter dem Oberbefehl 'Alî Ben Khalîfas von fanatischen Scheichs geführten Araberhorden mit dem Bajonett aus dieser günstigen Position zu werfen.

Der Weg, welcher zur Stadt emporführt, steigt steil aus der Hochebene auf, läuft an einem alten, mit dem Widderkopf des Baal Ammon gezierten Römerthor vorüber und verliert sich dann in einem dichten Gewirr enger und holperiger Gassen. Nach vielem Nachfragen und endlosem Umherirren gelang es mir endlich, die Lokanda, das sogen. „Hôtel“ ausfindig zu machen. Diesen vielversprechenden Namen nahm ein kleines, im maurischen Stile erbautes Häuschen, das ganz versteckt am Ende einer Sackgasse lag, für sich in Anspruch. Der Besitzer der

Herberge war seit einigen Tagen verreist, und ich mußte mich mit der Gesellschaft zweier Araber begnügen, von denen der eine das wichtige Amt eines Kochs, der andere das eines Hausverwalters inne zu haben schien.

Nachdem ich mich etwas erfrischt, gewaschen und vom Staube gereinigt hatte, suchte ich das Postamt auf, um eine Depesche zu befördern. Ich fand dasselbe nicht in der Stadt selbst, sondern mußte zu dem über der Stadt an einer Berglehne sich emporziehenden, französischen Militär-Barackenlager hinauswandern. Dieser Lagerplatz ist sehr glücklich gewählt; denn er beherrscht die Wasserleitung, die Stadt, wie die Hochebene im Westen derselben und gewährt überdies einen herrlichen Blick auf den dicht vorgelagerten Berg, dessen höchste Ruppen ein leichter Nebelflor verschleierte.

In Rücksicht auf den überaus anstrengenden Marsch, den ich heute zurückgelegt hatte, und die hohe Lufttemperatur war ich dem Gedanken einer Bergbesteigung überhaupt gar nicht näher getreten, doch als ich jetzt unmittelbar am Fuße der Felsmasse stand und die frische Bergluft meine Schläfe kühlte, da wurde in mir der alte Wunsch rege, den höchsten Gipfel des nordosttunesischen Berglandes, den ich so oft von Monastir aus in sehnsüchtigem Sinnen am fernen Horizonte in tiefblauen Tinten verschwimmend geschaut hatte und dessen Besuch mir auch gelegentlich meines ersten, nur kurzen Aufenthaltes in Zaguân nicht möglich gewesen war, zu ersteigen.

Ich erkundigte mich bei einem Zuaven der Garnison nach dem Wege und begann trotz der vorgerückten Stunde, es war schon 4 Uhr nachmittags, den Aufstieg. An einem von hoher Umfassungsmauer umgebenen Wasserreservoir, in dem eine der Zaguânquellen für die tunesische Wasserleitung aufgefangen wird, vorüber ging es in allmählicher Schlangentwindung, einen dem Hauptfelsen vorgelagerten, mit dichter Strauchvegetation

bedeckten Berg hinan. Auf der westlichen Lehne desselben wendete sich der Weg zu einer zwischen zwei mächtigen Felsmauern fast senkrecht aufsteigenden und mit Steingeröll bedeckten Nische, in welcher der schmale, von den französischen Truppen künstlich angelegte Pfad in scharfen, kurzen Zickzackwendungen emporführte. Mühsam kletterte ich aufwärts, ich war, wie ich vom Pferde gestiegen, mit Stiefel und Sporen, die Reitpeitsche in der Hand, in einem wenig zum Bergsteigen geeigneten Anzuge. Je höher ich stieg, desto steiler wurde der Pfad, und fast hätte ich die ganze Kletterpartie aufgegeben.

Das hohe Strauchwerk wich in halber Bergshöhe nieder, hartstengeligen und aromatischen Kräutern, zwischen denen zierliche Eidechsen munter dahinschossen. Aus den Höhlen der zerklüfteten Felswand zur Linken tönten die girrenden Lockrufe der Turteltaube, und hoch in der Luft kreiste mit ruhigem Flügelschlag ein weißköpfiger Geier, welche auch auf den unzugänglichen Schroffen des Berges nisten sollen. Es ist dies durchaus wahrscheinlich, da der weißköpfige und der Nasageier von mir im centraltunesischen Berglande oft beobachtete Raubvögel sind, von denen ich auch Horste angetroffen habe, und denen der Djebel Zaguân alle Bedingungen zum Nisten bietet. Auch das schön gezeichnete Klippenhuhn (*Caccabis petrosa* Gm.), ein über das ganze tunesische Bergland verbreiteter Vogel, hat sich die Spalten und bewachsenen Hänge des Berges zur Niststätte erkoren.

Dicht vor mir am Wege sah ich plötzlich einen grauen Körper in einen großen Busch verschwinden, ohne daß ich das Tier zu erkennen vermochte. Ich stöberte mit meiner Peitsche im Gestrüpp umher, als plötzlich eine alte Henne der genannten Art mit schwirrendem Flügelschlage vor mir aufstand. Dieselbe strich nicht nach Hühnerart sofort in

großem Bogen weit ab, sondern fiel zu meiner Überraschung in kaum sechs Schritt Entfernung auf einer Felsplatte wieder ein und begann nun in herzbrechenden Tönen zu locken. Es war eine Mutter, die ich hier mit ihrem Gelege überrascht hatte. Die Kleinen wagten sich trotz des ängstlichen Schreiens der Alten nicht aus dem sicheren Versteck heraus, in dem sie sich so gut verborgen hatten, daß ich auch nicht eine Feder entdecken konnte. Auf eine drohende Geberde meinerseits flatterte die Alte einige Schritte weiter und begann dort ihr Jammer-Konzert von neuem. Um ein liebendes Mutterherz nicht länger zu peinigen, setzte ich meinen Aufstieg fort und sah dann auch bald zu meiner Genugthuung die Henne zu ihren Kleinen in den Busch zurückkehren.

Nach einundeinhalbstündiger, mühseliger Wanderung stand ich endlich auf der ersten Plattform des Felsens und sah auf einer Anhöhe das von den Franzosen festungsartig erbaute Wachgebäude vor mir. Nach weiteren 15 Minuten erreichte ich dieses selbst. Kein Posten vor Gewehr rief mich an, nur ein großer, zottiger Hund kam mir zähnefletschend entgegen, und erst auf dessen wütendes Gebell traten zwei Soldaten aus dem Gebäude, welche mich auf mein Verlangen zu dem das kleine Wachkommando befehligenen Unteroffizier führten. Dieser, ein Sergeant-Major vom Geniecorps, hieß mich in seinem mit militärischer Dürftigkeit eingerichteten Bureau willkommen und setzte mir, meinen erschöpften Zustand bemerkend, das Einzige, was er besaß, zu Essig gewordenen Rotwein und frisches Wasser vor.

Meine Lebensgeister waren schnell wieder geweckt, und sobald ich etwas abgekühlt war, trat ich auf die Galerie vor dem Hause, um die herrliche Rundschau, welche sich hier eröffnete, zu genießen.

In prächtiger Abendbeleuchtung erblickte man von hier

aus den weißgrauen Häuserkomplex von Tunis, seitwärts desselben die Sebkhâ Es-Selhdjumi, die breite Bahîra und dahinter den großen, tiefblauen Golf von Tunis. Im Osten sah man den feichten Strand des sanft geschweiften Golfes von Hammâmêt und in diesen einmündend das breite, fruchtbare Thal des Ued Hammâm oder Wagra, in seinem Unterlaufe Ued Ramel genannt, das ich heute Morgen in seinem oberen Teile durchschritten hatte. Zu beiden Seiten desselben das vielverästete Bergland, dessen langgestreckte Höhenzüge und isolierten Erhebungen vom Stocke des 1340 m hohen Zaguân zum Meere herniedersteigen. Nackte, starre Felskuppen, auf den Hängen dunkle Strauch- und Thujawaldungen, in den Thälern wogende Getreidefelder und über das Ganze verstreut die kleinen, schwarzen Zelte der Nomaden, aus denen der Rauch der Abendfeuer fast senkrecht emporstieg.

Südlich des Wachgebäudes erhob sich über dem Kamme des Gebirges eine nackte, graue, fast unzugängliche Felsmasse, der 1170 und 1340 m hohe Doppelpipfel des Berges. Jen-seits desselben blinkte der breite Spiegel der Sebkhâ Sibi El Hâni und des kleineren Kelbiaasees aus der sich in einförmiger Ebene zwischen Dar El Bey und Kairuân hinziehenden weiten Ebene. Das Gebirgsland gen Westen verschwamm in verwischten, violetten Umrissen undeutlich in den Strahlen der niedergehenden Sonne.

In der Besorgnis von der schnell hereinbrechenden Dunkelheit auf dem steilen, beim Abstieg geradezu gefährlichen Bergpfade überrascht zu werden, verabschiedete ich mich von dem freundlichen Prieger, der hier in der hehren Berg-einsamkeit ein beschauliches Dasein führte, und kam nach fünfviertelstündigem Stolpern und Rutschen über loses Steingeröll und tückische Wurzeln endlich mit brechenden Knien aber doch wohlbehalten in der Stadt an. Nach genossener

Abendmahlzeit, an welcher noch mehrere französische Beamte, die in Baguân angestellt waren, teilnahmen, wurde ein Bett in dem Wohnzimmer des abwesenden Wirtes hergerichtet und bald lag ich nach den Strapazen des Tages in einem totenähnlichen Schlummer.

Gegen 6 Uhr des nächsten Morgens ritt ich den steilen Stadtberg wieder hinab und bog dann an einer zum Detail-Exerzieren auseinander gezogenen Juaventkompagnie vorbei nach Westen ab. In diesem fruchtbaren Gebiete haben sich mehrere europäische Farmer angesiedelt, auch hat hier der französische Oberst a. D. de Faucamberge recht bedeutende Weinkulturen angelegt, die, eine seltene Erscheinung in der Regentschaft, sehr sauber mit Draht eingefenzt waren. Nach ungefähr einstündigem Marsche erreichten wir die neue Wasserleitung, die auf dieser Strecke überirdisch gebaut ist und neben der die Straße eine Zeitlang herlief. Nachdem wir das trockene Bett des Ued Turki überschritten hatten, zog sich der Weg in der Nähe des Marabut Sidi 'Abd Uziz nördlich und lief dann über den breiten Höhenrücken des kalkigen Djebel Tella, östlich des gegen 400 m hohen, doppelgipfeligen Djebel Ust, welcher seit einiger Zeit auf Quecksilber abgebaut wird.

Nach fast vierstündigem Ritte senkte sich die Straße zu einer großen, unbebauten Ebene hinab, in der ich große Herden von Hauschweinen weiden sah. Ihr Besitzer, ein Italiener, klagte mir, daß er in diesem Jahre durch eine ansteckende Krankheit außerordentlich große Verluste in seinen Herden erlitten habe.

Jenseits der Wasserleitung, in der Nähe der Zauiha Kebima lag dicht an der Straße ein aus Brettern erbauter Fondak, welcher von einem alten freundlichen Sicilianer und seiner Frau verwaltet wurde. Hier stellte ich Pferd und Esel unter und ließ mir einige Eier kochen, die mit Brot und

etwas Schinken, den ich in der Satteltasche mitführte, mein Mittagmahl bildeten.

Auf dem Schentfisch stand roh ausgestopft eine der in der ganzen Regentschaft vereinzelt vorkommenden Tibetkagen, eine Jagdbeute, die mir der Besitzer wohlgefällig zeigte. Obgleich das Tier vor mehreren Wochen geschossen war, so hastete dem Balge doch noch der intensive Moschusgeruch an, der von den Orientalen und besonders deren Frauen so sehr geliebt und begehrt wird.

Nachdem unsere Reittiere gefüttert und getränkt waren, setzten wir nach mehrstündiger Ruhepause unsern Marsch in nördlicher Richtung fort. Wir kamen jetzt wieder in bebauten Gegenden und zwar in die Besitzungen französischer und italienischer Kolonisten, wie die vervollkommenen Pflüge und andere landwirtschaftliche Geräte auf den Äckern andeuteten. Die Landstraße wandelte sich hier in eine Chaussee, welche wie die meisten Kunststraßen in unmittelbarer Umgebung der Hauptstadt auf das sorgfältigste unterhalten wurde.

Zur Rechten ließen wir Bordj Bakûsh, wohl eine frühere Besitzung des aus dem verfloffenen Regime berücktigten Generals gleichen Namens, und ritten dann durch das vom Ued Miliân durchströmte Mornakthal längs der alten, prächtigen, römischen Wasserleitung nach Mohammedia, der einst glänzenden, jetzt aber zu Trümmern verfallenen Palaststadt. Hier bog ich von der Chaussee auf einem Fußwege, welcher durch hohe Hecken von Opuntienkaktus führte, nach rechts ab und ritt auf sanft abfallender Böschung in die weite Ebene des Mornakthales hinab. Nach zweistündigem Marsche durch dieses von europäischen Kolonisten rationell bewirtschaftete fruchtbare Gebiet erreichte ich gegen Sonnenuntergang den Ued Miliân, welchen ich, da die neue Eisenbrücke, welche hier konstruiert wurde, noch nicht vollendet war, durchwaten mußte. Wenige

Minuten später hielt ich auf der Farm eines mir befreundeten Schweizerz, die, hart am Flußufer gelegen, mir einen gastlichen Unterschlupf bot.

Die folgenden drei Tage verlebte ich in Tunis im Kreise der kleinen, aber liebenswürdigen deutschen Kolonie.

Die Arbeiten an dem großen Kanal zwischen Tunis und La Goulette wurden damals eifrig betrieben, große Dampfbagger hoben den zähen Schlamm aus der seichten Bahira auf, während am Ufer durch Ausfüllen von Schutt und Erde ein breites Terrain zur Anlage der Kais und Hafendämme gewonnen wurde. Bei einem so rüstigen Fortgange der Arbeiten werden wir in wenigen Jahren die großen Dampfer, welche heute weit draußen auf der See zwischen La Goulette und Madès ankern müssen, am Bollwerk vor der Stadt Tunis liegen sehen.\*)

Am Abend des dritten Tages kehrte ich auf die Farm im Mornakthale zurück und ritt am nächsten Morgen querfeldein, am rechten Ufer des Ued Miliân entlang, bis ich die große Straße erreichte, welche von Tunis über Hammâm Lînf nach Souffe führt. Hammâm Lînf, das mit Tunis durch eine Eisenbahn verbunden ist, hat nur eine Bevölkerung von 70 bis 80 Seelen, besitzt aber einen doppelten Ruf durch das von den Tunefen viel besuchte Seebad und dann durch die Heilquellen, welche hier dem Boden entspringen. Dieselben sind stark Natriumchlorürhaltig, haben eine Temperatur von 46—49° C. und finden zu Trink- und Bädturen verschiedene Verwendung. Der Bey besitzt hier ein großes Schloß, in dem er sich während der Sommermonate gern aufzuhalten pflegt.

---

\*) Der Kanal wurde am 28. Mai 1893 eingeweiht.



Gegen zwei Uhr verließ ich den kleinen Badeort und ritt am Fuße des von romantischen Schluchten durchzogenen, doppelgipfeligen Djebel Bû Kornîn auf der schönen Chauffee ostwärts. Das gesamte Land zwischen diesem Gebirgsstocke und dem Meere, ein junges Schwemmland, gehört zu der etwa 4000 Hektare großen Farm von Paul Potin in Paris; ungefähr der zehnte Teil dieser Besitzung ist mit Wein bepflanzt, und bis jetzt sind bereits die ausgezeichnetsten Erfolge in der Nebenkultur erzielt worden, sodaß sich der Besitzer veranlaßt gesehen hat, seine Weinpflanzungen successive von Jahr zu Jahr zu vergrößern. Während ich hier vorüberritt, waren Arbeiter damit beschäftigt, größere Strecken, welche von Buschwerk und Gestrüpp überwuchert waren, niederzubrennen und in Kulturboden zu verwandeln.

Dicht hinter Bir El Bey, einem einsamen Brunnen, verließ ich die Straße nach Souffe, welche hier nach Südost abbog und ritt in direkt östlicher Richtung auf Solimân, welcher Flecken inmitten der „Belad Dzira“ genannten großen Tiefebene zwischen dem Djebel Bû Kornîn und dem Djebel Sidi 'Abd Er Rahmân am rechten Ufer des Ued Esfa liegt. Der Ort, der erst im Jahre 1616 von aus Andalusien vertriebenen Mauren gegründet sein soll, hat eine Bevölkerung von über 3000 Köpfen, welche mit wenigen Ausnahmen dem melekittischen Ritus angehören. Dieselben treiben fleißig Ackerbau und besäen eine Grundfläche von ca. 5000 Hektaren mit Weizen und Gerste. Während des Winters werden in fünfzehn arabischen Oelmühlen die Früchte von ca. 420 000 Olivenbäumen, welche östlich der Stadt einen großen Wald bilden, verarbeitet.

In dem Fondâk, in welchem ich eingekehrt war, sah ich einen Wârter, der mit seinem martialischen Schnurrbart ein sehr wenig arabisches Aussehen hatte, sodaß ich auf die Ver-

mutung kam, er müsse gewiß aus dem nur ungefähr 15 km entfernten Turki, einer ehemaligen türkischen Militärkolonie, stammen, deren Bewohner sich bis auf den heutigen Tag den ins Auge fallenden Typus bewahrt haben. Als ich diesem Manne bemerkte, er sei doch aus Turki, bejahte er und fragte mich, ob ich ihn denn schon früher dort gesehen hätte, er kenne mich nicht. Wie ich dies nun verneinte und ihm erklärte, ich läse dies aus seinem Gesicht, da machte er eine ganz verdühte Miene, daß man einem Menschen an seiner Nase absehen könne, aus welcher Ortschaft er stamme.

Am anderen Ende des Fleckens hatten sich Kbhler niedergelassen, welche aus Thuja-, Rosmarin-, Pistazien- und Myrtenzweigen Holzkohlen brannten, die in der orientalischen Küche eine allgemeine Verwendung finden.

Von Solimân ging es auf sehr sandigem Wege durch Olivenwäldungen nach Menzel Bû Jalsa, das wir nach zweistündigem Ritte in völliger Dunkelheit erreichten. Nachdem ich die Tiere in dem großen Fondûk gut versorgt hatte, begab ich mich auf die Suche nach einem Abendessen, da ich meinen knappen Mundvorrat für den langen Marsch, der mir am nächsten Tage bevorstand und der mich durch fast unbewohnte Gegenden führen sollte, aufsparen wollte. Ich fand das Gewünschte bei einem jüdischen Händler, der in seinem engen Kramladen auch ein wenig den Gastwirt spielte. Sehr sauber sah es nun bei Dalu gerade nicht aus, aber wer sich daran stoßen will, darf in Nordafrika überhaupt nicht reisen. In Gesellschaft von Arabern und Juden verzehrte ich meine Sezeier und Gurkensalat, der auf eine eigenartige Weise gewürzt war, und trank einen Schluck mit Wasser verdünnten Bucha oder Kafi dazu, ein bei den tunesischen Juden sehr beliebtes Getränk, das durch Destillation aus reifen Feigen gewonnen wird.

Da sich in Menzel Bâ Zalfa das Bedürfnis eines Hôtels bisher noch nicht herausgestellt hatte, so war ich genötigt, mit meinem Pferde zusammen im Fondûk zu übernachten, wo ich mir auf einem großen Getreidesack, mit meinem Sattel als Kopfkissen, ein Nachtlager improvisierte.

Der Morgenstern leuchtete noch hell, als ich am andern Morgen im Sattel saß. Von Menzel Bâ Zalfa laufen zwei Wege gen Osten aus, von denen der eine, sich bald nach Norden wendend, zwischen dem Djebel Sidi 'Abd Er Rahmân und dem Djebel Gurbes nach Sidi Dâûd führt, und der andere in direkt östlicher Richtung über den Kamm des erstgenannten Gebirges hinweg nach Menzel Temim an der Ostküste läuft.

Ich war aus Versehen auf den ersteren geraten, wurde meines Irrtums aber bald gewahr, als ich den Kompaß zu beobachten begann. Um nun nicht auf dem sandigen Wege in die Ortschaft zurückkehren zu müssen, versuchte ich auf gut Glück, quer durch die Oliventalungen hindurch, den richtigen Pfad zu erreichen. Dies gelang mir erst nach Überwindung vieler Schwierigkeiten; denn oft hemmten hohe Kaktushecken oder dichtes Gestrüpp den Weitermarsch.

Der Weg, den ich jetzt verfolgte, führte als ein ganz schmaler, öfters von hohem Niedgras überwuchertes Pfad durch eine Strauchsteppe, welche sich allmählich zu den Hängen des Djebel Hofra emporzog. Der Weg wurde bald steinig und so steil, daß ich absteigen und das Pferd führen mußte. Über nackten Felsboden in vielen Schlangentwindungen ging es langsam aufwärts. Oben auf dem Kamme traf ich drei Araber mit mehreren Packtieren, die von Tunis kamen und mit mir das gleiche Reiseziel hatten. Der Älteste der kleinen Karawane war ein wohlhabender Kaufmann aus Kelibia, die beiden anderen seine Diener.



Da die französische Karte dieser Gegenden wenig zuverlässig ist, so schloß ich mich den wegfundigen Eingeborenen an. Der Abstieg vom Berge war nicht minder mühsam als der Aufstieg, da die Tiere auf den glatten Felsen keinen ordentlichen Halt fassen konnten. Der Ued Shebba, den wir am Fuße des Berges überschritten, war zu meinem Bedauern völlig ausgetrocknet; ich schaute deshalb vergeblich nach einem Tropfen Wasser aus, der mich bei der herrschenden Hitze hätte erfrischen können.

Das dem Djebel Sidi U'bb Er Rahmân nach Osten vorgelagerte Gebiet, das wir jetzt durchzogen, bestand aus kahlen Höhenzügen, die mit sanfter Böschung zum Meere hinabstiegen. Gegen 11 Uhr machten wir südlich der Djâma' Bâ Ruêga in der Nähe einer Quelle Halt und lagerten uns unter einer Gruppe von Johannisbrotbäumen, da wir jetzt in der Mittagshitze unsern Marsch nicht weiter fortsetzen konnten.

Mein neuer Reisegefährte war ein ganz liebenswürdiger, gesprächiger Mann, schien auch von religiösen Skrupeln frei; denn als die Diener Wasser gebracht und ich einen Becher Absynth bereitet hatte, nahm er diesen gern an und schlürfte ihn mit sichtlichem Behagen.

Nach zweistündiger Siesta rüsteten wir uns wieder zum Aufbruch, erreichten gegen 1 $\frac{1}{4}$  Uhr das auf einem Hügel gelegene kleine Dörfchen Um Duil und setzten dann unsern Marsch zunächst in nördlicher und darauf östlicher Richtung nach Menzel Zemim fort. Als wir in diesen nicht unbedeutenden Marktflecken einritten, hörte ich hinter mir: „Ya Sidi, ya Sidi!“ rufen. Ich wandte mich um und sah einen Araber herbeilaufen, der mir einen Krug zum Trunke reichte und mir den „Salâm“ des Khalifa, des höchsten Würdenträgers des Ortes, entbot. Der Krug enthielt köstliches, kühles, mit Orangenessenz, welche die vornehmen Araber sehr lieben, parfümiertes

Wasser, das ich, halb verschmachtet von der furchtbaren Hitze des Tages, in langen Bügen einsog. Ich war ordentlich gerührt von diesem vornehmen Zuge orientalischer Gastlichkeit, die dem fremden, ermatteten Reisenden einen Erfrischungstrunk reichen heißt.

Der Weg von Menzel Temim nach Kelibia, dem heutigen Reiseziel, welcher fast stets im Sande am Meere entlang führte, bot wenig Bemerkenswerthes dar; ich war zufrieden, endlich um 7 $\frac{1}{4}$  Uhr vom Pferde steigen zu können.

Ich begrüßte den alten, weißbärtigen Khalifa, den ich schon von früher her kannte, und suchte dann einen arabischen Händler auf, welcher die Reise nach hier von Monastir aus in einer Segelbarke zurückgelegt hatte. Derselbe hatte ein kleines Magazin gemietet, in welchem ich auf einer Dinjenmatte am Boden ein notdürftiges, hartes Nachtlager fand.

Während der nächsten fünf Tage hatte ich in diesem für die Getreideausfuhr nicht unwichtigen kleinen Hafensorte, den ich bereits an anderer Stelle\*) eingehender geschildert habe, zu thun und mußte mich, da ein anderes Unterkommen nicht zu finden war, mit dem Lager auf einigen leeren Getreidesäcken und dem Essen, das mein Diener in einer kleinen Blechkasserolle nach bestem Willen, aber geringstem Können zubereitete, begnügen.

Endlich waren meine Angelegenheiten geordnet und ich konnte zur Heimreise rüsten, welche ich an der Küste entlang zu machen beabsichtigte. Um das Gepäck möglichst zu verringern, ließ ich alles irgend Entbehrliche in Kelibia zurück, von wo der arabische Händler es auf dem Seewege nach Monastir zurückbringen sollte.

Nach zweistündigem Ritte in frischer Morgenkühle er-

---

\*) Siehe Seite 155 ff.

reichten wir am 25. Juni gegen 7 Uhr Menzel Temim und marschierten nun in geringer Entfernung vom Meere auf schmalen Pfade durch wüstes, unbebautes Land südwärts. Die Küste begleitete hier in einer Entfernung von etwa 3 km ein niedriger Höhenzug, ein Ausläufer des Djebel Sidi 'Abd Er Rahmân, hinter dem die kleinen Ortschaften Menzel Hör und Beliez versteckt lagen. An der Mündung des versandeten Ued Ubiân erhoben sich in der Nähe des Marâbut Sidi Othmân die Ruinen der alten Römerstadt Lebna. Auf der Siedelungsstelle am rechten Flußufer war außer wenigen, unzusammenhängenden Mauertrümmern wenig mehr zu schauen. Nur hart am Meeresgestade trogte noch das Kastell, das dormalig Stadt und Straße geschirmt. Bilbete auch das Innere einen wüsten Trümmerhaufen, so konnte man die Konturen der Außenseite doch noch deutlich verfolgen. In einer der erhalten gebliebenen Wölbungen hatte sich eine kleine Beduinenfamilie häuslich niedergelassen.

Das Gelände wurde hinter Lebna etwas steiniger, und ich beobachtete von hier bis in die Nähe von Mâ'amûra als anstehendes Gestein Pectunculus-Gröbkalke, dessen Leitfossil in oft überraschender Fülle in den Felsen am Wege eingebettet lag.

Nachdem wir den Ued Othmân überschritten hatten, lief der Weg westlich der schmalen, aber langgestreckten Sebka Shott Shergui entlang, in der eine Schar von Fisch- und Vögelreihern umherstelzte, und führte uns dann nach der auf einem Kalkhügel gelegenen kleinen Stadt Kurba, dem Turubis der Alten. Auf dieser Wegstrecke fand ich in regelmäßigen Zwischenräumen von einigen Kilometern Trümmer kleiner römischer Bauten, welche möglicher Weise Meilenzeiger oder kleine militärische Posten zur Sicherung der Straße gewesen sind.

Trotz seiner angeblichen Bevölkerung von 5500 Köpfen machte Kurba auf mich den Eindruck eines erbärmlichen arabischen Nestes. Ein Fondûk existierte hier nicht, und nur mit Mühe und Not gelang es mir, Futter für die Reittiere zu beschaffen. Es war gegen 1 Uhr nachmittags. Alle Welt schläft um diese Stunde in der heißen Jahreszeit, und so fand ich auch das kleine Kaffeehaus am Marktplatz, auf dem ich mein Pferd an einen Baum gebunden hatte, verschlossen. Das hielt mich aber nicht ab, den Wiedermann aus dem Schlafe zu klopfen, der mir nun eine Tasse Kaffee brauen mußte. Die Ausichten, hier etwas Eßbares zu erhalten, waren sehr gering, und so beschied ich mich denn, ein Stück Schokolade, welche ich als eiserne Ration auf Reisen stets mit mir führte, zu essen.

Über einem Hause wehte an einer Holzlatte eine französische Fahne; als ich mich nach der Bedeutung derselben erkundigte, erfuhr ich, daß ein französischer Offizier seit einiger Zeit hier wohne, um in der Umgegend topographische Aufnahmen zu machen.

Die Südfront von Kurba fällt steil zum Ufer des gleichnamigen Flusses ab, der unterhalb der Stadt ins Meer mündet und dessen sandiges Bett wir trockenen Fußes durchschreiten konnten. Die Landschaft war sandig und mit hartstengeligen Niedgräsern bedeckt; weiter landeinwärts folgten auf flachen, niedrigen Hügeln kleine Olivenplantagen, aus denen die Kuppel des Marâbut Sidi Ben Haçan hervorleuchtet.

Das Land nach der Küste zu war sumpfig, auch sah ich mehrfach Sebkhabildungen, von denen die längliche Sebkhamta Tasarka, die ausgedehnte Linie dieser sich von Râs Abdâr bis Râs Mâ'amâra hinziehenden Strandlagunen im Süden abschließt. Pectunculus-Grobkalle stonden auch hier wieder

an und verloren sich erst, als wir unterhalb der auf einer Höhe liegenden Kubba des Sidi Ben Zerbrán in den tiefen Sand gerieten, der den ganzen Küstenstrich von Mâ'amûra bis Hammâmét bedeckt.

Beni Khîar, in das wir gegen 5 $\frac{1}{2}$  Uhr einritten, ist eine von fruchtbaren, blühenden Gärten umschlossene, saubere Stadt, gleich dem benachbarten Nâbil der Sommeritz vieler vornehmer Araber aus der Hauptstadt, welche hier Besitzungen haben. Mitten durch die Stadt zieht sich eine breite Allee von prächtigen, hohen Maulbeerbäumen, die einen breiten Schatten auf die mit zierlichen Fassaden geschmückten Kaffeehäuser zu beiden Seiten der Straße werfen.

Die vier Ortschaften Nâbil, Dar Shabân, Beni Khîar und Mâ'amûra formen eigentlich ein einheitliches Ganzes, dessen verbindendes Element die herrlichen, wohlgepflegten Gärten zwischen ihnen bilden. Werden erst einmal bessere Kommunikationsmittel vorhanden sein, so werden sicher diese vier Städte in ihrer gesunden Lage am Meere eine ganz besondere Anziehungskraft auf die Tunis besuchenden Reisenden und Kurgäste ausüben.

Im Schatten großer Frucht bäume und hoher Hecken, aber auf tief sandigem Wege, ritten wir nach Nâbil weiter. Dieses ist nicht auf der Stadtstelle seiner römischen Vorgängerin, der Colonia Julia Neapolis, am Meeresstrande erbaut worden, sondern liegt etwa 1500 m weiter landeinwärts.

Es ist die bedeutendste Stadt der Halbinsel Dâkhela und als solche der Sitz der Kantonalbehörde und eines französischen Friedensgerichtes; sie besitzt ferner Post- und Telegraphen-Anstalt, eine französisch-arabische Schule, Arzt und Apotheke.

Trotz der vielen hier angestellten französischen Beamten hat Nâbil doch ganz die Physiognomie einer maurischen Stadt



bewahrt. Seine Bevölkerung von 8500 Seelen, unter denen sich etwa 1150 Juden befinden, beschäftigt sich mit dem Anbau und Handel von Weizen, Gerste und Sämereien, wie auch vornehmlich mit der Aufzucht und Pflege von Fruchtbäumen. Die Orangen und Zitronen, welche auf großen Kamelherden nach Tunis und Souffe gebracht werden, genießen einen Ruf in der ganzen Regentschaft. Daneben blüht eine bedeutende keramische Industrie, welche besonders die in südlischen Ländern so beliebten Halbia oder Gargoulettes in den überlieferten klassischen Formen des Altertums herstellt. Das am Meeresgestade hier üppig aufschießende Smarr, der im ganzen Mittelmeergebiet bekannte *Juncus acutus* (Lam), findet zum Flechten sehr dauerhafter Fußmatten eine vielfältige Verwendung.

Das kleine Hôtel, welches Nâbil besitzt, war bei meiner Ankunft verschlossen; da dessen Besitzer nach langem, langem Harren erst nach 9 Uhr von einem Ausfluge zurückkehrte, so vermochte ich nur erst in später Abendstunde meine erste und letzte Mahlzeit an diesem Tage einzunehmen.

Am nächsten Tage führte mich die vielbegangene, aber sehr schlechte Straße, auf der tiefer Sand mit hartem Felsboden wechselte, in südwestlicher Richtung nach der am Fuße des Djebel Hammâmêt gelegenen Stadt gleichen Namens. Nicht weniger wie zehn Flußläufe, jetzt im Sommer völlig ausgetrocknet, kreuzen die Straße und unterbrechen zur Regenzeit, mangels jeder Brücken, wohl oft gänzlich die Verbindung zwischen Nâbil und Hammâmêt.

Wenige Kilometer vor letzterer Stadt hatte der Ued Shebba eine dem Sandboden unterlagerte, grüne Thonschicht freigelegt, aus welcher ich einige flache, sehr dünnchalige Pecten aufnehmen konnte.

In Hammâmêt, dessen Altstadt, von hoher Festungsmauer

umschlossen, hart am Meere liegt, während die viel bedeutendere Neustadt mit ihren herrlichen Orangen- und Zitronengärten sich an den Hängen des Gebirges emporzieht, hielt ich mich diesmal nicht lange auf, da ich den Ort schon von früher her kannte.

Der Khalifa, ein kleines, altes Männchen, den ich mir ohne seine Pfeife mit langem Weichselrohr gar nicht vorstellen kann, begrüßte mich mit großer Freude. Wir waren alte Freunde; denn ich hatte auf einer früheren Reise schon einmal an seinem Tische gegessen und unter seinem Dache geschlafen. Als er hörte, daß ich gleich wieder weiter reiten wollte, da wurde er unwillig. Das sei nicht recht von mir, ich müßte doch nun, da ich einmal wieder bei ihm sei, zum mindesten einige Tage sein Gast sein. Wie er nun sah, daß alles Zureden mich in meinem Entschlusse nicht wankend machen konnte, schüttelte er betrübt sein greises Haupt, küßte mich aber dann beim Abschiede zum Zeichen unserer ungetrübten Freundschaft herzlich auf beide Wangen und entließ mich.

Von Hammâmêt lief der Weg in geringer Entfernung vom Meere um die Einbuchtung des Golfes und traf kurz vor Bir Lubîta auf die große, eingangs erwähnte Straße, die von Tunis nach Souffe führt.

Bir Lubîta ist ein schöner, geräumiger Fondûk, der eine zahlreiche Karawane beherbergen kann, wohl einer der größten im Lande. Hier kehrte ich ein, um Pferd und Esel zu füttern und zu tränken, und begrüßte gleichzeitig noch den Schwiegerjohn meines Freundes, des alten Khalifa von Hammâmêt. Es war ein schöner, stattlicher Mann von gewinnendem Außern, der später der Nachfolger seines Schwiegervaters im Amte werden sollte und schon jetzt den größten Teil der Geschäfte übernommen hatte. Er kehrte von einer Reise nach Souffe zurück und freute sich, schon hier durch mich gute Nach-

richten aus der nun nicht mehr fernen Heimat zu erhalten.

Bei Bir Lubita stand der an der Ostküste von Dâthela am vorigen Tage beobachtete Pectunculus-Grobkalk wieder an, und ich konnte diese Formation bis an das linke Ufer des ca. 8½ km entfernten Ued Kenâtir (Fluß der Brücken) deutlich verfolgen. Die Ruinen Kaqr El Mnâra (Arabisch: Leuchtturm) eines riesigen, turmartigen Monumentes aus römischer Zeit, nach Shaw das Grabmal einer angesehenen, eingeeffenen Patrizier-Familie, bestanden aus diesem Gestein.

Den wasserreichen Ued Kenâtir überschritten wir auf einer großen, von den Arabern erbauten, steinernen Brücke, neben welcher die mächtigen, breiten Pfeiler einer zerfallenen römischen Brücke im Flußbett lagen.

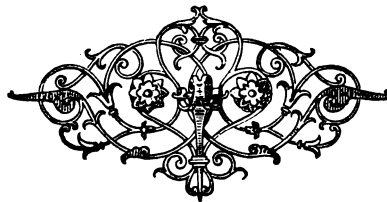
Jenseits des Flusses war der Boden bestellt, große Felder von Gerste und Weizen dehnten sich vor uns aus; wir befanden uns jetzt im Thale des Ued El Hammâm, dessen Mündungsarme, den Ued Khûkha und Ued Qed, wir trockenen Fußes passieren konnten. Am rechten Ufer des letzteren erhob sich ein festes Haus, das Bordj Bû Fîsha. Der Bewohner des Hauses, ein junger Franzose, Beamter der Compagnie Franco-Africaine, zu deren Besitz das Belab Bû Fîsha gehört, nahm mich in liebenswürdigster Weise auf, und wir verplauderten in angeregter Unterhaltung bei einer Flasche Wein die heißen Mittagsstunden.

Um 3½ Uhr brach ich wieder auf und erreichte in der Niederung zwischen der Sebtha Djiriba und dem Berglande durch ausgedehnte Getreidekulturen hinreitend bald gegen 6 Uhr Dar El Bey.

Am nächsten Tage kehrte ich auf der gleichen Straße, auf der ich ausgeritten, nach Souffe zurück. Es war ein außerordentlich heißer Tag; seit dem frühen Morgen blies ein

Scirocco, von den Arabern Shilli genannt, der den Schweiß aus allen Poren trieb. Ein feiner, rostgelber Staub erfüllte die Atmosphäre, und wie die Luft aus einem überheizten Backofen wehte mir der Wind entgegen. Auch Bildungen zu kleinen Sandhosen durch Wirbelwinde zeigten sich. Eine derselben kam auf der Landstraße in rasender Geschwindigkeit direkt auf uns zu marschiert. Ich rief meinem Diener schnell eine Warnung zu, setzte mich fest in den Sattel und war dann auch schon von dem glücklicherweise nicht zu starken Wirbelwinde erfaßt. Ein mächtiges Säusen und Brausen umrauschte mich, kleine Steinchen klapperten wie Hagelschlag gegen meine Brillengläser, und ich hatte das Gefühl, als sollte ich aus dem Sattel gehoben werden. So schnell, wie die Erscheinung gekommen, war sie auch vorüber. Mein Pferd war währenddem angstvoll mit gespreizten Beinen stehen geblieben.

Nach einer längeren Mittagspause setzte ich, von einer frischen Meeresbrise, die den Shilli vertrieben, umweht, meine Reise gen Süden fort und sah beim Sinken der Sonne hinter einem Hügelrücken den Turm der Kaçba von Souffe, auf dem das drehbare Leuchtfeuer bereits angezündet war, auftauchen.





## Kapitel XII.

### Die Heiligenstadt Kairuân.

**I**nmitten der weiten, vegetationsarmen und fast wasserlosen zentraltunesischen Steppen, die sich zwischen den östlichen Ausläufern des Atlas und dem fruchtbaren Küstenraum der Kleinen Syrte mit seinen reichen Olivenwäldungen ausbreiten, von Einöde und Wüstenei rings umgeben, erhebt sich die Heiligenstadt Kairuân, der einstige Hort des Islâm im nordwestlichen Afrika. Eine strahlende Aureole heiliger Unnahbarkeit für jeden Ungläubigen, denen sonst alle tunesischen Plätze geöffnet waren, umgab bis in unsere Zeit die Stadt, und nur wenigen Reisenden gelang es, unter dem Schutze einer Bekleidung die geweihte Stätte zu betreten. So geschah es Sir Grenville Temple im Jahre 1833 und 21 Jahre später dem Baron von Malkan; wiewohl der letztere einen Geleitbrief des Bey besaß, so mußte er es sich doch gefallen lassen, daß ihn der Kâid von Kairuân unter sicherer Eskorte die Stadt nur ganz flüchtig besichtigen ließ und ihn von allen Heiligtümern ängstlich fern hielt.

Eine einschneidende Ver

brachte erst die französische Okkupation im Jahre 1881. — Als Hochburg des moslemischen Glaubens in Nordafrika war Kairuân auch an den kriegerischen Vorgängen lebhaft beteiligt gewesen und in seinen Moscheen hatten fanatische Geistliche in zündender Rede der Gemeinde den Djihâd, den bewaffneten Aufstand gegen den Glaubensfeind, gepredigt. Um alle ferneren religiösen Verschwörungen im Keime zu ersticken, waren die französischen Truppen — merkwürdiger Weise ohne den geringsten Widerstand zu finden — am 26. Oktober 1881 durch das Bâb Djellabîn unter klingendem Spiel in Kairuân eingerückt, hatten die Moscheen geöffnet und diese von nun an dem Besuche der Europäer zugänglich gemacht. Eine militärische Besatzung verblieb in der Stadt, die französischen Beamten richteten ihre Bureaus in den entweihten Mauern ein, und bald folgten europäische und jüdische Händler und Gastwirte, die mit ihrer profanen Gegenwart die geheiligten Traditionen schändete durchbrachen.

Die hohe strategische Bedeutung, die Kairuân als Kreuzungspunkt zahlreicher zentraltunesischer Straßen besitzt, veranlaßte die Heeresverwaltung zum Bau einer Pferdebahn, welche den Platz mit der nächstgelegenen Küstenstadt, dem 62 km entfernten Souffe in fast gerader Linie verbindet. Früher nur militärischen Zwecken dienend ging die Bahn in Rücksicht auf die stetige Steigerung des Personen- und Frachtverkehrs, der eine andere Organisation verlangte, in die Verwaltung der Eisenbahngesellschaft Bône-Guelma über. Gegenwärtig wird täglich ein Personenwagen von beiden Endpunkten abgelassen, der mit dreimaligem Pferdewechsel die Strecke in etwa fünf Stunden durchläuft.

Es war ein heißer, schwüler Augusttag, als ich in Begleitung eines deutschen Freundes, des Herrn Hugo Kliem aus Magdeburg, und eines in Souffe ansässigen Italieners

der heiligen Stadt entgegenfuhr. Glühend brannte die Sonne auf dem verengten, ausgehörten Boden, dessen monotones Braun durch keinen grünen Halm unterbrochen wurde. Die Luft flimmerte in der heißen Glut, und die Augen schmerzten, denn sie fanden in weiter Breite nirgends einen Punkt in dem weiten, welligen Hügellande, auf dem sie zu ruhen vermochten. Ein trockener Wind wehte aus dem Süden und wälzte große Wolken feinen Staubes vor sich her, ein beängstigender Scirocco schien im Anzuge.

Am Halte El Dnk trafen wir den von Kairuân kommenden Wagen, der gleich dem unserigen von Europäern und Juden bis auf den letzten Platz besetzt war, und hatten bald darauf in Sidi El Hâni einen kleinen Aufenthalt, da hier die Pferde gewechselt wurden. In den ersten Zeiten der Okkupation war an diesem Platze zur Sicherung der Bahn ein militärischer Posten errichtet worden. Seit längerer Zeit wurde dieser aber als überflüssig zurückgezogen, die geräumigen Baracken stehen jetzt leer und werden nur im Sommer von einigen Batterien Artillerie, die an den öden Ufern der großen Sebcha Sidi El Hâni ihre Schießübungen mit scharfer Munition abzuhalten pflegen, vorübergehend bezogen.

Am Fuße eines Hügel's zeigten sich mehrere römische Ruinen, darunter aufrecht stehende Säulen, die einem Tempel anzugehören schienen, doch die kurze Frist, die den Reisenden hier} gestattet wird, machte es unmöglich, dem Ruinenfelde einen Besuch abzustatten. Nur bei der Weiterfahrt konnte ich vom Wagen aus beobachten, daß die Trümmer eine ziemlich große Fläche bedeckten und auf das einstige Vorhandensein einer nicht unbedeutenden Siedelung schließen ließen.

Zur Sinken tauchte die große kristallene Fläche der Sebcha Sidi El Hâni in einer Mulde, die jetzt im Sommer an Stelle des

Wassers mit einer dichten Kruste von weißschimmernden Salzkristallen bedeckt war, auf. Eine Zeitlang fuhren wir noch in dem hügeligen Gelände weiter, dann wurde die Bremse angezogen, wir sausten ins Thal hinab, und vor uns lag die weite Ebene von Kairuân. Niederes Strauchwerk mit dunkeltem Laub und aromatische Kräuter, deren Duft würzig die schwüle Luft durchwehte, starre, farblose Grasbüschel und hartstengelige Salsolaceen, eine kümmerliche, dürftige Vegetation, bedeckten den Boden, in dessen Vertiefungen sich häßliche Salslachen gesammelt hatten. Ein schwermütiger Hauch von Verlassenheit und Öde ist über die trauernde Landschaft gebreitet, und der tiefblaue Himmel und der goldig strahlende Sonnenschein bilden einen um so fühlbareren Kontrast. In diese reizlose Weltabgeschiedenheit hinein haben die Araber die erste und vornehmste Zwingfeste ihres Glaubens in den Alasländern gebaut, die Stadt, die in der Art ihrer Entstehung, ihrer Lage und ihrer Bedeutung charakteristisch für die Lehre des Propheten und deren Anhänger bleibt.

Wie ein breiter, horizontaler Pinselstrich, an den Rändern undeutlich verwischt, hebt sich in weiter Ferne die grauweiße Steinmasse der Stadt von dem gelblichbraunen Grunde der Steppe ab. Je mehr wir uns der Stadt nähern, desto eigenartiger und fesselnder wird das Bild vor uns. Über die hohe, krenelierte Mauer, die mit Türmen und Bastionen bewehrt, sich in blendender Weiße rings um die Stadt zieht, erheben sich die flachen Dächer der Häuser, die Kuppeln und Minarets der zahlreichen Moscheen, Bauyas und anderer Gebethäuser, und alles überragt weithin sichtbar das gewaltigste Bauwerk Kairuâns, die „große Moschee“, die Djâma' Sidi 'Okba, mit ihrem hohen Turm, dem leuchtenden Wegweiser gläubiger Wallfahrer.

Der kleine Bahnhof, in den wir gegen Mittag einfuhren,



befindet sich am Ende der vor dem Bâb Djelladin gelegenen kleinen Vorstadt. In seiner Nähe ist eine Anzahl neuer Gebäude errichtet worden und in dieser Gegend besonders hat sich die junge europäische Kolonie angesiedelt. Das Offiziers-Kasino, die Post und das Hôtel de la Poste liegen hier dicht nebeneinander, im letzterem suchten wir Unterkunft, um während der glühend heißen Mittagstunden in dem schattigen und kühlen Patio zu verweilen. Erst in vorgerückter Nachmittagstunde wagten wir uns wieder ins Freie, um zunächst einen allgemeinen Überblick über die Stadt zu gewinnen.

Die Hauptstraße, die Bankat Tuila, führt vom Bâb Djelladin (Thor der Fellhändler) in süd-nördlicher Richtung quer durch die Stadt nach dem Bâb El Tûnis. Die Straße ist 12—15 m breit und für orientalische Verhältnisse sehr sauber zu nennen; an ihr liegen eine Anzahl bedeutender Gebäude, gleich zur linken Hand das Dar El Ferik, der einstige Sitz des Kommandierenden eines der vier alttunesischen Divisionsbezirke, jetzt Polizeibureau, weiter hinauf sehen wir die Djâma' El Bey und die Hauîya Sidi Ben Salem, und diesen gegenüber befindet sich der Eingang in die Sûks oder Bazars, die ähnlich denen zu Tunis aus überwölbten Gängen mit kleinen Läden zu beiden Seiten bestehen und ein eigenes Stadtviertel für sich bilden. Auf der Straße herrschte jetzt in der kühleren Stunde gegen Sonnenuntergang ein reges Leben. Die Kaffeehäuser waren schon dicht gefüllt, vor dem Laden eines Barbiers, der im Orient großes Ansehen genießt, saß eine Gruppe wohlhabender und wohlbeleibter Bürger, die während des behaglichen Gesprächs die Kugeln des Rosenkranzes spielend durch die fetten Finger gleiten ließen, dazwischen wurden hochbeladene Kamele durch das Straßengewühl getrieben, von der anderen Seite kamen Reiter auf Pferden

oder Maultieren angetrabt; man mußte acht geben, daß man in diesem Gebränge nicht unversehens umgerissen wurde.

Das schöne, mit Inschriften gezierte Bâb El Tunis öffnet sich auf einen großen, freien Platz, den Sûk El Berrâni (den Markt der Fremden), auf dem täglich die Erzeugnisse des Bodenbaus und der Viehwirtschaft der Nomadenstämme aus der näheren und auch weiteren Umgebung der Stadt zum Verkauf ausgesetzt werden. Zur Rechten springt die Bastion der Kaçba (Citadelle) weit vor, während sich nach links die Vorstadt der Djelâç — allgemein, aber weniger richtig, Belâs geschrieben — nach einem der mächtigsten Stämme der Umgebung genannt, um die Stadt nach Westen herumzieht. Während die meisten Ortschaften in Tunisien aus Bruchsteinen und mit Hilfe römischer Ruinen erbaut sind, findet man in Kairuân fast ausschließlich Ziegelbauten und nur hin und wieder sieht man einen Quaderstein oder Säulenschaft an den Ecken oder neben dem Hauseingange eingemauert, Reste vorislamitischer Glanzzeiten, die von irgend einem Trümmerfelde nach hier verschleppt wurden.

Die meisten tunesischen Siedelungen der Gegenwart sind von den arabischen Eroberern unmittelbar auf oder wenigstens in der Nähe der eingescherten römischen Stadtstellen unter Benutzung des dort gebotenen Baumaterials angelegt worden. Eine der wenigen ganz selbständigen und unabhängigen Stadtgründungen der Araber ist Kairuân. In den arabischen Quellen des Mittelalters wird Sidi 'Dkba Ibn Nâfa', ein Feldherr des Khalifen Mo'awiya, als Erbauer der Stadt bezeichnet und die Zeit der Gründung etwas unsicher in den Raum zwischen 670 und 675 verlegt. Sidi 'Dkba erbaute die nach ihm genannte große Moschee, die aber von seinen Nachfolgern mehrfach umgebaut und vergrößert wurde und in ganz veränderter Gestalt der Nachwelt erhalten worden ist.

Als Grabstätte des Sidi El Dwaïb, des Waffengefährten des Propheten, zog Kairuân schon in früher Zeit große Pilgerscharen an sich und wurde zum Mittelpunkt geistigen und geistlichen Lebens in Nordafrika.

An den wechselvollen Vorgängen der ehemaligen römischen Provinz Afrika, zu deren politischen Hauptstadt Kairuân von den Arabern gemacht worden war, nahm es lebhaften Anteil. Seine Glanzperiode fällt unter die Herrschaft der Aglabiten, die mit regem Interesse für ihre Residenz sorgten und denen diese die Erbauung eines großen Teils der bedeutenderen öffentlichen Monumente verdankt. Kairuân muß in jener Zeit bedeutend volkreicher gewesen sein als in der Gegenwart, denn rings um die Stadt ziehen sich Schutthügel, die ihre jetzige Höhe allerdings wesentlich dem aus der Stadt abgefahrenen Unrat verdanken, und vor der Nordfront breitet sich ein großes Trümmersfeld aus, in dem man noch hier und dort Häuserfundamente unterscheiden kann. In der Überlieferung der Eingeborenen haben sich noch die Namen einer Anzahl heutigen Tages verschwundener Stadtviertel erhalten, so das Drâa' Et Temmar (Hügel der Dattelhändler), Drâa' El Uiba (Hügel der Getreidemesser), Drâa' El Karruîna (Hügel der Spezereihändler), Drâa' El Gatranîa (Hügel der Theerhändler) und Derb El Mesmâr (Viertel der Nagelschmiede). Eine weitere Unterstützung erhält die Vermutung durch den Umstand, daß die große Moschee heute im äußersten Nordostwinkel der Stadt liegt, und daß so wichtige Bauten, wie die Zaûna Sidi Eç Çahâbi, das größte Heiligtum Kairuâns, und das Wasserbassin der Aglabiten heute weit außerhalb der Stadtmauern liegen, während man doch mit Fug und Recht annehmen darf, daß so hervorragende Bauwerke sich einst im Herzen der Stadt befunden haben.

Der vorletzte Fürst aus der Dynastie der Aglabiten Abû  
Fihner, Tunis.

Mhâd Ibrahîm verlegte seine Residenz in die Nachbarschaft des alten Karthago nach Tunis, und Kairuân wurde so des weltlichen Glanzes als politische Hauptstadt entkleidet. Dennoch blieb es der Brennpunkt des islamitischen Lebens in den Atlasländern. Von allen Seiten strömten Schüler herbei, um die hier versammelten berühmten Gottesgelehrten und hervorragenden Rechtslehrer zu hören. Ein reicher Wüchterschatz war in den verschiedenen Bibliotheken, die auch kostbare Manuskripte von heiliger Hand bargen, angehäuft worden, und ununterbrochen waren viele Hunderte von Schriftgelehrten damit beschäftigt, Abschriften des Korâns herzustellen, deren sich der wahre Gläubige auch heutigen Tages noch ausschließlich bedient, da er die Vielfältigung durch Druck, eine Erfindung der Christen, für eine Entweihung des heiligen Buches hält.

Für die Einführung des malekitischen Ritus, der schließlich in Nordwestafrika der herrschende geworden ist, war Kairuân von ganz besonderer Bedeutung. Die Veranlassung hierzu bot eine Streitigkeit politischer Natur. Im Jahre 1045 hatte sich El Moëzz, der ziridische Gouverneur von Kairuân, mit dem Bezier des fatimidischen Khalifen El Mostanger so arg überworfen, daß er der fatimidischen Sache abtrünnig wurde und in das Lager der Abbassiden überging. In allen Moscheen ließ El Moëzz die Autorität des abbasidischen Khalifen Abû Djâfer El Kaïm, dessen Banner er entfaltet hatte, und die Einführung des malekitischen Ritus verkünden.

Durch das religiöse Leben in seinen Mauern ist Kairuân zu einer Stadt der Kuppeln und Minarets geworden. Wieviel geweihte Stätten die Heiligenstadt eigentlich umschließt, vermochte ich während meines Aufenthaltes nicht mit Sicherheit zu ermitteln; Shaw, der im Jahre 1730 nach Kairuân kam, giebt ihre Zahl auf 500 an, greift dabei aber sicher zu hoch.

H. Duveyrier nimmt 26 Moscheen und 55 Bauïhet an, während der sonst recht gut informierte „Indicateur tunisien“ 85 Moscheen und 90 Bauïhet nennt. Letztere Ziffern stimmen auch mit dem Ergebnis meiner Erkundigungen bei angesehenen Mauren, die mir die Gesamtzahl aller heiligen Orte (Moscheen, Bauïhet und Kubbas) mit 175 angaben, überein, wenn auch der „Ind. tun.“ den Fehler gemacht hat, die einfachen Kubbas den Moscheen und Bauïhet beizuzählen.

Seit dem Einmarsch der Franzosen sind die bedeutendsten Kultstätten auch den Ungläubigen geöffnet, doch muß zu ihrem Besuch ein Erlaubnischein bei dem französischen Contrôleur civil gelöst werden. Ein solcher wurde mir auf mein Ersuchen von dem betreffenden Beamten sofort ohne weitere Förmlichkeiten und kostenfrei ausfertigt. Als Führer für mich und meine beiden Freunde warb ich sodann den Dolmetscher des Polizeikommissars an, einen algerischen Araber, der das 70. Lebensjahr schon längst überschritten hatte, keinen Zahn mehr im Munde besaß, aber von großer geistiger und körperlicher Frische war, daß er es sich z. B. nicht nehmen ließ, mit uns den hohen Turm der großen Moschee zu besteigen.

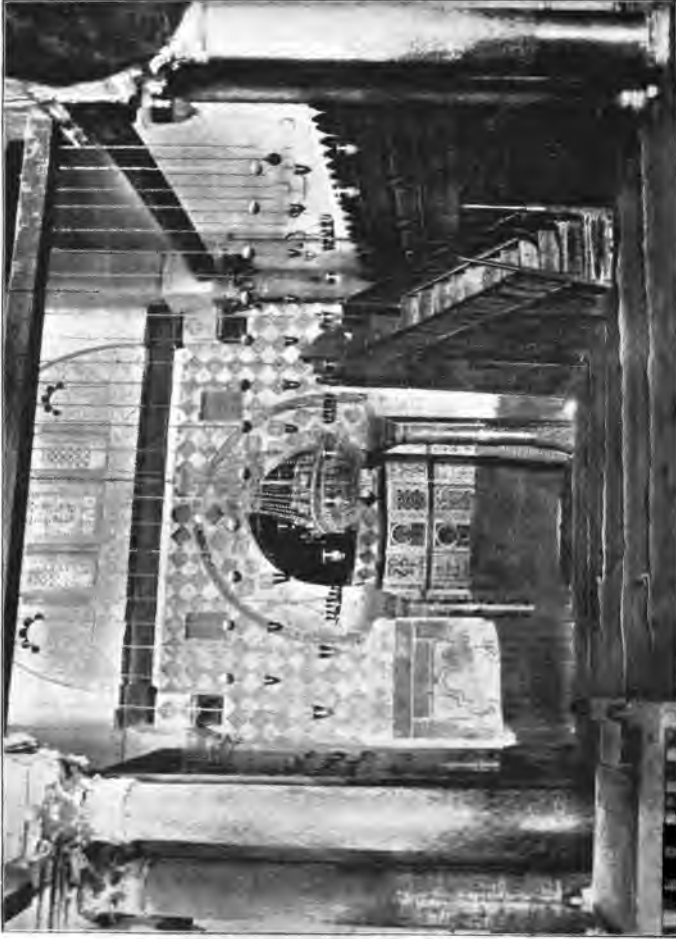
Das erste Bauwerk, zu dem wir unsere Schritte lenkten, war die weltberühmte Djâma' Sidi 'Dkba oder auch schlechtthin Djâma' El Kebir (die Große) genannt, die hart an der Festungsmauer gelegen, im Nordosten der Stadt ein ganzes Viertel mit ihren Bauten einnimmt. Von außen betrachtet macht die Moschee den Eindruck eines riesigen Steinblocks, dessen Seiten durch zahlreiche, gewaltige Strebepfeiler gestützt sind, und der nur von dem hohen, viereckigen Turm überragt wird.

Nachdem uns ein Tempelwächter die schweren Thorflügel geöffnet, traten wir in den sehr geräumigen inneren Hof, der auf allen vier Seiten von schönen, gedeckten Säulengängen um-

geben wird und im stande ist, während der hohen Feste eine große Volksmenge in sich aufzunehmen. Der Boden ist mit großen Quadern und Marmorplatten belegt, darunter wölbt sich eine geräumige Cisterne, deren Öffnungen mit einer Einfassung aus Marmor umrandet sind. Hier schöpfen die Gläubigen das Wasser zu ihren Waschungen, die jedem Gebet voranzugehen haben, und durch den Jahrhunderte währenden Gebrauch haben die Seile des Schöpfheimers tiefe Rillen in das weiche Gestein geschnitten. Um der andächtigen Menge die Stunde zu weisen, ist ein großer Sonnenquadrant auf die nach Osten gewendete Seite der Moschee gemeißelt, während ein Säulnstumpf im Innern des Hofes eine horizontal gestellte, kleinere Sonnenuhr trägt.

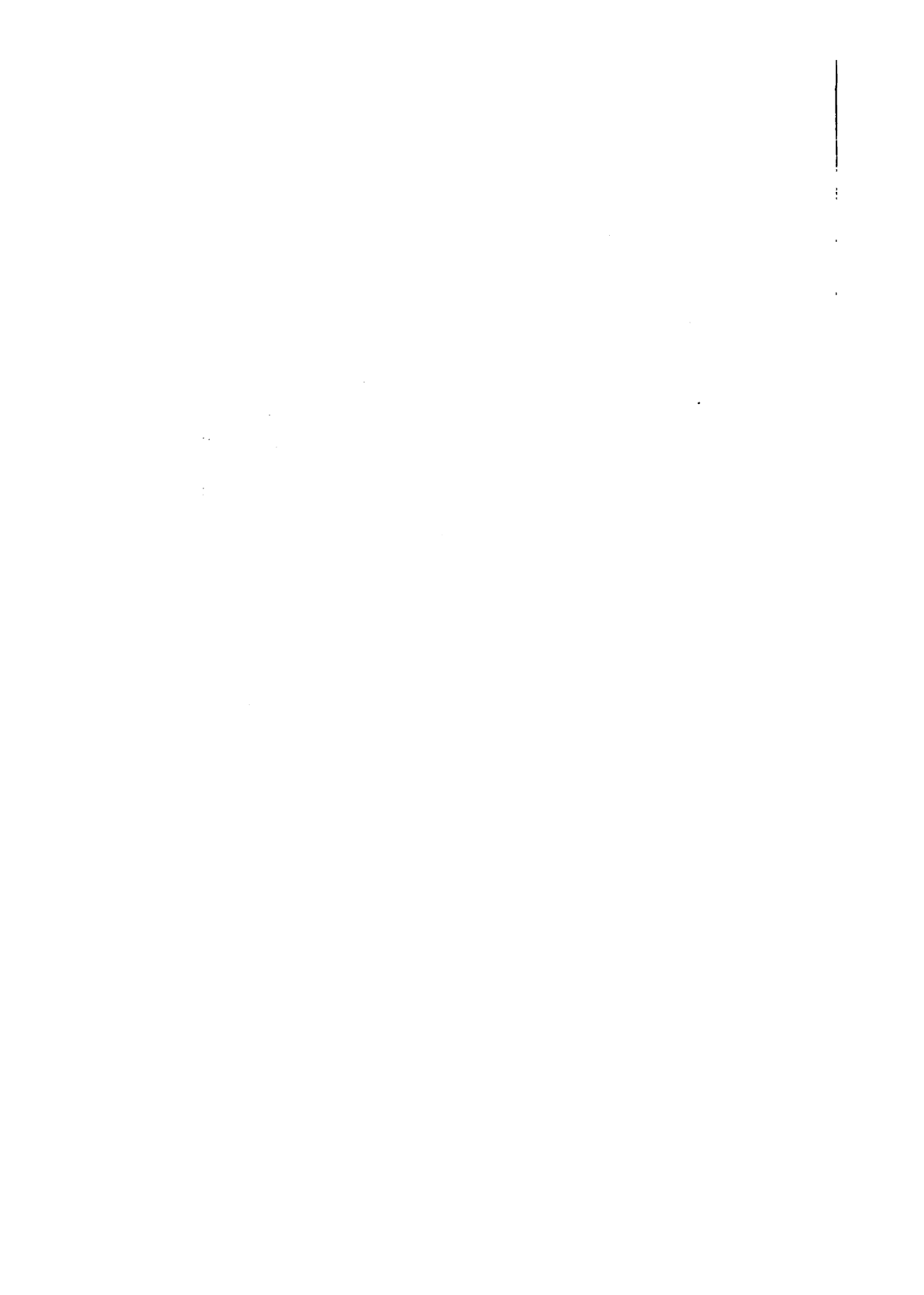
An der Nordseite steigt das Minaret auf, die Südseite wird von der eigentlichen Moschee, deren Mittelteil mit einer gerippten Kuppel überwölbt ist, eingenommen. Das mittlere Hauptthor, das Bâb El Behû, zeichnet sich durch seine Dimensionen, Architektur und reiches Schnitzwerk, das in wechselndem Muster die vier Thorflügel bedeckt, vor den übrigen kleineren Eingängen, die nur an besonderen Festtagen geöffnet werden, um den Verkehr zu erleichtern, sichtlich aus. Der hohe Bogen in Hufeisenform über dem Thore ist mit einer prächtigen Füllung in durchbrochener Schnitzarbeit geziert. Eine Inschrift am Thore verkündet, daß es im Jahre 1224 restauriert worden ist.

Die Grundform der Moschee bildet ein Rechteck. Der Anblick, den das Innere gewährt, läßt sich nicht mit dem eines Gotteshauses des Abendlandes in irgend einer Weise vergleichen. Während in unseren Kirchen durch ein Aufwärtstreben der Formen, durch einen hohen, lichten Raum, in den Licht von allen Seiten frei oder nur leicht gedämpft durch bunte Glasmalereien hereinflutet, die Seele im Gebet nach



*Albert phot.*

Die Djama' Sidi 'Okba in Kairuan. Gebetsnische und Kanzel.





oben gerichtet wird, wuchtet hier eine schwere und im Verhältnis zu der mächtigen Flächenausdehnung niedrige Decke über dem Innenraum, dessen mattes Dämmerlicht nur durch einzelne Lichtstrahlenbündel, die durch die kleinen Öffnungen über den Wölbungen fallen, durchbrochen wird. Das wahrhaft Bedeckende und Überwältigende in dieser sonst mit großer Einfachheit ausgestatteten Kultstätte aber ist der Wald von Säulen, der den Raum erfüllt und die zahlreichen Wölbungen des Tempels trägt. In langen Reihen ziehen die Säulen dahin, manchmal sind auch zwei und drei zu einer Gruppe zusammengestellt, und auf ihnen ruhen die schönen Bogen in Hufeisenform, die den Raum in 17 Schiffe teilen. Die Legende behauptet, daß derjenige, der die Säulen zählen würde, im gleichen Jahre sterben müßte oder wenigstens zur Strafe für sein frevelhaftes Beginnen das Augenlicht verlieren würde. Aus römischen und byzantinischen Bauwerken stammend, die die Araber bei ihrem Einfall zerstört, weisen die aus Marmor, Onyx und Porphyrt gefertigten, farbigen Säulen einen reichen Wechsel in der Form ihrer meist dem jonischen und korinthischen Stil angehörenden Kapitäle auf. Einige derselben sind von großer, vornehmer Schönheit.

Von der Wölbung des Mittelganges, der zum Mihrâb und der Kanzel führt, hängen drei pyramidenförmige Kronleuchter aus venetianischem Glase, die an Festtagen in hellem Glanze erstrahlen, die übrigen Schiffe werden durch kleine Öllämpchen aus Glas, die von den die Architrave stützenden miteinander verbindenden Eisenbarren an Ketten herniederhängen, erleuchtet. Den Fußboden bedecken geflochtene Matten und Teppiche, und auch der untere Teil der Säulen ist mit diesen schützend umhüllt.

Der schönste und am reichsten gezierte Teil der Moschee ist der Raum unter der großen Kuppel. Hier befindet sich,

in der Mitte der Wand nischenartig eingelassen, das Mihrāb, das die Richtung gen Mekka angiebt. Zwei Säulen tragen den Bogen, der die gewölbte und mit kunstreich gemeißelten Marmortafeln bekleidete Nische nach vorn abschließt. Zur Rechten führt eine schmale, steile Holzterrasse, deren Seitenwände und Geländer mit alten, wertvollen Schnitzereien bedeckt sind, zu der nach vorn offenen Kanzel (mimber). Neben derselben scheidet eine aus zierlich geschnitzten, durch das Alter tief gebräunten Holztafeln gebildete Wand von dem Gelaß, in dem sich der Imām vor dem Gottesdienst aufzuhalten pflegt, und der daneben gelegenen Schatzkammer.

Zur rechten Seite vor der Kuppelwölbung, die nach innen zu auf zwei Gruppen von je drei Säulen ruht, stehen zwei Marmorsäulen dicht nebeneinander. Nach der moslemnischen Legende wird derjenige, der sich unbekleidet durch diese beiden Säulen hindurchzuzwängen vermag, unfehlbar von rheumatischen Leiden befreit. Da diese Krankheit bei den ungesunden Wohn- und Schlafverhältnissen in Tunisien recht häufig und der Glaube an so fromme Überlieferungen ein unerschütterlicher ist, so mögen schon viele Tausende diesen Heilungsversuch unternommen haben; ob mit Erfolg? Die Säulen sind wenigstens an der betreffenden Stelle durch die vielfältige Benutzung etwas abgeschliffen. Mein italienischer Freund, allerdings ein dünnes Kerlchen, vermochte sich durch den engen Durchlaß hindurchzuzwängen; mein Versuch, ihm zu folgen, scheiterte aber, ich hätte sonst vielleicht sämtliche Knöpfe an meiner Gewandung opfern müssen. Da ich glücklicherweise nicht an Rheumatismus leide, so machte mir mein Mißerfolg wenig Kummer.

Die Djāma' Sidi 'Dkba' ist als das älteste Bauwerk der Stadt zu betrachten; denn seine Grundsteinlegung erfolgte kurz nach der Gründung des jetzigen Kairuāns. Bei den

arabischen Autoren finden wir hierüber einige interessante Stellen.

'Abd Er Rahmân Ibn 'Abd El Hafim, einer der ältesten Historiker Nordafrikas berichtet über die Gründung:

„'Dkba Ben Nâfi marschierte auf Gasça, das er ebenso wie Kastilia einnahm, dann wendete er sich gen Kairuân. Diese von seinem Vorgänger Mouïa Ibn Hobeidj gegründete Stadt gefiel ihm keineswegs, er stieg wieder zu Pferde und führte sein Volk nach der Stelle, welche die spätere Stadt dieses Namens einnehmen sollte. Es war dies ein großes Thal, mit Gestrüpp und Schlingpflanzen erfüllt, das reisenden Tieren und Eulen als Schlupfwinkel diente. Dort eingetroffen rief er mit lauter Stimme: „Bewohner dieses Thales! Hebt euch von dannen, und Gott schenke euch seine Gnade! Wir wollen uns hier niederlassen!“ — Drei Tage nacheinander wiederholte er den Ausruf, und alle wilden Tiere und alle Eulen verließen den Platz. Hierauf ließ er den Boden säubern und in Antwesen und Hufe teilen und führte alles Volk herbei. Die von Ibn Hobeidj erbaute Stadt gab er preis, stieß seine Lanze in den Boden und rief: „Hier ist euer Kairuân!“

Die Erbauung der großen Moschee schildert ein späterer Geschichtschreiber, En Noweiri, wie folgt:

„'Dkba steckte die Grundlinien des Regierungspalastes und der großen Moschee ab. Der Bau der letzteren hatte noch nicht begonnen, als er schon dort die Gebete abhalten ließ. Hierbei entstand wegen der Kibla (Richtung nach Mekka, wohin sich der Moslem beim Gebet wendet) einige Verwirrung unter dem Volke. 'Dkba, der sich an den allmächtigen Gott gewendet hatte, erblickte während seines Schlafes eine Gestalt, die auf ihn zutrat und folgende Worte sprach: „Du Liebling des Beherrschers des Weltalls! Wenn der Tag an=

bricht, so nimm Dein Banner und hebe es auf Deine Schulter. Du wirfst dann, und niemand sonst außer Dir, den Ruf vernehmen: Allah akbar! (Gott ist groß). Folge der Stimme, und an der Stelle, wo sie schweigt, dorthin setze die Kibla und das Mihrâb Deiner Moschee!" — Kaum dämmerte der Tag, als der Ruf: Allah akbar! zu den Ohren 'Oḳba tönte. Als er seine Umgebung fragte, ob sie etwas vernähme, verneinte diese. „Es ist also der Befehl des allmächtigen Gottes,“ rief er aus. Er nahm dann das Banner auf seine Schulter und folgte der Stimme, die sich fortwährend vernehmen ließ. Als er auf der Stelle eintraf, wo das Mihrâb errichtet werden sollte, verstummte der Ruf. 'Oḳba stieß das Banner in die Erde und sagte seinem Gefolge: „Hier ist Euer Mihrâb!“ — Von nun an begann man Häuser zu bauen, Wohnhäuser und andere Moscheen, und die Stadt erfüllte sich mit Einwohnern. Ihr Umfang betrug 3600 Klasten und die Arbeiten wurden im 55. Jahre (675 n. Chr.) vollendet.“

So weit der arabische Geschichtsschreiber. Das von Sidi 'Oḳba errichtete Bauwerk ist heute längst nicht mehr in seiner ursprünglichen Form erhalten geblieben, denn die Moschee hatte gerade in der ersten Zeit ihres Bestehens mannigfaltige Wandlungen durchzumachen. Schon nach 35 Jahren wurde sie — mit Ausnahme des heiligen Mihrâb — von Ḥaḡān Ben Romān abgebrochen und neugebaut. Um das Jahr 105 der Hedjra (724 n. Chr.) unter der Herrschaft Ḥiṣham Ben 'Abd El Mâlek, des zehnten Kalifen aus der Dynastie der Ommijaden, zeigte sich der Raum zu klein, um alle Gläubigen zu fassen, und die Moschee wurde vergrößert und ausgebaut. Aber schon im Jahre 155 d. H. (772 n. Chr.) wurde sie von Dejid Ben Hâtem, dem Statthalter in Frikîya, niedergerissen und wieder aufgebaut. Die letzte Hand legte endlich Bîḍat Allah I., der zweite Fürst aus dem Hause der Aḡlabiten, an

das Bauwerk, er ließ es niederlegen und dann in den Jahren 805—821 in großem Glanze wieder erbauen. Hier erhielt die Moschee die Gestalt, die wir mit geringen Veränderungen, die im Laufe des letzten Jahrtausends vorgenommen worden sind, noch heute schauen.

Von der oberen Galerie des Minarets, zu der 129 Stufen emporführen, genießt man einen herrlichen Blick. Zu unseren Füßen breitet sich die Stadt aus, ein blendendweißes Häusermeer mit zahllosen Kuppeln und kleinen Türmen, dahinter dehnt sich die weite, schier endlose Steppe, in sie eingebettet liegt der große, in der hellen Sonne funkelnde Salzsee von Sidi El Hâni, am westlichen Horizonte hebt sich in dunklen Linien das tunesische Bergland mit dem Djebel Uffelêt ab und von Norden her grüßt uns ein alter Freund, der hell leuchtende Doppelgipfel des Djebel Zaguân.

Durch ein Gewirr von kleinen Straßen und Gassen führte uns der Weg in das südliche Stadtviertel, vorüber an der Zauîya Mulaî Tayeb zu der Djâma' Bû Thleta Bibân (Moschee mit den drei Pforten). Nach der großen Moschee ist sie wohl eins der ältesten Gotteshäuser Kairuâns, denn sie wurde schon im dritten Jahrhundert der Hedjra von dem frommen und berühmten Gelehrten Abû Djâfer Moḥammed Ben Moḥammed Ben Rḥirân El Maauri El Andelsi, der wegen seiner heftigen Abneigung gegen die Schiiten im Jahre 301 d. H. von Obeid Allâh El Meḥedi getötet wurde, erbaut. Das Innere bietet nichts Bemerkenswertes, aber die Außenfassade zeigt eine schöne Architektur in edlem maurischem Stil.

Der alte 'Alî, unser Cicerone, der sich in der Erklärung der verschiedenen Sehenswürdigkeiten trotz der großen Hitze ganz unermüdet zeigte, führte uns nun durch das mit Inschriften in kufischen Charakteren gezierte Thor von Tunîs. Wir ließen die Vorstadt der Djelâq hinter uns und erreichten

in etwa einer Viertelstunde auf schattenlosem Wege, über Gräber dahinwandelnd, die Gebäudemasse des vornehmsten Heiligtums der Heiligenstadt, der weltberühmten Zauha Es Sibi Es Qahâbi.

Die Zauhet entsprechen etwa den christlichen Klöstern, sie umschließen außer der Grabkapelle, in welcher der Heilige aufbewahrt ist, eine Moschee, eine Bibliothek, eine Klosterschule, in der Theologie und Rechtswissenschaft von angestellten Professoren gelehrt wird, die Wohnräume der Klosterschüler, ein Hospital für Kranke, ein Hospiz für Pilger, die zum Grabe des Heiligen wallfahrten und ein Asyl für Arme. So auch hier.

Wir traten durch ein von einem hohem Spitzbogen gebildetes Thor in den ersten Vorhof. In einem kleinen, seitwärts gelegenen Hofe saß im Schatten auf Teppichen und Matten an der Erde eine Anzahl Scholaren, die ein Buch oder einen Rosenkranz in der Hand hielten und voll Andacht zu träumen schienen. Mich trieb ein leicht erklärliches Verlangen, diese Kollegen von der anderen Fakultät etwas näher in Augenschein zu nehmen. Die verschiedensten Altersstufen waren unter ihnen vertreten, junge Burschen mit leichtem Flaum auf der Lippe und graubärtige, alte Herren, die beim Semester-Salamander wohl leicht „das Hundertste“ hätten reiben können. Ich hielt diese alten Semester erst für Professoren, der erfahrene 'Alî verbesserte aber meinen Irrtum und erklärte mir mit Bestimmtheit, es wären noch „Herren Studenten!“ — Nun, mancher lernt's nie, so suchte ich mich über die bemoosten Häupter zu trösten.

Doch welch' armseliges, eintöniges Dasein führen diese braven Kommilitonen? Hier giebt es keinen fröhlichen Fröh-schoppen, keine Blutigen zu vernähen, keine Laternen auszu-drehen, keinen Nachtwächter durchzuprügeln — nichts von



*Albert phot.*

Die Saniya Gʻo Sidi Gʻo Çahabi in Kairuan.  
Innerer Säulenhof.

alleben  
blarre  
leben  
2  
Die  
fomr  
Man  
fimb  
Fu  
we  
tri

te  
t  
y



aNedem, — Wasser und lerge Nahrung, Korânsuren Herplärren und stumpfes Vorfichhinbrüten, darin erschöpft sich ihr Leben, das ist ihre Welt!

Wenden wir unsere Schritte von so gelstesarmer Stätte! Die Kühle und Stille des Heiligtums nimmt uns auf, wir kommen an anderen Höfen vorüber, durch Säulengänge über Marmorstufen und Treppen hinauf und hinab, die Wände sind mit bunten Majolikastiesen bekleidet, in den Bögen in Hufeisenform, die von römischen Säulen getragen werden, wechselt weißer mit schwarzem Marmor und schafft so einen kräftigen Farbenkontrast.

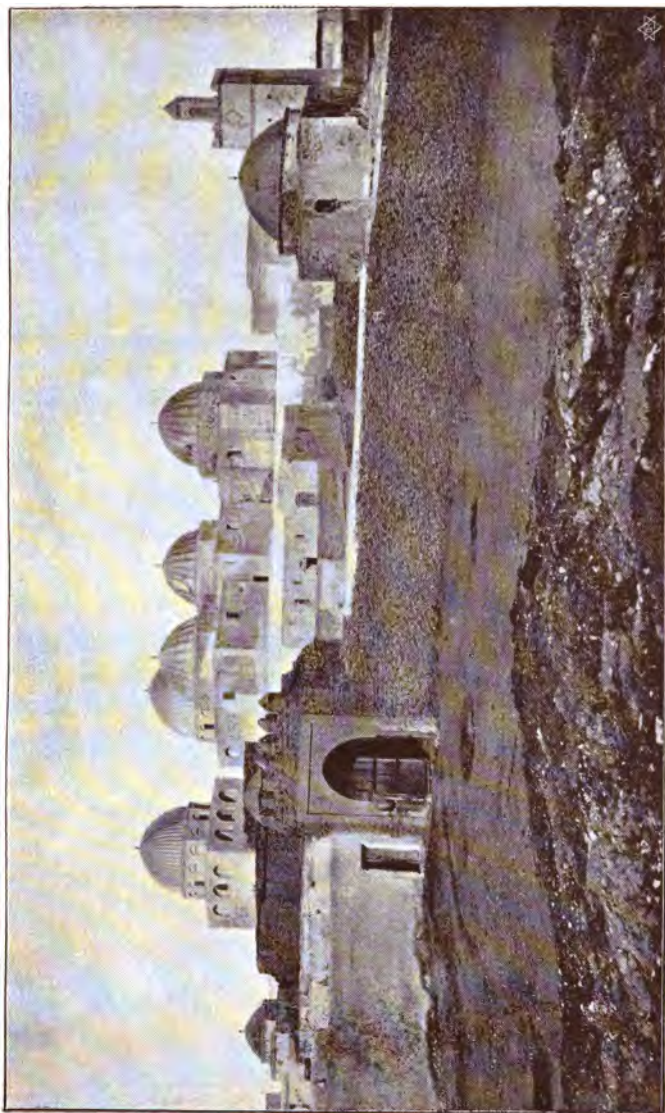
Endlich erreichen wir den innersten Hof. Seine Wände, längs deren ein schattiger Kreuzgang läuft, sind mit prächtigen, alten Fliesen verblendet, wie sie fröher noch in Nabil hergestellt wurden. Jetzt ist die Kunst in dieser Vollkommenheit verloren gegangen, und die Fliesen für die modernen Bauten liefert nunmehr in schlechter, ordinärer Duschware die Insel Sicilien, welche die Erzeugnisse dieser Industrie in ganzen Schiffsloadungen nach Tunis verfrachtet.

Die Thür, die in das Allerheiligste führt, ist in reicher Architektur gehalten und mit dem Wahrzeichen des Islâm, dem Halbmond, geziert. Alle Moslemin in unserer Begleitung legen draußen die Schuhe ab, von uns verlangt man glücklicherweise ein Gleiches nicht, es wäre sonst recht unständig gewesen, Gamaschen und Schnürschuhe aufzuknipsen. Die Priester waren jedenfalls der Ansicht, daß wir schon genug Sünden gegen Allah auf dem Kerbholze hatten, da wir aus frevelhafter Neugier seine Kultstätten betreten. Der Boden des Sanktuariums war dicht mit schweren Teppichen belegt, in der Mitte erhob sich ein 3 m hohes, starkes Gitter aus Bronze, an dessen Stäben unzählige Botivgaben von gläubigen Seelen aufgehängt waren. Durch die Stäbe hin-

durch blickte man auf den mit kostbaren Teppichen verhüllten Sarkophag, der die irdischen Reste des großen Heiligen birgt.

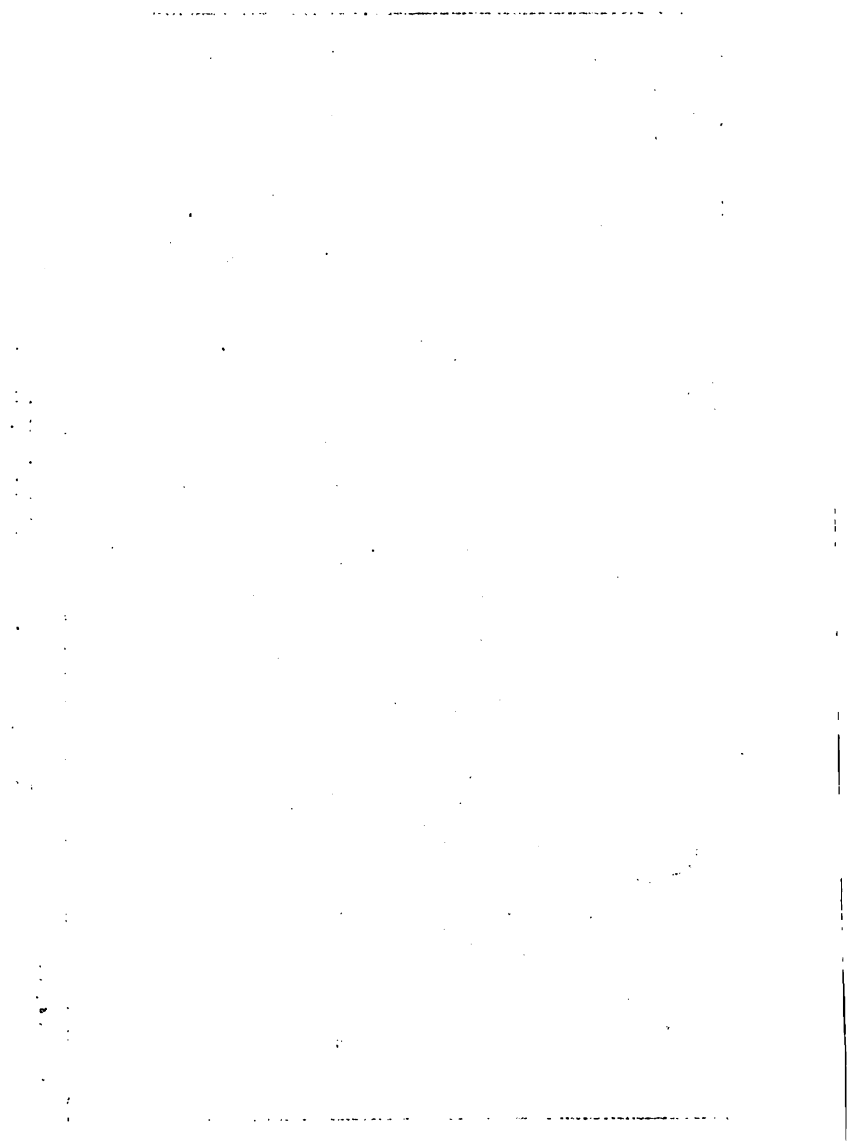
Sidi ʿEz Cahābi ʿEl 'Dwayb war, wie sein Name besagt, ein Gefährte und Jünger des Propheten und es war ihm vergönnt, die Worte der Offenbarung von den heiligen Lippen des Propheten selbst zu vernehmen und Schulter an Schulter mit ihm zu kämpfen. Als teuerste Reliquie führte er drei Haare aus dem Barte des Propheten — nicht den ganzen Bart, wie öfters zu lesen — mit sich, bei seinem Tode wurden die Bartthaare in einem Lederfäschen auf seiner Brust verwahrt. Die Legende hat nach der Okkupation eine ganz falsche Auslegung erfahren, Sidi ʿEz Cahābi wird vielfach für den Barbier des Propheten gehalten und bei den Franzosen ist seine Grabstätte ganz allgemein als la mosquée du barbier bekannt.

Wir verließen die „vierte Pforte des Paradieses“ und wendeten uns wieder der Stadt zu. In der Vorstadt der Māb Djelāq erhebt sich eine Moschee, die sich sowohl durch die Schönheit ihres Baues, als auch durch eine höchst interessante Legende auszeichnet, wengleich ihr Erbauer noch nicht einmal 40 Jahre in der Erde ruht. — Sidi 'Dmar 'Abāda lebte in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts und war seines Zeichens ein Grobschmied, der den schweren Hammer in der schwierigen Faust schwang und nebenbei, wie es dieses Handwerk im Orient so mit sich bringt, die leidende Menschheit als Chirurg oder auch als Quacksalber behandelte. Sidi 'Dmar war ein ganz brauchbarer Mensch und Mitbürger, bis es ihm eines Tages einfiel, „heilig“ zu werden. In den einsamen Stunden des Fastenmonats hatte er wohl erwogen, daß es recht bequem und behaglich sein müsse, sich ohne Arbeit nur mit fröhlichem Nichtsthun durch das Leben zu schlagen. Die bettelnde Armut der Bruderschaft Sidi 'Abd ʿEl Kābers



*Garrigues phot.*

Die Djama' Sidi Omar Abada in Kairuan.



stand nicht nach seinem Sinn, er wollte mehr Genuß vom Leben haben. Bei einigem Nachdenken war die soziale Frage für ihn bald gelöst — er wurde einfach verrückt! Aber nicht aus drückenden Nahrungsjorgen, wie das leider bei uns so häufig geschieht, sondern in kluger Berechnung, um Nahrung und Überfluß zu finden, er wurde zu einem wunderbaren Heiligen, der sich in einer Offenbachschen Operette zweifellos ganz prächtig ausgenommen hätte.

Er führte seine Rolle recht gut durch, er redete verworrenes Zeug, betete fast unaufhörlich, machte allerhand Dummheiten und beging Unsittlichkeiten, führte dabei aber stets den Namen Allahs im Munde. In der Stadt lief bald das Gerücht um: der Schmied 'Omar 'Abâda draußen in der Vorstadt der Djelâç ist mahûl (verrückt) geworden! und da die Moskemin in diesem Zustande ein Zeichen göttlicher Gnade erblickten, so wurde der Geistesgestörte von Stund an als Marâbut (Heiliger) verehrt, und reichlich flossen von allen Seiten die Gaben, die zur Unterhaltung des heiligen Mannes dienen sollten.

Ein besonders glücklicher Umstand in der Karriere des Heiligen war es, daß es ihm gelang, die Aufmerksamkeit des regierenden Beys Ahmed Paschas zu erregen und dessen Geneigtheit zu erringen. Reiche Mittel wurden ihm durch die fürstliche Gnade gewährt und setzten ihn in den Stand, die schöne, von fünf gewaltigen Kuppeln gekrönte Moschee zu erbauen. Auf einem eingefriedigten Platze in der Nähe der Moschee liegen vier große, eiserne Schiffsanker, die der Bey auf Geheiß des Marâbut von Porto Farina nach der Heiligenstadt schaffen ließ. Was die Veranlassung gewesen, die ungefügen Stücke so weit über Land zu schleppen, konnte ich leider nicht erfahren.

Von einem eigenartigen Triumphe der prophetischen Gabe des Heiligen erzählt Dunant:

Der Heilige erklärte im Jahre 1855, daß Sewastopol nur dann erobert werden würde, wenn zwei Geschütze, die er von Kairuân an den Bey schickte, vor der Stadt der Moskowitz er getroffen wären; diese beiden heiligen Kanonen würden eine wunderbare Wirkung erzielen und den Fall der Stadt herbeiführen. Da sich die Kanonen einmal in Tunis befanden, so sandte sie der Bey mit einem besonderen Schiff nach Konstantinopel. Alle Gläubigen in der Regentschaft und besonders in Tunis waren bereits im voraus voller Freude, daß die Einnahme Sewastopols nun ganz unfehlbar erfolgen müsse. Man berechnete selbst schon den Tag, an dem die Geschütze an ihrem Bestimmungsorte eintreffen mußten. Von Konstantinopel schickte sie der Sultan nach der Krim und — ein seltsames Zusammentreffen fügte es, daß Sewastopol gerade in dem Augenblicke eingenommen wurde, als die Geschütze dort eintrafen. Die Freude über das Ereignis war natürlich in ganz Tunisien groß und der Ruf des Heiligen gewann neue Nahrung.

In der Ausschmückung seiner Moschee ist Sidi 'Omar den Traditionen seines Handwerks treu geblieben; die Gegenstände, die den Innenraum zieren, sind von seiner Hand gearbeitet und zeichnen sich durch ganz ungefüge, gewaltige Formen aus. Wir sahen dort buntgestrichene Holztafeln von der Größe eines Scheunenthores, auf denen Koränverse aufgemalt waren. Neben diesen standen wuchtige Armleuchter und Lampen, aus Eisen geschmiedet, die ein Mann nicht zu heben vermochte. An den Wänden hingen Säbelscheiden, die Waffen darin fehlten, nach der Größe der Scheiden zu urteilen hätte es Gigantenhände bedurft, um den Stahl zu schwingen. Angeblich hat eine der Klingen die Prophezeiung eingegraben, daß dereinst die Franzosen siegreich in die Heiligenstadt einziehen würden; doch wer weiß, vielleicht hat hier

zu gegebener Stunde eine hilfreiche Hand einen frommen Schwindel geschickt unterstützt. Auf einem altarartigen Aufbau liegt neben anderen plumpen Geräten eine Tabakspfeife in ungeahnten Dimensionen, aus Holz geschnitz und in den heiligen Farben, rot und grün, bemalt. Wie uns der alte 'Alî erzählte, hatte der Heilige das ungefüge Modell dem Bey als Geschenk übersandt; dieser ließ das originelle Machwerk in gebiegenem Silber nachbilden und dem Marâbut überreichen. Der Thronfolger Ahmed Beys scheint ein geringeres Zutrauen in die göttlichen Gaben Sidi 'Omar's gehabt zu haben als sein fürstlicher Vetter, denn noch vor seinem Tode soll der Heilige den Schmerz erlebt haben, daß ihm ein gut Teil der beylikalischen Geschenke von dem geldbedürftigen Herrscher abgenommen wurde.

Unter den Profanbauten Kairuâns sind vor allem die Anlagen bemerkenswert, die dazu dienten, der Stadt das nötige Trinkwasser zu beschaffen. Wie in vielen anderen nordafrikanischen Städten, so ist auch hier die Wasserfrage bis in die jüngste Zeit stets eine brennende gewesen. Fast ausschließlich auf das Regenwasser angewiesen, das im Winter fiel und dann in zahlreichen Cisternen für den Jahresbedarf aufgespeichert wurde, hatten die Bewohner der Stadt in trockenen Jahren oft bedenklich an Wassermangel zu leiden. In gemeinnützigem Sinne sind von einigen frommen Stiftern in der Nähe einzelner Moscheen größere Sammelbecken angelegt worden, die bedeutendere Wassermengen fassen konnten und der Bürgerschaft geöffnet wurden, wenn im Hochsommer die Vorräte in den Privatcisternen zu versiegen drohten.

Das bedeutendste Reservoir dieser Art wurde von den Aglabiten erbaut und befindet sich außerhalb der Stadt vor dem Bâb Et Tunis. Das kreisrunde Becken, das in jüngerer Zeit renoviert wurde, ist 6 m tief und hat einen Durchmesser

in einzelnen kleinen Gärten vor den Thoren der Stadt wird ein kärglicher Gemüsebau betrieben.

Dagegen hat sich eine rege gewerbliche Thätigkeit in der Stadt entfaltet. Berühmt sind die farbensatten Gebetteppiche, die in Nordafrika fast den gleichen Ruf genießen, wie im eigentlichen Orient die Teppiche aus Smyrna und Persien. Ähnlich wie in Marokko blüht in Kairuân vor allem die Lederindustrie, die das Maroquin oder Saffian genannte Leder und daraus fast den gesamten Bedarf der Regenttschaft an gelben Lederpantoffeln herstellt. Daneben sind zahlreiche Sattler thätig, die neben mancherlei kleineren Gebrauchsgegenständen auch schöne mit Gold- und Silberstickerei gezierte Sättel anfertigen.

Von den Kupferschmieden im Sûk werden Waschkhalen und Wasserkannen in getriebener Arbeit sehr geschickt ausgeführt, die von den reichen Mauven gern gekauft werden. Die Erzeugung von wohlriechenden Essenzen hat in letzter Zeit etwas nachgelassen, da die aus Paris eingeführten ätherischen Öle in Tunis zu wohlfeilerem Preise zu haben sind, und aus dem gleichen Grunde ist die Seidenweberei fast ganz zurückgegangen, nur die groben, wollenen Stoffe für den einheimischen Bedarf werden noch in größerer Menge hergestellt.

Der Handel in Getreide, Häuten, Schaf- und Kamel-Wolle und Ziegenhaaren ist nicht unbedeutend, da viele Wege aus dem Innern in Kairuân zusammenlaufen. Agenten der großen Handelshäuser in Tunis und Souffe kaufen die Erzeugnisse des Landes auf und bringen sie meist über den nächstgelegenen Hafen Souffe zur Verschiffung nach Marseille. Eine freiere Entfaltung des Handels wird erst möglich sein, wenn Kairuân durch die projektierte Bahn an Tunis und Souffe angeschlossen sein wird.



diese Verhältnisse in ihren nordafrikanischen Besitzungen scharf zu achten, denn die verschiedenen Aufstände in Algerien haben ihr die Gefährlichkeit des unter der Asche fortglimmenden Funkens bewiesen. Zudem zeigt sich auch ein von außen hereinschleichendes, bedrohliches Element, die Bruderschaft der Senussi. Die Rhuân dieses Ordens tragen den Gedanken der großen islamitischen Theokratie in Afrika in die Lande vom Mittelmeer bis tief in das Herz des Sudans und dank ihrer rührigen Propaganda strömen ihnen die Adepten in Scharen zu. Zwar hat man in den nördlichen Gebieten der Regentschaft noch wenig von ihnen zu spüren gemerkt, dagegen ist das Belad El Djerid schon recht stark von ihnen beeinflusst, und man glaubt die Fäden dieser geheimen, gegen das Christentum unversöhnlichen Verschwörung bis nach Kairuân verfolgen zu können. Die tunesische Bevölkerung ist bei weitem nicht so kriegerischen Sinnes als die algerische, doch darf man den zur Schau getragenen guten Mienen nicht zu weit trauen, religiöser Einfluß und die Erklärung des Djihad (Glaubenskrieg) kann in kurzer Zeit sehr viel verändern.

Über die Ziffer der Bevölkerung Kairuâns werden die schwankendsten Angaben gemacht; Dubeyrier schätzte sie auf 12 000, der Indicateur tunisien giebt 14 553, während mir der zweite Bürgermeister (Vizepräsident der Munizipalität) versicherte, die Stadt habe gegen 22 000 Einwohner. Ein großer Teil derselben hat irgend eine geistliche Funktion, sei er nun Priester oder Gebetrüser oder Tempelwächter, was ihn aber nicht hindert, auch im gewerblichen Leben eine Beschäftigung zu suchen. Wegen der Unfruchtbarkeit der umliegenden Steppen wird Ackerbau fast gar nicht getrieben, sondern der Bedarf an Getreide durch die täglich zu Markte kommenden Nomaden der weiteren Umgebung gedeckt. Nur

in einzelnen kleinen Gärten vor den Thoren der Stadt wird ein kärglicher Gemüsebau betrieben.

Dagegen hat sich eine rege gewerbliche Thätigkeit in der Stadt entfaltet. Berühmt sind die farbenfatten Gebetteppiche, die in Nordafrika fast den gleichen Ruf genießen, wie im eigentlichen Orient die Teppiche aus Smyrna und Persien. Ähnlich wie in Marokko blüht in Kairuân vor allem die Lederindustrie, die das Maroquin oder Saffian genannte Leder und daraus fast den gesamten Bedarf der Regenttschaft an gelben Lederpantoffeln herstellt. Daneben sind zahlreiche Sattler thätig, die neben mancherlei kleineren Gebrauchsgegenständen auch schöne mit Gold- und Silberstickerei gezierte Sättel anfertigen.

Von den Kupferschmieden im Sâk werden Waschschalen und Wasserkannen in getriebener Arbeit sehr geschickt ausgeführt, die von den reichen Mauren gern gekauft werden. Die Erzeugung von wohlriechenden Essenzen hat in letzter Zeit etwas nachgelassen, da die aus Paris eingeführten ätherischen Öle in Tunis zu wohlfeilerem Preise zu haben sind, und aus dem gleichen Grunde ist die Seidenweberei fast ganz zurückgegangen, nur die groben, wollenen Stoffe für den einheimischen Bedarf werden noch in größerer Menge hergestellt.

Der Handel in Getreide, Häuten, Schaf- und Kamel-Wolle und Ziegenhaaren ist nicht unbedeutend, da viele Wege aus dem Innern in Kairuân zusammenlaufen. Agenten der großen Handelshäuser in Tunis und Souffe kaufen die Erzeugnisse des Landes auf und bringen sie meist über den nächstgelegenen Hafen Souffe zur Verschiffung nach Marseille. Eine freiere Entfaltung des Handels wird erst möglich sein, wenn Kairuân durch die projektierte Bahn an Tunis und Souffe angeschlossen sein wird.

Die Temperatur hatte sich in den letzten Tagen noch gesteigert und die Hitze innerhalb der Stadt wurde fast unerträglich. Da wir die Heiligenstadt mit allen ihren so lange verschleierte Wundern geschaut hatten, trieb es uns wieder hinab an den kühlen Meeresstrand. Bald lag die weiße Braut der Steppe hinter uns, die Pferde galoppierten den grünen Hügeln des Sahels entgegen, und um die Mittagsstunde wehte uns der kühle Seewind um die heißen Schläfen.





### Kapitel XIII.

#### Zu den Ruinen von Thysdrus.

**E**s giebt auf dem weiten Erdenrunde wohl wenige alte Kulturländer, welche so geringe Spuren ihrer einstigen Bedeutung zurückgelassen haben, wie das dereinst mächtige und blühende Karthagerland. Enttäuscht wendet sich der Besucher von dem Trümmerfelde Karthagos, und vergeblich späht das Auge auf den Stadtstellen von Utika, Neapolis, Hadrumetum, Ruspina, Leptis und Thinae nach sprechenden Zeugen einer früheren Kulturepoche.

Ein formloses Trümmergeröll und zerbrochene Säulenschäfte bezeichnen die einstigen Siedelungen. Wohl nirgends ist die Vernichtung und Zerstörung klassischer Bauten und Denkmäler eine durchgreifendere gewesen, als hier an diesen Gestaden. Kein Stein ist auf dem andern geblieben. Blinder Glaubenseifer, schände Goldgier und wahnwitzige Vernichtungswut wilder, brutaler Wüstenstämme haben den Glanz einer mehr denn tausendjährigen Kultur zu zertrümmern vermocht. Mit den Marmorquadern und Säulen römischer Tempel und Paläste haben die arabischen Eroberer ihre Moscheen und

Häuser erbaut und Stein für Stein aus den herrlichen Kunstbauten gebrochen.

Weit im Innern, in entlegenen Bergthälern, trifft der Reisende noch hin und wieder auf besser erhaltene Ruinen. Hier hat keine systematische Ausraubung des Baumaterials durch die genügsam in Zelten und Hütten lebenden Nomaden stattgefunden. Doch dichtes Pflanzengewirr erfüllt die ehrwürdigen Bauten, und in stetiger Arbeit treibt das rankende Wurzelwerk die mächtigen Quadermauern von einander.

In dem von ansässiger Bevölkerung erfüllten Küstengebiet sind es vornehmlich zwei Baudenkmäler, welche die wohlverdiente Aufmerksamkeit jedes Reisenden auf sich lenken. Die gigantische, fast 90 km lange Wasserleitung vom Mons Zeugitanus (heute Djebel Zaguân), dem segenspendenden Götterberge, bis zur Landeshauptstadt und das dereinst prächtige, in seinen Hauptstücken noch wohl erhaltene Amphitheater von Thysdrus (El Djem).

Das letztere ist am leichtesten von Mehedja aus zu erreichen, mit welcher Stadt es durch eine bei trockenem Wetter gut fahrbare Straße verbunden ist. Von Souffe und Monastir aus ist der Weg weiter und schwieriger, da die Straßen südlich von Djemmäl zu einfachen, schmalen Saumpfaden werden.

Es war eine kleine, bunt zusammengesetzte Karawane, mit der ich am frühen Morgen eines Oktobertages 1889 von Monastir in südlicher Richtung ins Land ritt. Die Reisegesellschaft bestand aus vier Europäern (darunter eine Dame) und drei Arabern, drei Pferden, einem Maultier und zwei Eseln als Reittieren, einem mit einem Maultier bespannten, zweiräderigen Karren, der Proviant, Munition, Schlafdecken und ein großes Zelttuch zum Kampieren trug, und fünf Hundes. Unsere Reise war auf vier Tage berechnet; wir beabsichtigten

zunächst in direkter Linie auf El Djem zu marschieren und die Ruinen zu besichtigen, von dort wollten wir dann nach Mehebia gehen und von dieser Stadt aus den Rückmarsch nach Monastir die Küste entlang nehmen.

Die verschiedenartige Reitausrüstung meiner Begleiter machte die Marschweise zu einer recht schwerfälligen, so daß wir, durch dichte Olivenhaine hinreitend, erst in drei Stunden das etwa 18 km entfernte Djemmäl, den Hauptort des gleichnamigen Kâidats erreichten. Dieses hat eine Bevölkerung von etwa 4000 Einwohnern und besteht mit Ausnahme weniger Steingebäude aus elenden Lehmhütten. Ein starkes Erdbeben hat vor mehreren Jahren die Ortschaft verschüttet, und die Bewohner haben nicht mehr den Mut gefunden, ihre Wohnstätten wieder regelrecht aufzubauen.

Ungefähr  $6\frac{1}{2}$  km südlich von Djemmäl erhebt sich auf einer Kalksteinplatte das Dorf Zarmidin, bei welchem wir gegen 11 Uhr eine mehrstündige Mittagsrast machten. Ich benutzte die Pause zu einem Ausfluge nach einer westlich des Dorfhügels gelegenen vereinzelt Kuppe. Ein seltsames Gebilde auf ihrer Spitze fesselte meine besondere Aufmerksamkeit. Von weitem glich es einem alten, zerbröckelten Gemäuer, das vielleicht einer römischen Ruine angehören konnte, beim Näherkommen aber erkannte ich, daß es eine Bank fossiler Muscheln war, welche 2 bis 3 m hoch,  $\frac{3}{4}$  bis 1 m stark und etwa 4 m lang von fest zusammengefügten Schalen der *Ostrea cucullata* (Lamr) gebildet wurde. Das weiche, lehmige Erdreich war mit der Zeit ringsherum fortgewaschen worden, und nur die härtere Muschelsubstanz hatte der Verwitterung einen zähen Widerstand geleistet.

Von Zarmidin aus führte der tiefsandige Weg über ein von vielen Klüften und Spalten durchzogenes Plateau, das Rudhat Hamira; dieses ist ungefähr 6 km breit, besteht aus

grünem Thon mit plattigen Kalksteinauflagerungen und streicht, wie die meisten Höhenzüge zwischen der Sebka Sidi El Hâni und dem Meere von Westen nach Osten. Von der Sonne versengte Gräser und niedriges, starres Gestrüpp, Juniperus- und Sarcisträucher bedeckten den ausgedörrten Boden.

Auf dem Südbahange des Kudyat lag ein aus etwa zehn Zelten bestehender Duâr. Einige Männer kamen uns aus ihm entgegen, verjagten mit wohlgezielten Steinwürfen die uns wütend anläßenden, weißen Spitzhunde und baten uns, einen Augenblick bei ihnen zu ruhen. Wir ritten in das von hohen Dornhecken umgebene Lager ein und fanden hier eine größere Anzahl von Frauen, darunter einige sehr hübsche mit funkelnden, dunklen Augen, welche mit dem Weben von großen Felttüchern beschäftigt waren.

Diese Arbeit wurde von ihnen an der Erde hockend verrichtet; zwei Stücke waren erst zur Hälfte fertig, ein drittes ging seiner Vollendung entgegen. Das halb aus dunkelbrauner Schafwolle und halb aus schwarzen Ziegenhaaren gesponnene Garn war um große Holzspulen gerollt, und in überaus gewandter Weise knüpften und flochten die emsigen Finger unserer braunen Schönen an den mit kurzen Pföcken am Boden befestigten Decken. Doch wie das leider stets bei dem Empfange von Europäern zu geschehen pflegt, so wurden auch hier die hübschesten und jüngsten unter ihnen bald in den Hintergrund gedrängt und die älteren Semester bildeten eine schützende Phalanx vor ihnen. Man brachte uns säuerliche Milch (arabisch leben — eine Art Buttermilch), ein bei den Beduinen sehr beliebtes, erfrischendes Getränk, und einige Eier — alles, was man gerade zur Bewirtung von Gästen zur Hand hatte; wir schenkten ihnen dagegen einigen Tabak, worüber sie sich sehr erfreut zeigten, dann zogen wir weiter.

Der Duâr gehörte einem Stamme der Mâd Suaffi an,

welche im Süden und Südwesten der Kāidate von Monastir und Djemmal das hügelige Steppenland durchstreifen.

Als wir nach kurzem Ritte auf dem Rande des letzten Höhenzuges der Rudyat Hamira angelangt waren, sahen wir eine große, breite Thalmulde vor uns, zur Rechten glänzte silbern der breite Spiegel der Sebha Sidi El Hāni, und fern am südlichen Horizonte erhob sich über einem langgestreckten Hügelrücken ein mächtiger, turmartiger Bau — das Amphitheater von Thysdrus.

Der Marsch den sanftgeneigten Rand der Rudyat zum Thale hinab, welches noch durch einen flachen Höhenzug in zwei Teile zerschnitten wurde, war wenig abwechslungsreich. Gegen 4½ Uhr erreichten wir die vor der kleinen, nur wenige Steinhäuser und Lehmhütten zählenden Siedelung Bū Mirbēs gelegenen Olivenhaine und beschlossen, da die Tage gegen Ende Oktober schon recht kurz werden, hier unser erstes Nachtlager aufzuschlagen.

Wir fanden einen hierfür sehr geeigneten Platz auf einem freien Felde am Rande einer Olivenpflanzung, welche uns gegen den Wind schützte. Nachdem unser Packarren, der mit den Reitieren nicht hatte gleichen Schritt halten können, eingetroffen war, begannen wir unser Zelt aufzuschlagen und für das Kochfeuer eine Grube auszuheben. Einer unserer arabischen Diener wurde mit einem Esel in die Ortschaft geschickt, um dort Stroh und Gerste aufzutreiben, ein anderer zum Wasserholen abgesandt. Wir sattelten inzwischen unsere Pferde und Maultiere ab und begannen das Abendessen vorzurichten. Stroh, Gerste und Wasser trafen rechtzeitig ein, und bald prasselte ein lustiges Feuer, zu dem wir das Holz aus dem nahen Olivenhain geschlagen hatten, unter dem Kessel mit deutscher Erbsenwurst.

Ein kunstgerecht gemischter Absinth stillte unsern ersten



sie ein kleines Thal oder eine steil abfallende Kluft bilden, welche sich in jedem Winter verbreitert und dann das Erosionsbett der kleinen periodischen Wasserläufe bildet.

Endlich näherten wir uns unserm Reiseziel immer mehr, schon konnten wir deutlich die weiten Nischenöffnungen des Amphitheaters unterscheiden. Kümmerliche Olivenpflanzungen zeigten sich auf beiden Seiten des Weges, diesen folgten von hohen Kaktushecken umschlossene Gärten, und schließlich hielten wir gegen 10 $\frac{1}{2}$  Uhr am Fuße der prächtigen Ruine.

Auf dem freien Platze vor dem Ostportal wurde gerade ein Wochenmarkt abgehalten, und nur mit Anstrengung vermochten wir unsere Tiere durch die dichte, in den schmalen Gängen zwischen den Verkaufsständen sich drängende und schiebende Menge zu steuern. Einer unserer Esel machte noch in froher Vorahnung baldiger Raft und reichlichen Futters mit seinem Reiter einige lustige Sprünge zwischen eine Gruppe beturbanter Gemüsehändler, die mit ehrbarer Miene und Würde hinter ihren Vorräten kauerten, sodaß diese recht unfaßt berührt in einer längeren Reihe der kräftigsten Segensprüche Allahs Gnade auf das langbeohrte Haupt des grauen Sünders herabflehten.

Der Fondük lag östlich des Marktplazes am Ende einer langen, schmalen Gasse auf einem kleinen Hügel. Es war ein großes einstöckiges Gebäude, das einen geräumigen, vieredigen Hof umschloß.

Das beste Zimmer war bereits durch zwei Spahis-Offiziere besetzt worden, welche sich mit einem Detachement auf dem Marsche von Sfax nach Tunis befanden und hier einen Ruhetag hatten. Wir mußten uns deshalb mit einem andern großen Raume begnügen, in dessen einer Ecke schon drei Araber damit beschäftigt waren, sich auf einem der kleinen, transportablen Thonherde ihre frugale Mahlzeit zu bereiten.

der Flinte im Arm an dem lodernben Lagerfeuer, das sie die ganze Nacht über sorgsam unterhielten, abwechselnd Wache hielten. Wir ließen die Leute ruhig gewähren; denn wenn wir auch nicht an einen gegen unser Leben gerichteten Überfall glaubten, so konnten uns doch immerhin unter dem deckenden Dunkel der Nacht einige Tiere gestohlen werden.

Als wir am andern Morgen aufwachten, fehlte denn auch glücklicherweise keines Esels und auch kein anderes liebes Haupt, und vollzählig konnten wir unsern Marsch gen Süden fortsetzen.

Jenseits Bū Mirbès dröhnten dumpfe Paukenschläge an unser Ohr, ein ängstlich Gemüt hätte glauben können, es würde die Kriegstrommel zum männermordenden Streite gerührt, doch der Zweck war ungleich friedlicher. Auf einem breiten Wiesenplane vor der Ortschaft versammelten sich Reiter und Fußvolk, um die Hochzeit eines ihrer Angehörigen durch die üblichen Kampfspiele (Fantasia) zu feiern. Wir wurden eingeladen, an den Festlichkeiten teil zu nehmen; es wäre jedenfalls sehr interessant geworden, doch von jener Hügelreihe im fernen Süden blickten mahnend die Mauern des ehrwürdigen Römerbaues zu uns herüber, und „Thysdrus“ blieb die Parole.

Der Marsch von Bū Mirbès bis El Djem war eine der öbdesten und langweiligsten Wegstrecken, welche ich in Tunis zurückgelegt habe. In eintönniger Gleichförmigkeit zog sich das wellige Gelände hin, kein Baum erhob seine beschattende Krone und die gesamte Vegetation war auch hier, wie auf der Rudjathöhe am vorhergehenden Tage, von der glühenden Sonne versengt.

Den fetten, thonigen Boden durchzogen breite Risse und Spalten. Diese werden von den während des Winters herniederrauschenden Regenschauern weiter ausgewaschen, bis

sie ein kleines Thal oder eine steil abfallende Kluff bilden, welche sich in jedem Winter verbreitert und dann das Erosionsbett der kleinen periodischen Wasserläufe bildet.

Endlich näherten wir uns unserm Reiseziel immer mehr, schon konnten wir deutlich die weiten Nischenöffnungen des Amphitheaters unterscheiden. kümmerliche Olivenpflanzungen zeigten sich auf beiden Seiten des Weges, diesen folgten von hohen Kaktushecken umschlossene Gärten, und schließlich hielten wir gegen 10 $\frac{1}{2}$  Uhr am Fuße der prächtigen Ruine.

Auf dem freien Plage vor dem Ostportal wurde gerade ein Wochenmarkt abgehalten, und nur mit Anstrengung vermochten wir unsere Tiere durch die dichte, in den schmalen Gängen zwischen den Verkaufsständen sich drängende und schiebende Menge zu steuern. Einer unserer Esel machte noch in froher Vorahnung baldiger Raft und reichlichen Futters mit seinem Reiter einige lustige Sprünge zwischen eine Gruppe beturbanter Gemüsehändler, die mit ehrbarer Miene und Würde hinter ihren Vorräten kauerten, sodaß diese recht unsanft berührt in einer längeren Reihe der kräftigsten Segensprüche Allahs Gnade auf das langbeohrte Haupt des grauen Sünders herabflehnten.

Der Fondük lag östlich des Marktplatzes am Ende einer langen, schmalen Gasse auf einem kleinen Hügel. Es war ein großes einstöckiges Gebäude, das einen geräumigen, viereckigen Hof umschloß.

Das beste Zimmer war bereits durch zwei Spahis-Offiziere besetzt worden, welche sich mit einem Detachement auf dem Marsche von Sfax nach Tunis befanden und hier einen Ruhetag hatten. Wir mußten uns deshalb mit einem andern großen Raume begnügen, in dessen einer Ecke schon drei Araber damit beschäftigt waren, sich auf einem der kleinen, transportablen Thonherde ihre frugale Mahlzeit zu bereiten.

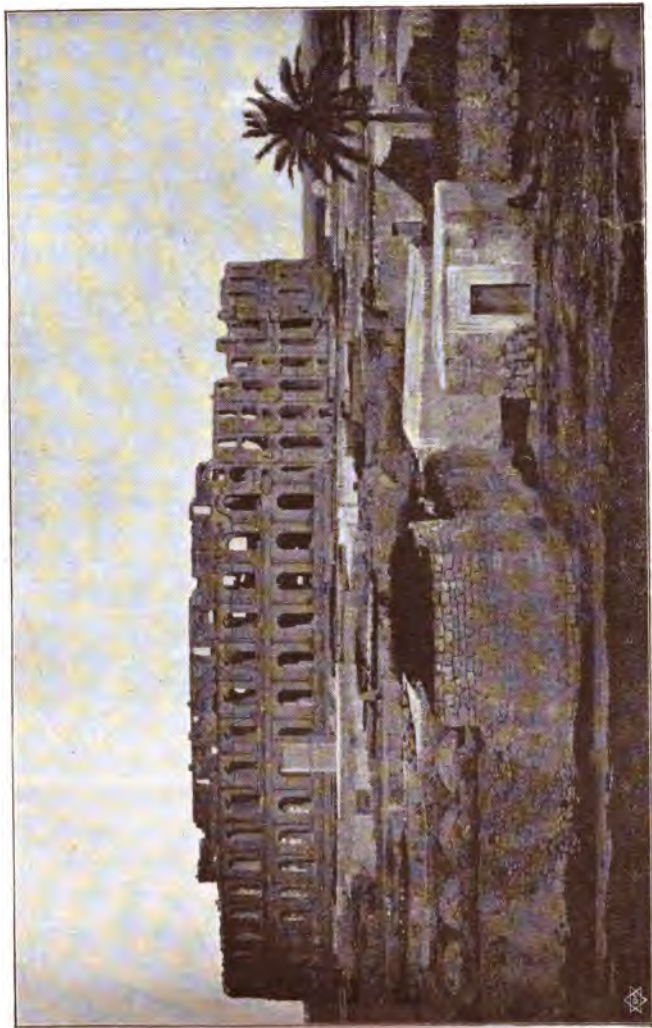
Der aus festgestampfter Erde bestehende Boden wurde von dem Wirt mit sauberen Falfamatten belegt, auf welchen wir uns mit Hilfe unserer Sättel, Mäntel und Schlafdecken eine gar behagliche Ruhestätte schufen.

Fast alle früheren Reisenden haben über den großen Insektenreichtum des Fondüks von El Djem Klage geführt und diesen in einen wenig guten Ruf gebracht. Zu meiner Freude bestätigten sich diese übertriebenen Berichte nicht, und wir wurden hier nicht mehr gezwickt, als wie wir es von anderen tunesischen Karawanensereien her gewohnt waren.

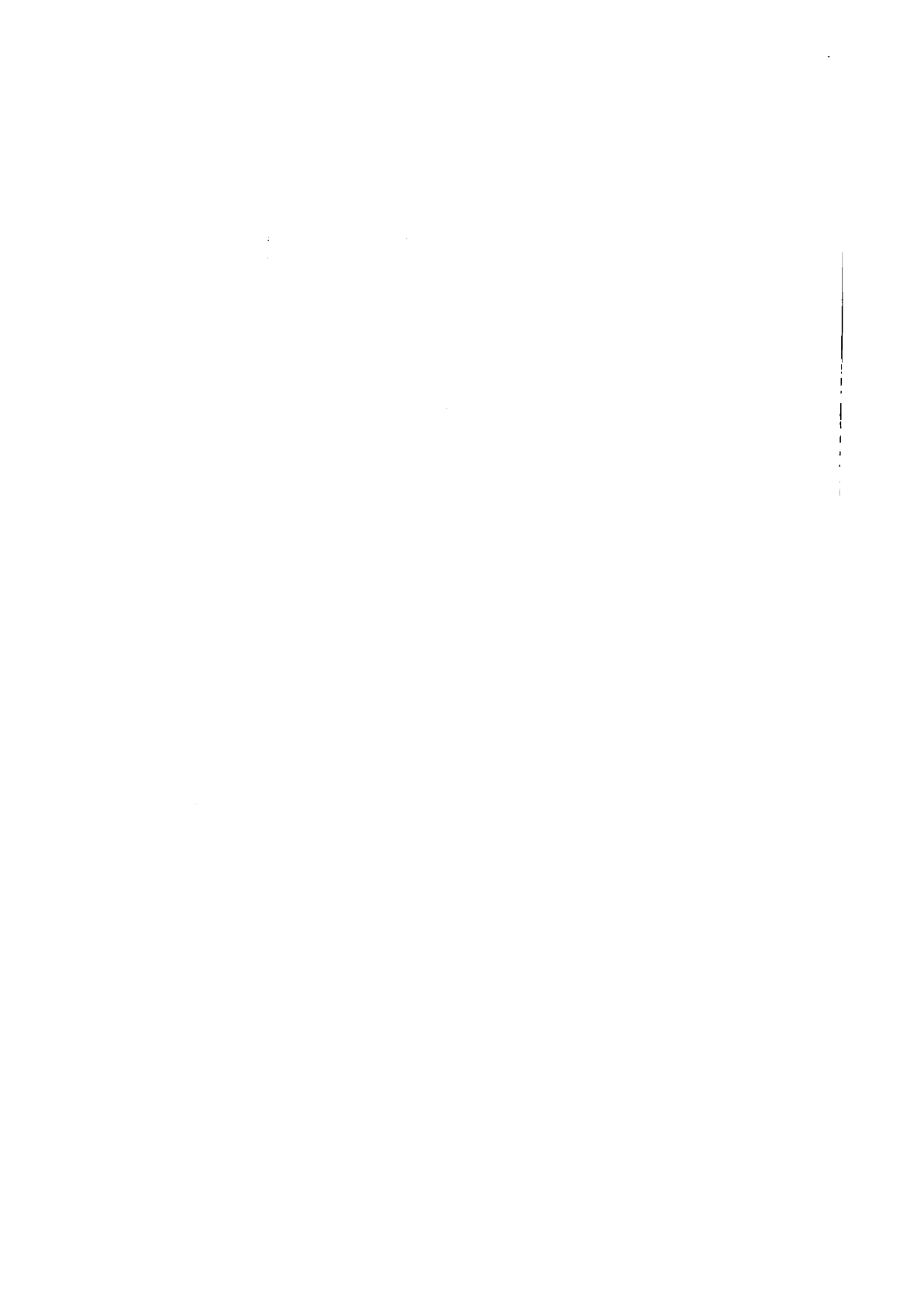
Auf der Anhöhe hinter dem Fondük lagen mehrere kleine Hügel, zwischen ihnen Fundamente römischer Bauten. Es waren zweifellos Schuttkegel, welche die Trümmer eines größeren öffentlichen Gebäudes in sich schlossen, das einst auf dieser bevorzugten Stelle die Anhöhe dem Amphitheater gegenüber geschmückt hat. Ich kletterte auf den höchsten Kegel und sah nun von dessen Spitze über die flachen Dächer der niedrigen Häuser hinweg das Theater in seiner ganzen Pracht vor mir liegen. Die Ostfront ist der am besten erhaltene Teil desselben, und wohl geeignet, von der Würde des erhabenen Kunstbaues ein redendes Zeugnis zu geben.

Vier mächtige Stockwerke türmen sich übereinander auf. Das unterste wurde durch die Häuser der Ortschaft verdeckt, das zweite und dritte, dessen Kornisches von schlanken Säulen korinthischen und gemischten Stils getragen wurden, waren fast unverlezt. Das vierte Stockwerk, von leichterem Bauart als die übrigen, war zum größten Teile bereits eingestürzt. Soweit man dessen Linien noch heute verfolgen kann, war es ein im Verhältnis niedriger und schmuckloser Aufbau, der wie ein schmales Diadem das Ganze krönte.

Nach dem Frühstück trennte sich unsere kleine Gesellschaft; die zwei Herren wollten jagen gehen, während ich in Gemein-



Das Amphitheater von Aphrodisias.



schaft von Frau S. die Ruinen näher besichtigen wollte. Gegen halb 6 Uhr hatten wir an einem auf der Karte näher bezeichneten Punkte an der Straße nach Mehebda ein Rendezvous verabredet.

Das Innere des Amphitheaters war, wie ich dies vermutet hatte, bei weitem mehr zerfallen, als die Außenfront. Mächtige Schutthügel erfüllen die Arena und haben den Boden derselben um mehrere Meter erhöht, sodaß das Hauptportal, durch welches man heute in das Innere tritt, recht niedrig erscheint.

Die durchschnittliche Höhe des imposanten Bauwerks beträgt ungefähr 33 Meter, der Durchmesser des Umfassungsbaues 41,79 Meter. Es wurde von 64 hohen Arkaden umschlossen, welche heute dadurch an Ansehen eingebüßt haben, daß die Bewohner von El Djem, welche berberischen Ursprungs zu sein scheinen, sich in ihnen eingemistet und die schöne Fassade durch Flickwerk verunstaltet haben. Die Längenangabe der Arena, welche von Ost nach West läuft, ist 64,92 Meter groß, die Breitangabe, von Süd nach Nord gemessen, 52,22 Meter.\*)

Die Sitzreihen sind fast völlig verschwunden und nur einige Mäniana, hintere Sitzplätze, sind noch erhalten geblieben. Auf halbsbrecherischem Wege über niedergestürzte Mauertrümmer vermochte ich an der Südseite bis zum ersten Stockwerke vorzudringen, doch von dort war ohne Leitern ein weiterer Aufstieg unmöglich. Die breiten Treppengänge waren, soweit ich blicken konnte, sämtlich fortgebrochen. Die hohen, gewölbten Gänge, die im Erdgeschoß befindlichen Räume für die Gladiatoren und die Raubtierzwinger zeigten eine ganz ähnliche

\*) Des Vergleiches halber lasse ich hier die Dimensionen der bedeutendsten Theaterbauten dieser Zeit, Längenangabe durch den äußeren Rand gemessen, folgen: Pozzuoli 190 m, Rom 187,77 m, El Djem 148,5 m, Nîmes 132,18 m.

Einteilung, wie sie uns vom Kolosseum in Rom und anderen Theaterbauten der gleichen Epoche her bekannt ist. Das große für die Naumachien bestimmte Bassin, das man nur noch un- deutlich erkennen konnte, erregte besonders meine Aufmerk- samkeit.

Welche Hilfsbauten müssen dereinst noch ausgeführt worden sein, um in diesem, an fließendem Wasser gänzlich armen Lande während der Wintermonate die für solche Schausstellungen er- forderlichen Regenmassen aufzufangen?

Ich habe mir keine befriedigende Antwort darauf zu geben vermocht, weshalb ein solcher Prachtbau in einem weit im Innern gelegenen, kleinen Landstädtchen, wie Thyssdrus — denn dieses hat nie irgend welche Bedeutung besessen — und nicht in einer der verkehrsbelebten und volkreichen Küsten- städte, wie Leptis Minor oder Hadrumetum errichtet wurde. Die Nachrichten über die Zeit der Erbauung sind überaus ungenau, die Grundsteinlegung soll unter den beiden Gordiern, die von den afrikanischen Legionen zu Kaisern ausgerufen wurden, stattgefunden haben. Hat hier vielleicht eine kaiser- liche Laune dem kleinen Steppenstädtchen durch ein so fürst- liches Geschenk zu ungeahntem Glanz und Ruhm verhelfen wollen?

In der Nähe des Ostthores bemerkt man noch die Reste eines Wasserreservoirs, welches das große Bassin gespeist hatte, als eine etwa vier Meter hohe und 45 Meter lange Vertiefung. Sie hat die Veranlassung zu der durchaus unglaubwürdigen Sage geboten, daß ein unterirdischer Gang von hier bis zu zu dem ungefähr 40 Kilometer entfernten Mehedbia führe.

Die westliche Front des Theaters zeigt eine große klaffende Bresche. Im Jahre 1700 hatten sich aufständische Nomaden- stämme in dem noch damals festungsgleichen Amphitheater gegen die Truppen Mohammed Bey's verchanzt und es tapfer



verteidigt. Gegen die Artillerie der Regierungstruppen vermochten sie jedoch nicht stand zu halten. Die Ruinen wurden durch eine in der Westfront gelegte Bresche gestürmt, und der Bey ließ diese nach der Einnahme derartig erweitern, daß eine nachhaltige Verteidigung dieser Weste für spätere Zeiten zur Unmöglichkeit gemacht wurde.

Es war nicht zum ersten Male, daß das mächtige Römerwerk kriegerischen Zwecken gedient hatte. Eine hochinteressante Episode der nordafrikanischen Geschichte ist innig mit diesen Mauern verbunden.

Als die Araber den Norden Afrikas unterworfen hatten und den berberischen Völkern den neuen Glauben aufzuzwingen suchten, da war es eine tapfere Frauenhand, welche in den Bergen der Aures das Banner der Freiheit erhob.

Dihia oder Damia, die Tochter Tabetas, des Sohnes Enafs, war die Königin der senatistischen Djerâua und, wie uns der große Historiograph der Berber, Ibn Khaldûn berichtet, eine Anhängerin der Lehre Jehovas. Mit meisterhafter Geschicklichkeit hatte sie es verstanden, die stets durch Parteilhaber uneinigen und um den Vorrang streitenden Berberstämme unter einander zu versöhnen und für einen großen Gedanken, für die gemeinsame Erhebung vom Fremdenjoch zu befeelen. Ihr Einfluß dehnte sich schnell über die Hänge des Atlas aus, und ihre begeisterten Anhänger nannten das königliche Weib El Kahêna, die Prophetin.

Ein vom Kalifen 'Abb El Malek unter Haçan Ben Roman, dem Gassaniden, nach den Syrtenländern entsandtes arabisches Heer wurde 698 am Ued Nini durch die Scharen der Kahêna fast völlig vernichtet und die Freiheit der Berber schien gerettet. Doch kaum war der erste Erfolg errungen, so brachen auch wieder die alten Rangstreitigkeiten unter den Berber-

stämmen aus, und selbst der ganze Einfluß der Kahëna vermochte diese nicht zu unterdrücken.

Haçan, welcher sich nach Barfa geflüchtet und dort ein neues Heer um sich gesammelt hatte, war durch geheime Sendboten und besonders durch den verräterischen Rhaleb, einen jungen, vornehmen Araber, welchen die Kahëna nach der Schlacht am Ued Mini begnadigt und an Sohnes Stelle angenommen hatte, sehr genau über die Uneinigkeit im feindlichen Lager unterrichtet.

Im Jahre 703 brach er mit einem stattlichen Heere von neuem nach Westen auf. Die Kahëna, welche den Stern der Berber sinken sah, hatte sich mit dem Kern der ihr treugebliebenen Truppen in das damals uneinnehmbare Amphitheater von Thysdrus zurückgezogen und verteidigte es heldenhaft gegen das andringende Araberheer.

Ihre Umgebung bat sie inständigst zu fliehen, doch sie wies diese Vorschläge herb mit den stolzen Worten zurück: „Wer, wie ich, über Christen, Araber und Berber geherrscht hat, muß wie eine Königin zu sterben wissen.“ Eine lange, mühevolle Verteidigung des festen Platzes widersprach ihrer kühnen, unternehmenden Natur. Sie führte ihre Truppen zur offenen Entscheidungsschlacht. Eine Zeit lang neigte sich die Schale des Sieges zu Gunsten der Berber, dann fiel die Fürstin von feindlichen Geschossen durchbohrt und besiegelte durch ihren Heldentod die glänzende Laufbahn einer ruhmreichen Herrscherin.

Ihr Haupt wurde dem Khalifen 'Abd El Malek überfandt, und mit ihm sank die Unabhängigkeit der Berber in das Grab. In mythenhafter Überlieferung haben die Bewohner von El Djem bis auf den heutigen Tag die Erinnerung an das Heldenweib bewahrt, und das Amphitheater trägt als Kaçr El Kahëna (Schloß der Kahëna) nach mehr denn tausend Jahren ihren Namen.

Wir warfen einen letzten Blick auf das alte Gemäuer, den stummen Zeugen einstiger Herrlichkeit und Pracht, das heute mitleidig auf die Armut und die Not zu seinen Füßen schaut, und kehrten in den Fondük zurück, wo unsere Diener bereits den Karren beladen und die Reittiere gefattelt hatten. Wir saßen auf und zogen wohlgemut in nordwestlicher Richtung zum Dorfe hinaus, in der Hoffnung, bald wieder mit unseren beiden jagdlustigen Reisegefährten, wie verabredet, zusammenzutreffen.

Auf sehr wenigem kann man sich in der Welt mit Sicherheit verlassen, am allerwenigsten aber auf die provisorische Kartenausgabe eines erst vor kurzem aufgeschlossenen Landes. Wir waren schon über eine Stunde unterwegs, und noch war kein lebendes Wesen weit und breit zu erspähen. Wie ein Dampfschiff sein Nebelhorn, ließ ich meine Signalpfeife in kurzen Zwischenräumen ertönen, doch nirgends klang ein Gegenruf.

Inzwischen war die Sonne untergegangen, und die Dunkelheit nahm rasch zu. Frau S. war ganz untröstlich über den Verbleib ihres Gatten und machte sich nutzlos die ärgsten Besorgnisse. Als wir auf der Höhe einer Hügelwelle angekommen waren, erblickte ich zur Rechten in weiter Ferne einige Lagerfeuer. Das letzte Mittel versuchend, feuerte ich beide Läufe meiner Flinte als Signalschüsse in die Luft, und endlich, endlich — da blitzten bei den Feuern vier Schüsse nacheinander auf. Sie waren also gefunden!

Die Verbindung wurde sofort durch einen unserer berittenen Araber, der auf die Gefahr hin, sich bei der herrschenden Dunkelheit den Hals zu brechen, nach den Vermißten im Galopp entsandt wurde, hergestellt, und dann kamen schließlich auch unsere beiden Nimrode über den Bruchader gelaufen.

Schnell wurde, da wir alle ermüdet, das Lager

schlagen, abgefattelt und die obligate Erbsensuppe über das Feuer gehängt. Die Stimmung war in der ersten Stunde wenig lustig. Die Jäger hatten nichts geschossen, waren dann auf eine falsche Straße geraten, woran allerdings die mangelhafte Karte Schuld trug, und machten nun ihren Herzen durch ungerechte Wortwürfe Luft. Doch als der würzige Duft eines gefinnungstüchtigen Groggs aus dem Kessel aufstieg, da glättete sich auch die krauseste Stirn.

Der nächste Tag brachte uns recht häßliches Wetter. Ein starker Nordostwind war aufgesprungen und fegte scharf über die Ebene. Am Himmel zogen dunkle, regenschwere Wolken und bedrohten uns mit unerwünschter Taufe. Da die Jagd in den durchreisten Gegenden wider alles Erwarten unbefriedigend gewesen war, so beschloßen wir im Kriegsrat, nicht den Marsch auf Mehedä, wie erst ursprünglich beabsichtigt, fortzusetzen, sondern uns in nordwestlicher Richtung in das wildreichere Hügelland bei Zarmidän zu ziehen.

Die Landschaft, welche wir an diesem Tage durchritten, bot wenig Bemerkenswertes dar. Es waren die gleichen kahlen Höhenzüge, welche wir bereits auf dem Marsche nach El Djem kennen gelernt hatten. Gegen Mittag machten wir in einem kleinen Duär in der Nähe eines Brunnens kurze Rast und trafen gegen halb 5 Uhr in Zarmidän ein.

Einer unserer Reisegefährten hatte bereits früher die Bekanntschaft eines hier ansässigen Eingeborenen gemacht, welcher in dem von tiefen Erbspalten durchfurchten Gelände westlich von Zarmidän eine ungefähr eine Stunde vom Dorfe entfernte Hütte besaß, in der er sich mit seiner Familie während der Sommermonate aufzuhalten pflegte. In dieser wollten wir übernachten.

Nachdem wir den neuen Gastfreund im Dorfe auffindig gemacht hatten, setzten wir uns wieder in Marsch und erreichten

auf einem ganz schauerhaften Pfade, der uns bald durch tiefen Sand und bald über rauhen Felsboden, durch steilab-schüssige Gründe hinauf und hinab führte, endlich in völliger Dunkelheit den Lagerplatz.

Die Sommerresidenz des Orientalen lag in einer Thal-kehle und bestand aus einer nur wenige Meter im Geviert haltenden Höhle, welche in eine fast senkrecht abfallende Leh-mwand gearbeitet worden war. Nach vorn war dieselbe durch eine aus Olivenzweigen gebaute und mit Reisig und schilf-artigem Grafe überdeckte Hütte erweitert.

Wir brachten unser Gepäck, Flinten und Sattelzeug in der Höhle unter und richteten uns selbst ein Lager in dem luftigeren Vorraum her. Da es immer noch recht windig war, so konnten wir nicht im Freien kochen, sondern mußten das Feuer in einer geschützten Ecke der Laubhütte anfachen. Es war dies ein unangenehmer Nothbehelf; denn der Qualm des noch fast grünen Reisigs, der keinen rechten Abzug finden konnte, lagerte sich dicht im ganzen Raume und trieb uns die Thränen in die Augen.

In der Nacht erweckte mich ein Geräusch, das von dem über der Höhle gelegenen Platze, wo unsere Reittiere an-gekoppelt standen, herzukommen schien, wildes Stampfen und schriller Rosseschrei. Ich erhob mich, um nach der Ursache der Störung zu schauen. Draußen war es stockfinster, man konnte keine Hand vor Augen sehen. Ich tastete mich vor-sichtig vorwärts, plötzlich gab der Boden unter meinen Füßen nach, ich rutschte haltlos eine ab-schüssige Erdwand hinab und fühlte einen brennenden Schmerz in beiden Beinen. Wie mit tausend glühenden Nadeln stach es mir in die Haut, ich saß in einer der dichten Dornhecken, von den Arabern Sarib ge-nannt, welche von den Eingeborenen als Schutzwall um ihre Wohnstätten aufgehäuft werden und fast undurchdringlich sind.

Ich war recht leicht gekleidet; denn meine Drillichhosen, welche mir, als ich sie dermaleinst zu Weimar auf der Kompagniekammer empfangen hatte, unverwüstlich geblieben, hatten hier in Nordafrika unter den unbarmherzigen Händen arabischer und maltesischer Wäscherinnen doch ihr festes Gewebe bedenklich eingebüßt. Durch dieses drangen die spitzen Dornen wie haarfeine Nadeln hindurch, und nur unter blutigen Rissen vermochte ich mich aus der innigen Umarmung zu befreien.

Der Streit unter den Einhufern war bald geschlichtet, ein Pferd war losgekommen und hatte sich nun die Zeit damit vertrieben, die anderen Reizegenossen durch Aneifen und freundschaftliche Hufschläge zu necken. Ich fing es ein und band es recht sorgsam wieder fest, da blieb denn Ruhe für die Nacht. Mit meinem Schläfe war es jedoch so ziemlich vorüber, denn die Dornenstiche prickelten wie höllisches Feuer in der Haut. Wie vorausgesehen, war die Jagd hier etwas besser bestellt, und auf der am Vormittag angestellten Suche wurden einige Hasen und eine größere Anzahl der ausgezeichneten Steinhühner geschossen. In einem waidgerecht veranstalteten Treiben, welches jedoch hier in diesem zerschnittenen Gelände ganz unmöglich war, wäre das Ergebnis zweifellos weit besser gewesen, denn diese Gegend ist eine der wildreichsten des Sahelgebietes. Nach dem Essen verabschiedeten wir uns von unserem einfachen, aber freundlichen Gastgeber und traten unsere Heimreise nach Monastir an, das wir ohne weitere Zwischenfälle gegen Sonnenuntergang erreichten.





#### Kapitel XIV.

### Sfax und die Kerkena-Inseln.

Wenn der französische oder italienische Postdampfer die Seebe von La Goulette verläßt, um die Fahrt längs der tunesischen Ostküste durch die Kleine Syrte nach Tripolis und Malta anzutreten, so zeigt die Reisegesellschaft eine ganz andere Physiognomie, als beim Einlaufen von Marseille oder Livorno. Das europäische Element, das bis dahin ausschließlich vorherrschte, tritt zurück, und dafür füllen sich Zwischendeck und Kajüten mit orientalischen Gästen. Besonders das erstere wird von den moslemischen Reisenden bevorzugt, denn hier können sie behaglicher als in den engen Kabinen die gewohnte Lebensweise fortsetzen und auch ohne Zwang die mitgebrachten Proviantvorräte verzehren.

Das Zwischendeck erhält während dieser Fahrten ein ordentlich interessantes Aussehen und wird durch die bunte Gewandung seiner Gäste und deren mannigfachen mitgeschleppten Hausrat seiner ursprünglichen Nüchternheit entkleidet. Auf dem Boden werden bunte Teppiche ausgebreitet, an den Seiten stehen die grellbemalten Truhen, in denen die Tunesen

Kleidung und Schmutz aufzubewahren pflegen und die nun als Sitzbänke dienen, und in einer Ecke des Raumes hat ein eiferfüchtiger Gatte durch Aufhängen eines großen Häkls einen Harem gebaut, in dem er seine bessere Hälfte vor den zudringlichen Blicken fremder Reisender bewahrt.

Die jüdischen Kaufleute, auch noch vorwiegend in orientalischer Tracht oder wenigstens mit dem Fez bekleidet, wagen sich schon eher in die 2. Kajüte, während wir bei uns in der 1. Klasse einen seltenen Gast, einen tunesischen General, beherbergten, der sich aber sehr bald seemüde in seine Kabine zurückzog, um erst in Sfax wieder an der Oberfläche zu erscheinen. Es ist scherzhaft, welch einen verhängnisvollen Einfluß die Meerfahrt auf diese Orientalen ausübt. Fast aller Energie und Willenskraft schon durch die kurze Fahrt im Boot von Land an das Schiff beraubt, werden die meisten wie Warenballen von den übermütigen Matrosen an Bord gehißt und im Zweckdeck verstaut. Die Szenen, die sich dann hier bei etwas bewegter See abspielen, erlasse man mir, eingehender zu beschreiben, denn dort unten ist es fürchterlich!

Die ganze tunesische Ostküste ist für größere Schiffe hafenslos und je weiter man nach Süden vordringt, in um so größerer Entfernung vom Lande geht der Postdampfer vor Anker. Vor Souffe, Monastir und Mehedia kommen wir der Küste wenigstens noch so nahe, daß man deutlich die Stadt und das Leben und Treiben am Ufer unterscheiden konnte, als aber am zweiten Morgen der Anker in die Tiefe rasselte, da wähnte ich mich noch auf hoher See, denn in weiter Ferne zog der niedere Küstenraum und das Reiseziel hob sich nur undeutlich unterscheidbar als eine weißliche Häusermasse von See und Küste ab. Die Entfernung, in der die Maschine vor dem Lande gestoppt hatte, betrug über 4 km; weiter heranzugehen,



ist den Schiffen nicht möglich, da hier ein breiter Saum von Untiefen und Sandbänken auftritt, der die Küste des Golfes von Gabes in immer steigender Ausdehnung südwärts begleitet.

Ein kleines Segelboot führte die Passagiere in 1 $\frac{1}{2}$  stündiger, langweiliger Fahrt an Land. Von Osten her wehte eine frische Brise, die kurzen Wellen sprangen und tanzten um uns lustig herum und unser kleiner Rachen schloß sich der hüpfenden Bewegung bereitwillig an, sodaß unseren orientalischen Begleitern bald ganz grün und gelb vor Augen wurde. Da machte unser Steuermann eine ungeschickte Bewegung, eine neugierige Welle hatte nur auf den Moment gewartet und sprang sofort über Bord in die Barke mit feuchten Armen mehrere Insassen umklammernd. Auch ich hatte etwas von diesem nassen Gruße abbekommen, aber die heiße Augustsonne trug schon dafür Sorge, daß alles getrocknet war, bevor wir den Fuß an Land setzten.

In keiner tunesischen Stadt ist die Scheidung zwischen Maurenviertel und Frankenviertel, letzteres zugleich Ghetto, so scharf durchgeführt als in Sfaz. Das letztere war vor 1881 ebenso wie die eigentliche Stadt mit einer Mauer umgeben, die aber vor einigen Jahren beseitigt worden ist, um eine freiere Entfaltung der Bauhätigkeit zu gewähren und der frischen Seeluft den Zugang zu gestatten. Die drei Thore der alten Umwallung wurden bei Sonnenuntergang verschlossen und erst bei Anbruch des Tages wieder geöffnet, und unter keiner Bedingung war es Christen oder Juden gestattet, die Stadt nach Einbruch der Nacht zu verlassen. Wer verspätet von einer Reise zurückkehrte, war gezwungen, die Nacht vor den Thoren zuzubringen.

Wohl sind die Straßen des Frankenviertels geradlinig und breiter, als man sie sonst in den tunesischen Küstenstädten zu

treffen pflegt, aber durch den Mangel an Sauberkeit unterscheiden sie sich kaum merklich von jenen. In der Bauart der Häuser wechselt der süditalienische Typus mit Balkons und grüingestrichenen Fensterladen mit den niederen, würfelförmigen und fensterlosen Häusern maurischen Stils. Von der Marine führt die Hauptstraße des Frankenviertels, durch das Bâb El Diwan in die Maurenstadt. Neben dem Eingange befindet sich ein großes maurisches Kaffeehaus, das von Eingeborenen und Fremden lebhaft besucht wurde, auch ich verbrachte hier regelmäßig mehrere Stunden des Tages, denn von dem Plage aus vermochte man das ganze geschäftige Leben, das aus der Stadt nach dem Hafen und von diesem in jene zurückflutete, auf das bequemste zu überschauen und die verschiedenen Typen zu studieren.

In der Maurenstadt, die von einer 12—14 m hohen, durch runde und eckige Türme verstärkten Mauer umgeben ist und ein großes Rechteck formt, läuft ein ganz bizarres Netz von engen und winkeligen Straßen kreuz und quer durcheinander, sodaß ein Fremder kaum im stande ist, sich darin zurecht zu finden. Die überwölbten Süks sind recht ansehnlich und weisen auf eine rege Handels- und Gewerbethätigkeit hin; besonders gut ausgestattet sind der Sük El 'Attârîn (Bazar der Parfümhändler) und der Sük El Belgadjîha (Bazar der Schuhmacher). Die Schmiede bilden in Sfax eine recht stattliche Gilde und haben sich in der Nähe des Bâb El Djebli im Sük El Habbadin niedergelassen. Diese Straße erhält einen eigenartigen, dem Orient eigentlich fremden Ausdruck dadurch, daß an der Außenseite der Häuser ähnlich wie in Schweizer Bergdörfern Holzkaltane entlang laufen, die ich sonst nirgend wieder in der Regenschaft gesehen habe.

Die hervorragenden Eigenschaften der Bewohner von Sfax, der Sfaxîha, sind eine ungemaine Mührigkeit und Fleiß



Albert phot.

Sfax, vom Meere aus gesehen.



in Handel und Gewerbe, ein religiöser Fanatismus, der in letzter Zeit sich allerdings sehr gemäßigt hat, und ein scharf ausgeprägter Lokalpatriotismus, der die Sfaxina eng zusammenhalten und sich kastenartig gegen die übrigen Tunesen abschließen läßt. Schon äußerlich kennzeichnet sich der Sfaxi durch die Art, wie er seinen Turban um die *Shechia* windet. Alle übrigen Tunesen rollen das Turbantuch, bevor sie es anlegen, rund zusammen, in Sfax weicht man dagegen von dieser Regel ab und schlingt das Tuch breit um das Haupt. Auffallend häufig erblickt man hier Träger von grünen Turbanen, die eigentlich die Schürfa, die direkten Nachkommen des Propheten kennzeichnen, — man scheint es damit in Sfax nicht so genau zu nehmen — und nach der grünen ist die rote Farbe recht bevorzugt.

Es ist schwer zu erklären, wie sich diese Sonderstellung, die die Sfaxina in der Regentschaft einnehmen, herausgebildet hat, sicher muß man aber zugestehen, daß es außerordentlich tüchtige Leute sind, die es verstehen, sich auch mit den neuen Verhältnissen abzufinden. Die Stadt Sfax liegt in keiner sonderlich fruchtbaren Gegend; wenn man vor das *Bâb El Djebli* hinaustritt, ist man versucht, sie eher für eine Streusandbüchse zu halten, aber dennoch haben es die Bürger mit einem großen Aufwand an Feiß und Ausdauer fertig gebracht, in einer Entfernung von etwa 3 km von der Stadt, wo der Boden etwas besser wird, riesige Gartenanlagen herzustellen. Wie ein gewaltiger Fächer umgeben diese in einer Breite von 7—10 km die Stadt und liefern einen reichen Ertrag von Früchten aller Art. Es bleibt der Ehrgeiz eines jeden Sfaxi, hier draußen ein Stück Erde sein zu nennen, wo er mit Vorliebe die freie Zeit, die ihm sein in der Stadt betriebenes Geschäft läßt, zubringt. Jeder Garten ist mit einer hohen Hecke von *Opuntienkaktus* eingefriedigt und in seiner Mitte

erhebt sich ein kleines turmartiges Gebäude, in dem die Ernte vorläufig Aufnahme findet. Daneben ist ein Brunnen gegraben, der zwar nur magnesiumhaltiges und daher nicht genießbares Wasser enthält, aber doch der befruchtende Segenspende und Erhalter der ganzen Gartenanlage ist; denn ohne die häufig wiederholte Verieselung würde der ganze Garten elend vertrocknen und verkommen.

Der am häufigsten angebaute Fruchtbaum ist die Olive, deren Früchte in dieser Gegend ein besonders schönes und schmackhaftes Öl liefern. In weniger günstigen Jahren reicht aber der Ertrag nicht einmal aus, um den lokalen Konsum zu befriedigen, und es muß dann noch Speiseöl aus dem Sahel eingeführt werden. Die ordinären Ölarten werden ähnlich wie in Souffe und Monastir zur Seifenfabrikation verwandt, während die Treber nach Marseille ausgeführt werden.

Eine besondere Pflege wird den Mandel- und den Pistazienbäumen zu teil, deren Früchte sehr gesucht sind und von denen jährlich etwa 60 000 und 8000 kg zur Ausfuhr gelangen. Daneben findet man in den Gärten noch Äpfel, Birnen, Quitten, Aprikosen, Pfirsiche, Granatäpfel, Drangen, Citronen u. a. In jüngerer Zeit ist auch mit dem Anbau der Weinrebe ein sehr glücklich gelungener Versuch gemacht worden, gegenwärtig ist wohl eine halbe Million Reben angepflanzt. Zwischen den Bäumen wird ferner auch Getreide angebaut und verschiedene Arten von Sämereien, die in der tunesischen Küche eine vielfältige Verwendung finden, gezogen.

Es ist ein interessantes Bild, wenn gegen Abend die Bewohner von Sfax in dichten Scharen aus ihren Gärten in die Stadt zurückkehren. Die kleinen Esel sind mit Fruchtkörben oder Hausgerät schwer beladen, obenauf thront noch ein kleiner Bursche, der mit seinen großen, braunen Augen

vergnügt in die Welt blickt. Die Frauen schreiten dicht verschleiert und in den großen, weiten Häuf gehüllt hinterher und treiben das geduldige Paktier an, und zum Schluß folgt der Gebieter und Herr, der mit behaglicher Miene überrechnet, wieviel Pfaster ihm heuer die vielversprechende Olivenernte eintragen wird. Während der heißen Jahreszeit bleibt oft die ganze Familie auch nachtsüber im Grünen und schläft unter einem leichten Zelttuche, beschützt von den wachsam, langhaarigen Spitzhunden, die bei jedem verdächtigen Geräusch sofort anschlagen.

Einen großen, tief empfundenen Mangel für die Stadt bildet das gänzliche Fehlen von Brunnen oder natürlichen Quellen, die Bürgerschaft bleibt daher ausschließlich auf Regenwasser angewiesen. Im nördlichen Teile der Regentschaft wäre dies nicht besonders schlimm, da eine gewisse Regenmenge in jedem Winter fällt, anders und weit bedenklicher ist es aber hier im Süden, wo man im Durchschnitt nur etwa alle drei Jahre auf einen regenreichen Winter rechnen kann. Die Cisternen unter den Häusern der Maurenstadt sind daher auch meist so geräumig gebaut, daß ihr Inhalt, ist die Cisterne einmal wirklich gefüllt, bei mäßigem Verbrauch wohl drei Jahre ausreichen kann. Schlimmer ist es um die Bewohner der Frankenstadt bestellt. Die Häuser dieses Viertels sind auf sehr jungem Schwemmland erbaut und das schon bei 1 m Tiefe aufquellende Grundwasser verhindert ein Tieferführen der Fundamente oder gar die Anlage von Cisternen. Wollte man solche trotzdem mit Überwindung aller Schwierigkeiten bauen, so würde man doch niemals die Wände so dicht machen können, als daß eine Filtration des brackigen oder salzigen Grundwassers vermieden würde.

Die Zufassen des Frankenviertels bleiben daher auf das



Wasser angewiesen, das auf Eseln verladen mehrere Kilometer weit herbeigeführt wird. Ein um das Gemeinwohl besorgter Bürger — eine bei den Moslemn seltene Erscheinung —, dem vor allem die stete Wasserkalamität am Herzen lag, hat vor langen Jahren auf dem Plane vor dem Bâb El Djebli eine großartige öffentliche Cisternenanlage: die Masria, erbauen lassen. Das unterirdische Bauwerk besteht aus nicht weniger als 597 einzelnen Cisternen, die untereinander in Verbindung stehen und von denen jede einen Inhalt von etwa 15 Kubikmetern besitzt. In diesen Reservoirs kann in regenreichen Jahren eine ganz gewaltige Menge Wasser aufgesammelt werden, die den Bürgern nach dem Versiegen der privaten Cisternen in der Stadt unentgeltlich zur Verfügung steht. Leider hat die orientalische Saumseligkeit die gemeinnützige Anlage nicht mit der gebührenden Sorgfalt gepflegt, das Mauerwerk beginnt zu zerbröckeln, und der Boden ist wohl seit langen, langen Jahren niemals gereinigt worden.

Ein anderes, großes Sammelbecken, die Fesgia, befindet sich etwa 15 km nordwestlich der Stadt; dort ist ein kleiner periodischer Wasserlauf durch einen Dammbau aufgestaut und das Wasser wird durch zwei Klärbecken, in denen sich der mitgeführte Schlamm und Sand niederschlägt, in ein drittes großes Sammelbassin geleitet. Da dieses aber offen ist, so wird ein großer Teil des Wassers durch die Sonnenbestrahlung im Sommer verdunstet.

Zugleich mit den mancherlei Produkten, welche die nähere Umgebung der Stadt hervorbringt, wie Olivenöl, Oliventreber, Mandeln, Pistazien, Sämereien u. s. w., kommen in Sfax auch die Landeserzeugnisse der nomadisierenden Bevölkerung, Getreide und Wolle, und ein großer Teil der Dattelernte des Belad El Djerid zur Ausfuhr. Der Getreidemarkt (rahba) befindet sich am Südausgange des Frankenviertels unweit des



Meeresstrandes. Dorthin bringen die sonnengebräunten Söhne der Steppe in langen Kamelkarawanen den Ertrag ihrer Felder. Ein buntes Treiben entfaltet sich während der Vormittagsstunden auf der Rahba unter einem vor Sonne und Regen schützenden Blechdache, da wird geseilscht und gehandelt, Käufer und Verkäufer suchen einander zu übervorteilen, wo es nur geht, und oft beendet ein hitziges Wortgefecht mit aufgeregten Gestikulationen den stundenlangen Handel. Dann wird endlich das Getreide von fiskalischen Beamten gemessen, wofür eine bestimmte Gebühr zu erlegen ist, in die Säcke des Käufers geschüttet, und der Nomade knüpft den Erlös in einen Zipfel seines zerrissenen Burnus, der oft genug den gesamten Schatz seiner Garderobe ausmacht.

Neben Getreide und Wolle bringen die Nomaden aus den Hochsteppen des Innern auch gewaltige Ladungen von Halfa, den Halmen des starren Grasses *Stipa tenacissima*, die in einzelnen Büscheln weite Flächen des sterilen Bodens bedeckt, an die Küste. Das Halfagrass wird in Sfaz mittelst hydraulischer Pressen in Ballen gepreßt, mit Eisenbändern beschlagen und dann nach England und Schottland verschifft, wo es zur Papierfabrikation Verwendung findet. Von Sfaz werden jährlich etwa 10 Millionen Kilo Halfa ausgeführt, und es kommen von England spezielle Dampfer, die nur diese Ladung einnehmen.

Außer dem eigentlichen Halfa wird in den Steppen vom Juni bis zum August noch eine andere Graspflanze (*Lygeum spartum*) geschnitten, das die Araber Halfa mabûla (das verrückte Halfa) nennen. Dieses besitzt eine schmiegsame, dem Hanf ähnliche Faser und wird gleich diesem zur Anfertigung von Flechtwerk und in der Seilerei verwendet. Die Halme werden mit Holzschlägeln kräftig bearbeitet und so die ein-  
 zeln ~~einzelnen~~ von einander gelöst. In Sfaz und auf

den nahen Kerkena-Inseln hat sich eine selbständige Industrie herausgebildet, welche dieses Pflanzenprodukt verarbeitet. Ich sah daraus gefertigte Laue, Seile und Stricke in jeder Stärke, die von den das Mittelmeer befahrenden Schiffen häufig an Stelle der Hanftaue verwendet werden; denn einmal sind sie bedeutend billiger als diese und dann bewahren sie auch im Seewasser eine außerordentliche Haltbarkeit.

Am Meeresstrande sah ich, wie Wäsche in der Sonne zum Trocknen aufgehängt, an Stangen und Stricken merkwürdig gestaltete Körper befestigt. Bei näherer Prüfung erkannte ich, daß es Tintenfische waren, die nach dem Zusammentrocknen eine so eigentümliche Form angenommen hatten. Die seichten Gewässer des Golfs von Gabes sind reich an Polypen und der Fang derselben liefert so hohe Erträge, daß der einheimische Konsum sie bei weitem nicht überwältigen kann. Den größten Teil läßt man daher in der Sonne trocknen und verschifft sie dann in diesem Zustande nach Griechenland, wo die Polypen eine begehrte Fastenspeise, ähnlich wie bei uns der Häring, bilden.

Überhaupt sind die Gewässer um Sfax und die Kerkena-Inseln ungemein fischreich und bieten den Küstenbewohnern eine gute Einnahmequelle. Das edelste Produkt aber, das vom Meere hier geliefert wird, ist der Badeschwamm, zu dessen Fang in jedem Jahre eine stattliche Flottille von kleineren Segelfahrzeugen auszieht. Die Schwammausbeute an der tunesischen Küste wird von der tunesischen Regierung für einen Zeitraum von drei Jahren an den Meistbietenden verpachtet. Jahrzehnte hindurch sind diese ausschließlich Pariser Häuser gewesen, wie ja auch Paris überhaupt den Schwammhandel auf dem Weltmarkte beherrscht. Unter den vier im Golfe von Gabes gefischten Sorten (Djerbi, Kerkeni, Djirzi und Hadjemi) nimmt der vorlezt genannte Typus insoforn der Feinheit seiner Struktur die erste Stelle ein.

An dem Einsammeln der Schwämme beteiligen sich neben der eingeborenen Küstenbevölkerung auch zahlreiche sicilianische und griechische Fischer mit ihren Fahrzeugen, die sich zu dem Zweck verschiedenartiger Fanginstrumente bedienen. Wenn das Wasser nicht tiefer als 9—10 m und recht klar ist, so fischen die Eingeborenen und Sicilianer mit dem Dreizack, den sie mit geübter Hand in die Tiefe schleudern und so den Schwamm vom Grunde ablösen. In tieferem Wasser arbeiten die griechischen Fahrzeuge (Sacoleven) mit einem Gangava genannten Scharrnetz, das neben Schwämmen auch Fische, Polypen, Muscheln und alle möglichen frutti de mare an die Oberfläche fördert. Seltener kommt die Taucherglocke zur Anwendung, dagegen haben sich einige Eingeborene der Kerkena-Inseln im freien Tauchen versucht, arbeiten aber meist nur in einem 5—6 m tiefen Wasser und gehen nur ungern in größere Tiefen.

Für die gesamte Schwammfischerei des Golfes von Gabes bildet Sfaz den Mittelpunkt des Verkehrs. Hier befindet sich das Bureau des Generalpächters, hier wird der Hauptmarkt abgehalten und die Fischer, die meistens auf Vorschuß arbeiten, erhalten von hier ihre Provisionen, die sie in Waren bezahlen. Der Hafen von Sfaz wird daher immer von einer großen Zahl kleiner Boote belebt, die dicht am Ufer anlegen können, während die großen Schiffe in weiter Entfernung vom Lande vor Anker gehen müssen. Interessant ist, daß sich in diesen seichten Gewässern der Wechsel von Ebbe und Flut deutlich bemerkbar macht, die Amplitude beträgt 1,5—1,8 m, und während der Ebbezeit sieht man die kleineren, nahe dem Lande verankerten Boote auf der Flanke liegen. Ich komme auf dieses Phänomen später ausführlicher zurück.

Zu den großen Projekten, die staatlicherseits für die Zukunft geplant sind, gehört auch der Bau eines Seehafens und die Ausführung einer Eisenbahnlinie von Sfaz nach Gasfa mit

entsprechender späterer Verlängerung bis Tebessa und Anschluß an das algerische Bahnnetz. Vor der Hand schlummern diese Pläne allerdings noch in den Mappen des Ministeriums, denn zu ihrer Ausführung gehört Geld und sehr viel Geld. Trotz der besten Finanzwirtschaft und des sich stets steigenden Ertrages ist die Regentschaft für den Augenblick noch nicht fähig, so schwere Lasten auf die Schultern zu nehmen, zumal das Budget durch den kürzlich vollendeten Hafen von Tunis und den noch im Bau begriffenen Hafen von Bizerte stark in Anspruch genommen ist.

Wie schon mehrfach erwähnt, nehmen die Bewohner der nahe gelegenen Kerkena-Inseln an der Küstenschiffahrt und dem Fischereibetriebe in der Kleinen Syrte einen sehr lebhaften Anteil. Die insulare Lage ihrer Heimat führte sie ebenso wie die Bewohner von Djerba schon frühzeitig auf das Meer, und die reichen Fischgründe, welche die Inselgruppe umgeben und eine ergiebige Ausbeute bieten, lockten sie besonders hinaus, wenn der Boden nur kärgliche Nahrung bot.

Die aus zwei größeren Inseln und mehreren kleineren Eilanden bestehende Gruppe gehört ihrem geologischen Aufbau nach dem nahe gelegenen Festlande an und ist von diesem erst in sehr junger Zeit durch einen Grabeneinbruch, den Kerkena-Kanal, von jenem abgetrennt worden. Die Inseln bilden den aufragenden Teil einer ausgedehnten submarinen Tafel, die gen Osten und Nordosten weit in das Meer hinausragt. Diesem Charakter entsprechend sind die Inseln ganz flach und niedrig und steigen nur wenige Meter über den Meeresspiegel auf, sodaß man das Land erst in größerer Nähe vom Schiffe aus bemerken kann.

Der nördlichen großen Insel, die den eigentlichen Namen Kerkena führt und eine gezackte, buchtenreiche Küste besitzt, sind mehrere kleinere, durch das Meer abgegliederte Eilande vorgelagert: im Osten die Insel Grembi, sowie einige kleinere

Riffe, im Norden die Inseln Rumedbia und Hermedbia und im Westen die kleinen Eilande Cesnu und Sharmedbia. Die südliche Insel Dzira (auch Cegira, die Kleine, genannt) hat eine dreieckige Gestalt, und ist von der Insel Kerkena durch einen kleinen, seichten Kanal getrennt, der in römischer Zeit durch eine solide Steinbrücke überwölbt war. Die Zeit und die Wellen haben jetzt das Bauwerk vernichtet, nur die Trümmer seiner massiven Pfeiler sind noch sichtbar. Ein großer Teil der Inseln wird von Sandflächen, in denen verdunstende Salzpflanzen und Lagunen (Sebtha) eingelagert sind, eingenommen, der Rest des Landes ist ziemlich fruchtbarer Boden, der mit Dattelpalmen bepflanzt ist und mit Getreide bestellt wird.

Die Bewohner der Kerkena-Inseln sind ein sehr biederes, offenes und gastfreies Völkchen von hoher Intelligenz und außerordentlicher Regsamkeit und Fleiß. Während die Männer einen großen Teil des Jahres über draußen auf dem Meere sind, bestellen die Frauen die Felder und beschäftigen sich in der Hausindustrie mit Weberei und der Herstellung von Halsflechtereien. Die bedeutendste Ortschaft auf Dzira ist Melita mit etwa 1900 E., auf der Insel Kerkena sind von größeren Siedelungen zu nennen: Ramla mit ca. 2500 E., El Attaha mit ca. 2000 E. und Sherki mit ca. 1900 E., alle im südlichen fruchtbaren Teil der Insel gelegen. Die Kerkenesen, deren Vorfahren noch vor nicht zu weit zurückliegender Zeit das Mittelmeer durch kühne Piratenzüge unsicher machten, sind heute zu ehrlichen Bürgern geworden. Ihre Redlichkeit und Zuverlässigkeit habe ich auf mancher Fahrt in der Kleinen Syrte erproben können.



## Kapitel XV.

### Das Belad El Djerid.

Der felsige Knotenpunkt der saharischen Atlastette, die schroffen Berge der Aures entsenden in östlicher Richtung eine Reihe von Ausläufern, welche sich allmählich verflachend das zentral- und südtunesische Bergland bilden.

Der bedeutendste dieser Bergzüge, der 1440 m hohe Djebel Bû Djellâl, tritt südlich von Tebessa als Djebel Tamezmîda auf tunesisches Gebiet über und streicht anfangs in östlicher, dann in nordöstlicher Richtung unter verschiedenen Namen mit Gipfelhöhen von 1200—1600 m weiter. Durch 12 bis 15 km breite Hochsteppen, das Belad Dokha und das Belad Kagerin, von diesen Bergen getrennt zieht im Süden eine zweite Höhenlinie der ersten parallel, welche von Westen nach Osten laufend das Plateau von Feriâna im Norden umsäumt und sich von hier gen Nordosten wendet. Südlich dieser Kette dehnt sich bis zum Berglande von Gasqa eine öde, unfruchtbare, von Steingeröll und Sanddünen erfüllte Tafel, welche nur in ihrem östlichen Teile von Djebel Sidi 'Alîh (1089 m) und dem Djebel Suënia (680 m) durchschnitten wird.

Das Bergland von Gasça wird durch zwei niedere Höhenzüge gebildet, welche westlich der Dase in einem spitzen Winkel aufeinander treffen und das Belad Duâra mit der Sebka Ed Dâza zwischen sich einschließen. Östlich der Dase von Gasça setzt sich der vereinte Höhenzug als Djebel Orbata fort, welcher eine Höhe von 1170 m erreicht und sich wieder in zwei Zweige gabelt, in einen nordöstlichen, den Bergzug des Djebel Bâ Bellâl im Gebiete der berberischen Mâd Senêd, und einen östlichen, das Bergland von El 'Ahaïsha, an welches sich von Südwesten her der 1050 m hohe Djebel Berba heranzieht. Im Süden dieser Berggruppen breitet sich eine der in ganz Nordafrika häufigen Landdepressionen, Sebhas, auch Shotts genannt, welche jedoch nirgends in einer so bedeutenden Ausdehnung auftreten, als hier am Rande der Sahara. Diese tiefe und breite Mulde nimmt in der Höhe von Biskra ihren Ursprung und zieht eine größere Anzahl durch schmale Isthmen getrennter Shottbecken bildend in einer Länge von etwa 375 km in östlicher Richtung bis in die Nähe des Gestades der Kleinen Syrte bei Gabes.

Die drei hervorragendsten Teile dieser langgestreckten Niederung sind der Shott Melgîr, 50 km südlich von Biskra in der Provinz Constantine, der Shott El Garfa auf der algerisch-tunesischen Grenze und der Shott El Djerid im Süden des Berglandes von Gasça. Im Norden wird der letztere durch eine Kette niedriger vielnamiger Hügel umschlossen, welcher auf der Südseite des Shott El Fedjêdj, der langgestreckten östlichsten Ausbuchtung des Shott El Djerid, der steil aufsteigende, zackige Djebel Lebâga parallel zieht. An den Fuß desselben lehnt sich die fruchtbare Dasengruppe der Mezâna, und jenseits derselben erheben sich die beweglichen Sanddünen der Sahararegion.

Die Höhenzüge be- sich

vornehmlich aus kretazeischen Kalken, bunten Mergeln, Gipsen und Dolomiten zusammen, welche an vielen Stellen von tertiären Schichten bedeckt werden. Die zwischen ihnen eingeschlossenen Plateaus, welche sich besonders nördlich und südlich der Dase von Gafsa ausbreiten, sind traurig öde und vegetationslose Landstriche. Schon Callust\*) giebt eine noch für die heutige Zeit zutreffende Schilderung dieser Gebiete. Das Land um die Dase war auch zu seiner Zeit eine ungeheure Wüstenei, unbaut, wasserarm und von Schlangen erfüllt, deren Kraft durch Mangel an Nahrung und noch mehr durch Durst, wie bei allen wilden Tieren, zu wachsen schien. Nur unter großen Entbehrungen und unter Aufbietung aller moralischen Kraft vermochte Marius sein Heer durch diese Wüsten zu führen und die Überrumpelung von Capsa (Gafsa) ins Werk zu setzen.

Die Vegetation des tunesischen Südens ist überaus dürftig; das heiße, trockene Klima und der Mangel an Wasser steht einer reicheren floristischen Entwicklung entgegen, welche desto armseliger wird, je weiter sich der Reisende der Sahara nähert.

Die Bergzüge nördlich von Feriâna sind noch mit dem die Landschaft des ganzen westlichen Mittelmeerbeckens charakterisierenden immergrünen Strauchwalde, den maquis, bedeckt, welcher sich aus Myrten, Cistrosen, Mastixbäumen, niederen Azazien, Wacholder- und Zudendornsträuchern zusammensetzt. Die aus weißem Gips und rotem Dolomit bestehenden Felsen des Südens starren nackt und kahl in sengender Glut.

In den weiten Steppen östlich der Berggruppen sprießt die genügsame Halbpflanze (*Stipa tenacissima*), welche selbst aus dem ausgetrocknetsten und dürresten Boden genügende Nahrung aufzunehmen weiß. Zwischen den Grassbüscheln

---

\*) De bello Jugurthino, Kap. 89.



zerstreut blühen *Artemisia campestris*, *Artemisia herba alba*, Rosmarin, Thymian und ein Gamander, *Teucrium chamaepestis*. Im Frühjahr schmückt sich die Steppe mit den gelben Blüten der *Passerina hirsuta* und auf weiten Flächen mit dem blau-blühenden *Convolvulus tricolor*, welche von fern gesehen leicht das Trugbild einer ausgebreiteten Wasserfläche hervorzurufen vermögen.

Die tiefausgewaschenen Betten der im Sommer trockenen Vießbäche, welche häufig die Steppe durchschneiden, zeigen eine lebhaftere Vegetationsentwicklung. Auf ihrer Sohle und den steilen Hängen wachsen prächtig blühende Oleander, Tamarinden, Ginsterbüsche, Lentisken, Wacholder, *Zizyphus vulgaris* und *Cedrus atlanticus*.

Das Belad Thala, die Hochsteppe zwischen dem Djebel Bellil und dem angeblich goldhaltigen Djebel Bû Hedma im Norden und dem Berglande von El 'Hajsh im Süden ist reich mit Stämmen der gummispendenden *Acacia tortilis* bestanden, welche nach Pelissier\*), der zuerst von ihrem Vorkommen Nachricht gab, hier geschlossene große Wälder bilden. Diese Behauptung ist stark übertrieben; denn B. Mayet, welcher diese Gegenden im Frühjahr 1884 bereiste, berichtet\*\*), daß die Bäume, welche hier und dort Gruppen von 15 bis 20 Stämmen bilden, weit zerstreut und oft 50 bis 100 m voneinander entfernt stehen. Sie erreichen eine Höhe von 10 m und einen Umfang von 2 bis 3 m; in ihrer Krone nisten unzählige Sperlinge (*Passer hispaniolensis*), und die Beduinenstämme bedauern das von den Bäumen beschattete Land.

Der Boden der Thala bildet an manchen Stellen eine wahre Prärie; die auch hier vorherrschende Pflanze ist das

\*) Description de la Régence de Tunis. Paris 1853.

\*\*) Voyage dans le Sud de la Tunisie. Paris 1887.

Halbgras, dazwischen blühen eine weiße Anthemis, die starre Rose von Jericho (*Astericus pygmaeus*), eine ockergelbe Ringelblume (*Cladanthus arabicus*), die weiße *Statice Thouini* und die rosenrote *St. pruinosa*.

Auf den Hochebenen des Inneren sind *Peganum hermala* und *Limoniastrum Guyonanum* die ständigen Begleiter des Reisenden. Die erstere ist giftig und besonders von den Karawanen gefürchtet; frisst ein Kamel davon, so verendet es gewöhnlich schon nach einigen Stunden. Das *Limoniastrum* ist unschädlich und sehr salzhaltig und wird von den Tieren gern abgeweidet.

In dem wildreichen Belad Segi, südlich der 'Aghaishaberge sproßt außer diesen noch das aromatische *Geranium arborescens* und eine der Kapflora angehörige Pflanze *Apherantes Guyoniana*.

Um die Shottbeden wachsen niedere, bläuliche Salsolaceen, dazwischen vereinzelt Tamarinden, Gebüsche von *Anabasis*, *Limoniastrum* mit roten Blüten und *Atriplex halimus*. Die Landschaft wird immer öder, bis die Wüstenregion alles Pflanzenleben tötet. Sir Hayfair vergleicht die Sahara nach Herodot sehr hübsch mit „einer Pantherhaut von Sand, hier und da mit eingestreuten Dafen, aber dennoch überall Unfruchtbarkeit und Barbarei zeigend“\*).

In diesen Dafen konzentriert sich das Leben der Sahara-bewohner, sie sind die Häfen in dem weiten Sand- und Felsmeer, und zwischen ihnen entwickelte sich jener bis tief ins Herz des Sudans greifende Handels- und Karawanenverkehr. Den vornehmlichen Reichtum und die Erwerbsquelle dieser grünen Eilande bilden die Dattelpflanzungen. Hier ist das

---

\*) The Mediterranean Sea in den Proceedings of the Royal Geographical Society. London 1890.

eigentliche Paradies der Dattelpalme, welche nirgendwo anders so köstliche Früchte reift. Sprudelnde Quellen berieseln ihr Wurzelwerk, und die majestätische Krone badet sich in feurigem Sonnengold. Das farbenreiche Blattwerk wechselt von tiefstem Grün zu brennendem Rot, durchhaucht mit hellgrünen, gelben und orangefarbenen Tinten.

Für den Dasenbewohner ist dieser Baum unentbehrlich, wie die Kokospalme für den Südseeinsulaner und das Bambusrohr für den Chinesen. Der Stamm ist das einzige Holz, welches ihm zum Bau seiner Häuser und der zahlreichen Brückenstege über die Bewässerungsgräben dienen könnte; die Blattwedel (djerid) werden zur Herstellung von Federn und Hürden verwendet; die Pachtäfel sind mit den elastischen Fasern, welche den Fuß des Stammes bedecken, gestopft; der breite Teil der Blattstiele dient als Maurerkelle oder den Wäscherinnen als Schlegel\*); die Matten und Körbe, welche hier einen allgemeinen Gebrauch finden, sind aus den Blattfasern hergestellt; der Saft wird unter dem Namen lagmi getrunken; die Frucht (tomör) endlich bildet den Hauptbestandteil der Nahrung. Der Mensch ißt das Fleisch derselben, das Dromedar verzehrt die Kerne.\*\*)

Nach Angabe der Araber giebt es nicht weniger als 70 deutlich von einander unterscheidbare Varietäten der Dattelpalme; die geschätztesten und zuckerreichsten Arten sind: Deglat En Nür, Matâta, Agiûa, Djerba, Rhadhûri, Kenta, Arefhti und Ammâri.

\*) In Nordafrika wird die Wäsche von den eingeborenen Frauen nicht mit den Händen gewaschen, sondern mit den Füßen getreten und mit diesen Palmeschlegeln geklopft, als schmutzlösendes Mittel wird an Stelle von Seife eine thonige Erde benutzt; es gehört natürlich ein sehr festes Gewebe der Stoffe dazu, um eine solche Behandlung vertragen zu können.

\*\*\*) V. Mayer. Voyage dans le Sud de la Tunisie. Paris. 1887.



Der goldgelbe, transparente Deglat En Mâr des tunesischen Belad El Djerid ist die köstlichste Dattelfrucht, welche ich je genossen, und wird nach meiner Ansicht in Geschmack und Güte von keiner Dattel eines anderen Landes erreicht. Im Schatten ihrer auf hohem, schlankem Schaft sich wiegenden Blattkronen gedeihen alle Arten von Fruchtbäumen prächtig. Die Aprikosenbäume erreichen hier eine Höhe von 10 bis 12 m und einen Umfang von 2 bis 3 m. Die Stämme der Feigen-, Mandel- und Orangenbäume werden fast ebenso stark, die Citronen-, Apfel-, Pflaumen- und Granatbäume bleiben zwar hinter diesen Maßen zurück, entwickeln sich aber auch üppiger als sonst an der Küste oder in Europa. Gigantische Weinreben schlingen sich um die Palmenstämme und formen zwischen ihnen ein wahres Lianendickicht.

Die von den Nasenbewohnern angebauten Getreidearten sind Weizen, Gerste, Mais und Saubohnen; hierzu treten verschiedene Sämereien (Fenchel, Kümmel, Koriander, Hirse u. a.) und in Gärten Melonen, Wassermelonen, Kürbisse und mancherlei Gemüse.

Das Tierleben zeigt in den nur von vereinzelt, nomadifizierenden Stämmen durchstreiften Bergländern und Steppen keine eigenen Arten und Formen. Hier konnte sich ungestörter eine reichere Raubtierfauna erhalten, als es in den volkreicheren und mehr bebauten Gebieten von Nordtunis und der Ostküste möglich war. Löwe und Panther sind zwar glücklicher Weise recht seltene Gäste aus den algerischen Wäldern, der Gepard streift nördlich nur bis in die Berge der Nejsaûa am Südrande der Shotts, aber der zierliche Serval, von den Franzosen chat tigre genannt, ist die, wenn auch nicht sehr zahlreiche, so doch im ganzen Gebiete am häufigsten beobachtete Katzenform, welcher sich noch die Felis Libyca, die angebliche Stammutter unserer Hauskatze, zugesellt.

Das gemeinste Raubtier ist der Schakal, seltener, aber doch fast überall anzutreffen, die gestreifte Hyäne, während der großohrige Fennek oder Wüstenfuchs (*Canis cerdo*) sich mehr auf den Rand der Wüste beschränkt. In seiner Nähe finden wir den Wüstenigel (*Erinaceus deserti*), in den Bergen dagegen einen anderen, auf langen Springbeinen stehenden Insektivoren, *Macroscolides Rozeti*, und ein zahlreiches Heer von Nagern: Stachelschweine, Hasen (*Lepus aegyptius*), Springmäuse (*Dipus aegyptius*) und den Gondi der Araber (*Otodactylus Gundi*). Die Bergthäler und besonders das wildreiche Belad Segi werden von kleinen Trupps anmutiger Gazellen belebt, südlich der Shotts äsen die noch zierlichere *Gazella minuta* und die stattliche Mendes-Antilope (*Antilope Mendes* oder *Addax nasomaculatus*), von den Arabern Bû Abdas genannt. Auf den Gipfeln und schroffen Wänden der höchsten Berge führt der Musflon (*Ovies Tragelaphus*), der Arûi der Araber, ein überaus scheues Dasein; derselbe trägt an Kehle, Brust und Knien eine lange, weißliche Mähne und hat deshalb von den Franzosen den Namen *Mouflon à manchettes* erhalten. Ein seltenes Wild ist der hin und wieder in diesen Gegenden durchziehende numidische Hirsch, welcher sich aber wegen des Mangels an Wäldern hier niemals lange aufzuhalten pflegt. Derselbe soll nach Duveyrier in den großen Akazienwäldern der tripolitaniſchen Sahara zwischen Murzuk und Gadames keineswegs selten sein, und jedenfalls berühren die Hirsche nur tunesisches Gebiet, wenn sie in der Brunnzeit eine Wanderung in die algerischen Eichenwälder antreten.

Das Wildschwein, etwas kleiner an Gestalt als die europäischen Schwarzkittel, ist überall gemein, da es von den Arabern, denen sein Fleisch als unrein gilt, selten gejagt wird. Einzelne Berberstämme in den Bergen, die es über-

haupt mit den Korãnsãtzungen nicht so genau nehmen, sollen auch dieses Geschenk Allahs durchaus nicht verschmãhen.

In den Felsklüften und an den Steilwãnden der Dolomiten horsten verschiedene groÙe Geier- und Adlerarten: der Gãnse- und Nasgeier, in Kolonien am hãufigsten, seltener der Kõnig der Lüste, der mãchtige Lãmmergeier, dann über das ganze Bergrevier verstreut der Steinadler, der Bonellische und der Zwergadler, Rõtel-, Felbegg-, Wespenfalken u. a. m. Aus den Reihen der krãhenartigen Võgel finden wir den einsamen, scheuen Volkkraben (*Corvus corax*), die maurische Elster, den gemeinen Star, den Einfarbstar, und diesen schlieÙen sich die Blaurãke (*Coracias garrula*), der schõngezeichnete, metallisch glãnzende Bienenfresser (*Merops apiaster*) und der in ganz Tunis hãufige Wiedehopf, von den Arabern tobib genannt, an.

In der Steppe leben verschiedene Steinschmãherarten (*Saxicola deserti*, *leucomela* und *cachinnans*) und am Wüstenrande seltene Lerchenarten, die Knacker- oder Falkenlerche (*Rhamphocoris Clot-Bey*), die *Certhilauda desertorum* und die von unserem Landsmann Kõnig neu beobachtete *Alaemon Margaritae*. Von jagdbaren Hühnervõgeln trifft der Reisende in den Bergthãlern und den Hochsteppen das Klippenhuhn (*Caccabis petrosa*) und das Sandflughuhn (*Pterocles arenarius*), ferner zwei Trappenarten: die Zwergtrappe (*Otis tetrax*) und die Kragentrappe (*Otis houbara*).

Eines seltenen, kostbaren Vogels, der noch in diesem Jahrhundert in diesen Gegenden durchaus nicht selten war, jetzt aber fast ganz ausgerottet ist, will ich hier noch Erwãhnung thun. Der StrauÙ war ein stãndiger Bewohner dieser weiten Steppen, doch die Gewinnsucht der eingeborenen Jãger hat ihn weiter in die Sahara zurückeritten, und nur hin und

wieder verirrt sich ein kleiner Trupp der scheuen Tiere in das Belad El Djerid.

Eine sehr hervorragende Stellung in der Fauna des sonnenverbrannten, südtunesischen Steppengebietes nehmen die Schlangen ein. Ich nenne hier von den am häufigsten vorkommenden Arten *Periops algira*, *Periops parallela*, *Psammodphis sibilans*, *Chatacleis diadema*, *Coelopeltis productus*, *Echidna mauritanica*, *Echis carinata* und die besonders gefürchteten, sehr giftigen *Naja Haje* und *Cerastes cornutus*, die gehörnte Viper, welche letzteren beide von den orientalischen Gauklern zu Schaustellungen benutzt werden.

Von anderen Reptilien sind erwähnenswert: die überall häufige Perleibechse, *Lacerta ocellata*, der zwischen Felsen lebende Stachelschweif *Uromastix acanthinurus*, *Agama inermis*, *Tropudocalotes Tripolitanus*, ein seltener Gecko, *Euprepes Savignyi*, *Eremias pardalis* und *Acanthodactylus Savignyi*. Die grüne Kröte, *Bufo viridis*, zeigt durch ihren Ruf süßes Wasser in der Steppe an, während die weniger wählerische *Bufo Mauritanica* auch brackische Gewässer bewohnt. In ihrer Gesellschaft finden wir häufig *Emys leprosa* und auf den Berghalben *Testudo Ibera*.

Die Gewässer der Sahara und die Thermalquellen der Oasen besitzen einen interessanten Reichtum an kleinen Fischen. Die Piscinien zu Gasqa sind mit Scharen des 2 bis 3 Zoll langen, dunkelgrünen *Chromis Desfontainei* erfüllt, welcher ein recht schmackhaftes Fleisch besitzt. In anderen Gewässern leben noch zwei weitere Arten *Cyprinodon calaritanus* und *C. cyanogaster*, dazu von Krabben *Palaemon varians* und *Telphusa fluviatilis*. Nicht selten ereignet es sich, daß bei dem Bohren von artesischen Brunnen Fische, Krabben und auch Schnecken durch die Wasserfäule emporgeschleudert werden, welche seltsame Erscheinung das Vorhandensein einer Ver-

bindung der unterirdischen Wasserbecken mit den Quellen und Bächen auf der Erdoberfläche annehmen läßt \*).

Das Land um die Shotts mit den Oasen und die Berge, welche dieselben im Norden umschließen, waren im Mittelalter unter dem Namen Kastilien bekannt, und der Shott El Djerid hieß Sebthä Fira'un (etwa Salzsee des Pharao?). Heute gehört dieses Gebiet zum größten Teile dem Contrôle civil von Tozeur (arabisch Tôzer) an und zerfällt in acht Kâibate.

Das Gebiet zeigt keine einheitliche Besiedelung, sondern gliedert sich in mehrere Oasengruppen, in welchen sich die bedeutendste Bevölkerung angesiedelt hat.

Die bedeutendste unter ihnen, die Oase von Tôzer, das alte Thysurus, ist der Sitz der Kantonsbehörde und zählt etwa 9000 Einwohner, welche verschiedenen Stämmen angehören, vorwiegend berberischen Ursprungs sind und wie in dem gesamten Gebiete um die Shotts sich vielfach mit der äthiopischen Rasse vermischt haben. Die Oase, welche durch drei Bäche, den Ued Bergûga, den Ued El Messhera' und den Ued Sebbâla bewässert wird, zerfällt in acht Ortschaften: Tôzer, Bit Sheria, Belad El Haddar, Karaûi, Djihim, Abbas, Sidi Bâ Vifa und Tebabsa. Der Bestand an Dattelpalmen beträgt gegen 350 000 Stämme, unter welchen 13 000 Deglat En Mâr. Die Frauen beschäftigen sich mit dem Weben feiner Wollstoffe, welche einen großen Ruf im ganzen Magrib genießen.

Die Handelsbeziehungen von Tôzer erstreckten sich einst nach Tunis, Gabes, El Ued, Biskra, Tebessa und Gadames. Heute haben die Tôzener den Unternehmungsgeist verloren,

---

\*) Von Kobelt auch bei Batna in Algerien beobachtet. Reise-Erinnerungen aus Algerien und Tunis. 1885. S. 355.



der sie einst auf die transsaharischen Handelsstraßen führte. Der Verkehr mit den Haussastaaten wird nicht mehr von ihnen selbst unterhalten, und auch die Verbindung mit dem näher gelegenen Gadames wird durch die Karawanen dieser Stadt oder durch Nomaden vom Stamme der benachbarten Refzâua hergestellt. Gegen Beginn des 10. Jahrhunderts war es anders. Damals zogen auf der großen Linie, welche Warglä als Ausgangspunkt in der Sahara hatte und auf welcher ein bedeutender Handelsverkehr zwischen Tunesien, Algerien und Nigritien stattfand, stattliche Tözener Karawanen, welche selbst bis nach Gôgo in Nigritien vordrangen.\*)

Nach der französischen Okkupation von 1881 hat Tözer wieder mehr an Leben gewonnen. Seine Haupteinnahmequelle bildet der Ausfuhrhandel der Dattelfrucht, deren beste Sorten einen hohen Ruf bei den französischen Südfruchthändlern genießen. Auf dem täglich zu Tözer abgehaltenen Markte werden vielfach Datteln gegen aus dem Norden eingeführtes Getreide und aus Europa bezogene Manufakturwaren eingetauscht.

Etwas 24 km westsüdwestlich von Tözer liegt gleichfalls am Nordrande des Schott El Djerid hart an der algerischen Grenze die Oase von Nafta, das Aggarfel Nepte der Römer. Die Dattelpflanzungen zählen ungefähr 200 000 Stämme, welche eine Bevölkerung von etwa 9500 Seelen ernähren. Der durchschnittliche Ertrag der Palmen beziffert sich auf 332 000 kg Deglat und fast 7 Millionen kg gewöhnlicher Datteln (Horra u. s. w.).

Die Stadt zerfällt in mehrere Quartiere: Es Sük, die City, im Herzen der Stadt, mit den Markthallen, Zebba, 'Algema, Bauhet Geddila, Beni 'Ali, Bauhet Sibi Salem

\*) H. Duveyrier, La Tunisie. 1881

und Zauinet El Ûm 'Aâda. Die Bevölkerung gehört in der Hauptsache fünf Stämmen an, Shorfâ, Beni 'Ali, Mega'aba, 'Algema und Zebba, welche die nach ihnen benannten Stadtviertel bewohnen.

Im Norden von Tôzer erhebt sich am Rande des Shott El Garfa in einer Entfernung von etwa 12 km die kleine Dase von El Hâmma mit einer Bevölkerung von nur etwa 900 Einwohnern. Von den vier Ortschaften Mehâreth, Megaïba, El 'Erg und Kemlât ist letztere die bedeutendste. 54 000 Palmenstämme, darunter i. B. wenige Deglat, haben ihre Wurzeln in den hier reichlich aus dem Boden sprudelnden Thermalquellen, welche sich zu einem kleinen, in den Shott El Garfa strömenden Ued vereinen. Der Aufstieg von Süden her ist ziemlich steil; starre, zeriffene Felsen, die letzten Ausläufer des Djebel Tarfaûi stehen hier an, am Fuße derselben rieselt eine Quelle.

Im Norden des Shott El Garfa liegen in steilen Schluchten und Felsthälern an den Hängen des Djebel Bliji drei kleine Berberkolonien, Shebika mit 400 Seelen und 800 Dattelpalmen, Lamergha auf einer Felskuppe zwischen dem Ued Bliji und Ued El Monji in dem tiefen Thale der Rhanga Fûmm En Nâs mit 900 Einwohnern und 800 Dattelpalmen und im Norden das kleine, armselige Midâs an der algerischen Grenze mit etwa 200 Einwohnern und einer kleinen Datteldase.

Der letzte, große Dasenkomplex, das Belad El Ubiân oder Dase von Tâgiûs, liegt auf dem Isthmus zwischen dem Shott El Djerid und dem Shott El Garfa, etwa 20 km nordöstlich von Tôzer, und enthält Pflanzungen von etwa 185 000 Dattelpalmen und 25 000 Olivenbäumen. Seine vorwiegend berberische Bevölkerung zählt gegen 4500 Köpfe und bewohnt sechs Ortschaften. Degâsh, der Sitz des Kâids, Zauinet El

'Arab, der religiöse Sammelpunkt der Dase, Borgân, Mâd Mâdjed auf einem kleinen Hügel, Sebâda und das große Dorf Keris. Hier sollte nach dem Koudaireschen Projekt der Verbindungskanal zwischen dem Shott El Djerid und dem Shott El Garfa gegraben werden. Außerdem mündet hier der schmale, nur mit Gefahr zu passierende Pfad, der Trif El Udiâna ein, welcher aus dem Gebiet der Refzâna über die trügerische Salzkruste des Shott El Djerid nordwärts führt, und von welchem Ch. Tissot eine ausführliche und treffliche Schilderung gegeben hat.\*)

Der bekannte Reisende brauchte zur Durchquerung dieses Salzbeckens, das die arabischen Schriftsteller bald „mit einem Teppich von Kampher oder Kristall, bald mit einer Fläche flüssigen Metalls“ vergleichen, neun Stunden und beschreibt in packender Weise in seinen Reiseerinnerungen den aufregenden, gefahrvollen Ritt, welchen er in vollem Vertrauen auf seine ortskundigen, eingeborenen Führer im Jahre 1857 ausgeführt hat.

Südlich des Shott El Djerid, von den Hochplateaus der Matmâta im Osten und der Sahara im Westen und Süden eingeschlossen, sitzen die stark mit Negerblut, den Resten der nach Norden vorgebrungenen, äthiopischen Rasse vermischten Refzâna, ein Zweig der Luatischen Berberfamilie.

Die Bevölkerung dieser Dasegruppe wird auf etwa 15 600 Köpfe geschätzt, welche sich von Ackerbau, Viehzucht und den Erträgen von 278 110 Dattelpalmen und 5600 Olivenbäumen ernähren. Der Hauptmarkt der meist sesshaften Refzâna befindet sich in Kebilli, wohin auch die Nomadenstämme dieser Region ihre Viehherden zum Verkauf treiben. Die Refzâna

---

\*) La Tunisie. (Revue Africaine.)

bewohnen 40 Ortschaften, von denen ich als die bedeutendsten Bauinet El Debâbscha, Fatnâssa, Um Es Comâ'a, El Gelâ'a, Tombâr, Tombib, El Bordj, Mançâra, Tillimin, El Geçar, El Ra'abi, Geta'âya, El Bellidât, Qabriya und Dûz nenne.

Der Boden ist im allgemeinen recht fruchtbar, doch die Bevölkerung nicht dicht genug, um die natürlichen Hilfsquellen des Landes voll auszunutzen zu können. Das Klima ist in diesen hart am Rande der Sahara gelegenen Landstrichen recht heiß, doch die vielen Quellen und Wasserläufe schwächen den schädlichen Einfluß der glühenden Sonne auf die Vegetation merklich ab.

Die Neçzâua vermitteln, wie oben bemerkt, den Handelsverkehr zwischen dem Belad El Djerid und den Sahara-Däsen Gadâmes und Gât und treiben in regenreichen Wintern wie die Urganma und Djibâlia ihre Viehherden südlich in die Sahara bis zum Bir El Merhotta.

Den Süden des Neçzâualandes und das magere Belad El Dhahar, welches den Übergang zur Sahararegion bildet, durchstreifen sechs arabische Nomadenstämme, sämtlich der hilalischen Gruppe angehörig; sie bilden einen scharfen Gegensatz zu den sesshaften Berberfamilien des Landes. Die Merâzig, El 'Abhâra, Gorib, Mhel Go'ûb und Es Sola'a leben in friedlicher Gemeinschaft mit ihren Nachbarn, während die glücklicherweise nur schwachen Ulâd Da'gûb ein verwegenes Raubritterleben führen und den Saharakarawanen großen Schaden zufügen. Sie zerfallen in drei Horden, die Ulâd 'Azz, die El Metâshera und die Ulâd Seba'a.

Im Osten wird dieses Gebiet durch die Wohnsitz der Djibâlia und die Weidegründe der Urganma abgeschlossen\*).

Das Gebirgsland im Norden der Shotts wird von dem

\*) Näheres über letztere Stämme siehe S. 279 ff.

alten Utan von Gasfa umschlossen, welche durch die neue administrative Einteilung nach der französischen Okkupation in das zivile Kâibat und das militärische Commandement Supérieur von Gasfa zergliedert wurde.

Die Hauptstadt dieses Distriktes liegt in einer öden, mit Steingeröll und Sanddünen bedeckten Hochebene auf dem rechten Ufer des fast stets ausgetrockneten Steppenflusses Ued Baiësh. „Inmitten endloser Wüstenstriche lag eine große und mächtige Stadt, Namens Capsa, als deren Gründer der libysche Herkules genannt wurde,“ so schrieb der Darsteller des Jugurthiniſchen Krieges\*); der uns so manche wertvolle Aufzeichnung über Land und Leute des Karthagerlandes hinterlassen hat, und seine Worte sind bis auf den heutigen Tag zutreffend geblieben. Aus dem mächtigen Oppidum ist ein kleiner, mit Ruinen erfüllter Flecken geworden, doch die wüste Steppe ringsum erschwert den Zugang, wie zu Marius' Zeiten.

Plinius nennt Capsa eine freie Stadt; in christlicher Zeit war sie der Sitz eines der in Nordafrika zahlreichen Bischöfe und unter Justinian die militärische Residenz eines dux\*\*). Der ersten arabischen Invasion leistete Gasfa einen verzweifelten Widerstand, und sie war eine der letzten Städte im Djerid, welche erst im Jahre 669 durch Okba Ben Nafa den Christen entrisſen wurde.

Die moderne Stadt, welche mit den Trümmern des alt-römischen Capsa erbaut ist, wird von der mit Schloßthurm, krenellirten Mauern und Bastionen versehenen Citadelle, der Kaçba, beherrscht und bietet, von grünen Palmen umrauscht, dem durch die eintönige Steppe herziehenden Wanderer einen reizvollen, pittoresken Anblick.

\*) Sallust, De bello Jugurthino. Kap. 89.

\*\*\*) V. Guérin, Voyage archéologique dans la Tunisie. Paris 1862. I. S. 284 u. f.

Figner, Tunis.

Das Baumaterial der niedrigen Häuser mit flachen Dächern besteht, wie fast überall im Süden, aus den Stämmen der Dattelpalme und Kalk oder Gips. Andere Bauhölzer, wie man sie oft in den Küstenstädten antrifft, konnten der Schwierigkeit des Transportes wegen bis hierher nicht übergeführt werden.

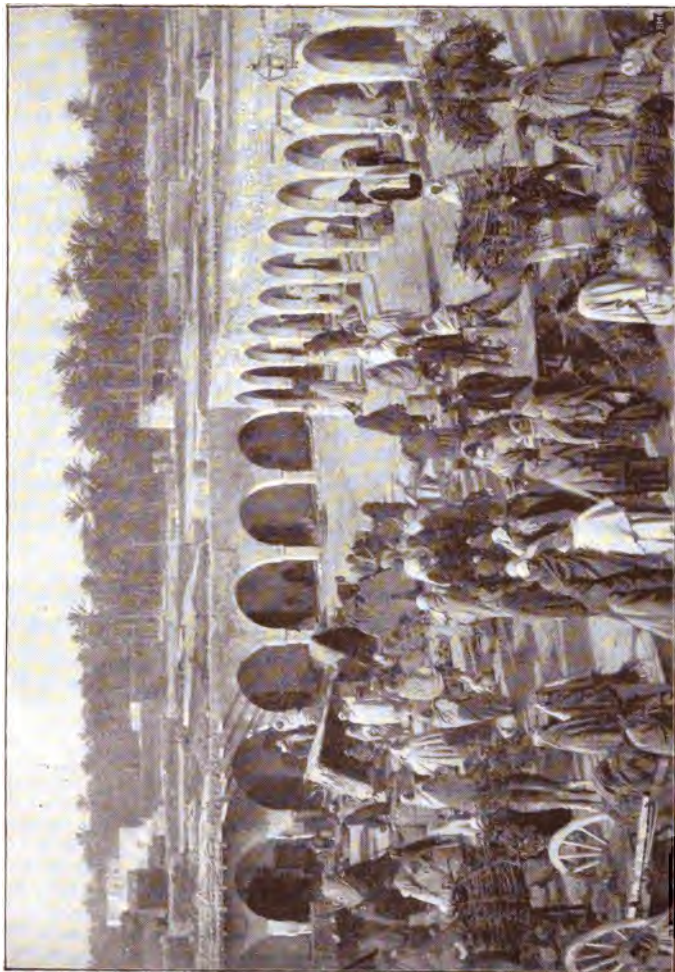
Die am besten erhaltenen Ruinen römischer Kulturepoche sind die von warmen Thermalquellen (27 bis 29° C.) gespeisten Piscinien, welche noch heute den Gasfanern als Badebassin dienen. Eins derselben befindet sich in der Kaçba, während die drei größten, von der gleichen Quelle durchströmten Becken: Termil El Bey (Thermen des Bey), Termil Er Kebjal (Thermen der Männer) und Termil En Nessâ (Thermen der Frauen) nebeneinander in der Stadt liegen.

Außer der Kultur der Dattelpalme blüht eine lebhafte Gewerbtätigkeit in der Stadt, welche die grellgefärbten Wolldecken herstellt, die einen nicht unwesentlichen Teil der orientalischen Hauseinrichtung bilden. In den Bazars der Hauptstadt sah ich oft Händler, welche sich nur mit dem Vertrieb dieser gesuchten Fabrikate beschäftigen.

Unter der etwa 3500 Köpfe starken, vorwiegend malekitischen Bevölkerung befinden sich nach Rebatel und Tirant\*) 25 % Juden, deren Frauen sich durch große Schönheit auszeichnen.

In dem Gebirgsland um Gasça liegt auf steilen Bergkuppen, wie Adlerhorste an die Felsen geklebt und zum Teil troglodytenartig in das Gestein hineingearbeitet, eine Anzahl kleiner berberischer Siedelungen, die wie Inseln aus der Flut der sie in den Thälern und Hochebenen umschließenden Nomadenstämme arabischer Abstammung aufragen. Die be-

\*) Voyage dans la Régence de Tunis (Tour du Monde).



*Albert phot.*

**Markt in Djakarta (Batavia).**





deutendste derselben ist El Gettar, auf der Straße nach Gabes, mit 1800 Einwohnern, die übrigen: Sibi Mangûr, El Kçar, Lâfa, Bû Amran und Mabjûra zählen nur wenige Hundert Seelen.

Die nomadisierende Bevölkerung dieser Gebiete besteht vorwiegend aus Horden der hilalischen Ulâd Hamâmma. Wohlberitten und bewaffnet haben die Hamâmma oft die Sicherheit des Landes gefährdet und die friedlicheren, sesshaften Nachbarn erzittern gemacht. Selbst heute nach vierzehn Jahren französischer Besetzung bildet Viehdiebstahl mit bewaffneter Hand eine Lieblingsbeschäftigung derselben. Die Hamâmma bestehen aus mehreren größeren Gruppen, den Ulâd Ma'mera, Ulâd Rabuân, wieder geteilt in Ulâd Selâma und Ulâd 'Ali, Ulâd 'Azîz u. a.

Die Antagonisten der arabischen Hamâmma sind die berberischen Beni Sid. Um diese beiden großen Stämme gruppieren sich alle die kleineren Horden, die als Wanderhirten das Land durchziehen. Vor der französischen Okkupation standen die beiden Parteien in unveröhnlicher, grimmer Fehde einander gegenüber. Sie waren die Welfen und Waiblinger des afrikanischen Nordens.

Die berberischen Beni Sid mit ihrem Anhang suchten die erbangestammte Freiheit ihrer eingeseffenen Stämme mit Aufbietung aller Macht zu erhalten, während die Hamâmma in kluger Politik, es stets mit dem Stärksten zu halten, die Unterstützung des regierenden Bey erbaten und diesem zur Eintreibung der Steuern bei ihren Erbfeinden gelegentlich hilfreiche Hand boten, wiewohl diese scheinbare Unterwürfigkeit unter das Geßel sie durchaus nicht hinderte, recht illegale, gewaltthätige Handlungen gegen ihre Nachbarn zu unternehmen.

Der Kampf der Welfen, hier Baffia genannt, und Waib-

linger-Mfimia dauert im geheimen ungestört fort, wiewohl die französische Staatsgewalt dem Unwesen nach Kräften zu steuern sucht. Trotz aller offizieller Versicherungen einer absoluten Ruhe und Sicherheit im Lande sieht man hier noch oft genug Staubsäulen zum Himmel emporsteigen, Zeichen, die den benachbarten Duârs den Einfall räuberischer Horden ankünden und zur Wachsamkeit mahnen.

Lange Jahre werden noch dahingehen, bis auch diese allen Rechtes und aller Obrigkeit spottenden Beduinenstämme, die wohl hin und wieder ihre scheinbare Untermwürfigkeit bekunden, zu ehrbaren, friedlichen Ackerbauern und biederen Viehhirten geworden sind.





## Kapitel XVI.

### Süd-Tunesien und die tripolitanische Grenze.

Der äußerste Süden der Regenschaft Tunis zerfällt in zwei deutlich unterscheidbare Teile: 1. die unbewohnte Wüstenzone der Sahara (arabisch Qahāra) im Westen und 2. das mit berberischen Nomadenstämmen bevölkerte Bergland mit der diesem nach der Syrte zu vorgelagerten Ebene im Osten.

Die Sahara, deren Gebiet am Südrande der großen Schottbecken beginnt, hat am Fuße des steilen Djebel Lebāga, östlich des großen Schott El Djerid, noch einer kleinen, fruchtbaren Thalmulde Raum gegönnt, welche von den Stämmen der Mād Nefzāua bewohnt wird.

Südlich dieser Dase, welche einen Palmenwald von nahezu 280 000 Stämmen besitzt und auf deren Wochenmärkten zu Rebilli, Dūuz, Djemma' und Bordj El Manqūr während der Erntezeit ein ziemlich lebhafter Handelsverkehr stattfindet, heben die Dünen der Wüstenregion an, deren Nordrand noch eine Reihe von Brunnen: Bir Zembla, Bir Tefgia, Bir Tuil,

Bir Mohammed, Bir Zummit u. a. umsäumt, und töten alles organische Leben.

Das östliche Bergland beginnt in dem vorerwähnten Djebel Lebâga, welcher den langgestreckten Shott El Fedjedj im Süden umschließt und sich dann zu einer 40—50 km breiten Masse unregelmäßig gruppiert Bergzüge in südlicher Richtung ausdehnt. Seine bedeutendsten Erhebungen sind der Djebel Matmâta (525 m), Djebel Tujân (637 m), Ref Msemfen oder Djebel Demer (756 m), Djebel Duirât und auf tripolitaniſchem Gebiete der Djebel Kalât. Von hier aus wendet sich der Gebirgszug nach Osten und zieht fast parallel zur Küste ungefähr unter dem 22. Breitengrade als Djebel Refâça weiter.

Zwischen diese Gebirgszüge und den Küstencand der Syrte schiebt sich von Süden her keilförmig eine Ebene, welche den bequemsten Zugang zum Magreb bildet. Durch dieses Völkertor strömten zu wiederholten Malen die wilden Horden arabischer Eroberer, um die glänzenden Errungenschaften abendländischer Kultur auf afrikanischem Boden zu vernichten und die blühenden Fluren *Byzantiums* und der Zeugitana mit Feuer und Schwert in wahnwitziger Zerstörungswut in öde Wüsteneien zu verwandeln.

Von geringer Fruchtbarkeit, fast wasserlos dehnen sich diese Ebenen der Vorwüste in trostloser Gleichförmigkeit von Gabes bis zur tripolitaniſchen Grenze aus. Die starre Halfpflanze (*Stipa tenacissima*) bedeckt meilenteit den ausgedörrten Boden, und nur mit Mühe finden die kleinen Herden vereinzelter Nomadenfamilien eine magere Weide.

Gegen das Gebirge hin wird der Boden besser; hier und in den Bergthälern, welche von kleinen Wasseradern durchzogen sind, weiden zahlreiche Herden von Dromedaren, Schafen und besonders Ziegen, und auch die Pflugſchar durchfurcht den ertragfähigen Grund, der in regenreichen Jahren mit Gerste

und Weizen bestellt wird. Um die wenigen ständigen An siedelungen, die Kçâr, herum haben die Berber, die sich fast überall als tüchtige Gärtner gezeigt haben, einen dichten Kranz von Baumpflanzungen gezogen, in denen Oliven, Orangen, Mandarinen, Citronen und Feigenbäume bei einiger Pflege vortrefflich gedeihen.

Die Hauptmasse der Bevölkerung, welche diese weiten Gebiete erfüllt, gehört der großen, mächtigen Familie der berberischen Urgâmma an. Sie sind eine der wenigen tunesischen Triben, welche sich von jeder fremden Beimischung rein zu halten vermocht haben und sich noch heute scharf in Körperbau und Kleidung, Sitten und Gebräuchen, Staatsverfassung und Religion von den sie umgebenden arabischen und arabisch-berberischen Stämmen unterscheiden.

Die Urgâmma sind ein trotziges, jeder Neuerung oder zivilisatorischen Bestrebung feindlich gesinntes Volk, welches, demokratisch verwaltet, nach eigenen schriftlich oder traditionell überlieferten Gesetzen von selbstergewählten Richtern gerichtet, ein teils sesshaftes, teils nomadisierendes, freies Leben führt. Zu dem tunesischen Staate stehen sie nur in tributärem Verhältnis. In Wirklichkeit haben weder die früheren Beyn, noch jetzt nach der Okkupation die Franzosen in diesen sonnen durchglühenden Länderstrichen festen Fuß zu fassen vermocht. Der Jahrestribut von 160 000 tunesischen Piaſtern (ca. 80 000 Mark) mußte oft erst mit Waffengewalt beigetrieben werden, und niemals waren die Urgâmma, mit Ausnahme des Kçâr von Duirât, zur Zahlung der in Tunis üblichen Kopfsteuer zu zwingen.

Ihrer inneren Einteilung nach gliedern sich die Urgâmma in drei große Gruppen: die Kçâr, die Tuazîn und die Uðerna, deren jede wieder aus mehreren Stämmen zusammengesetzt ist.

Die Kçâr, d. h. die Bewohner eines Kçâr, eines be-

festigten Hauses, sitzen im Norden des Landes und zerfallen in Harársa, Nebuntán, Auaiá, Gumrássen, Ulád Nun Alláh und Eth Themer. Ihre Märkte sind das Dorf Kçar Um Eth Themer, in welchem sich eine französische Garnison befindet, und Belad Kebira (arabisch die große Stadt), letztere im Gebiete der Gumrássen, auf denen besonders Schafe und Schaafwolle zum Verkauf gebracht werden.

Die Tuazín, welche von den Stämmen der Muddenín, Ulád Bú Bid, Ulád Khalifa und Ulád Hámeh gebildet werden, durchstreifen die Steppen im Centrum des Landes bis an die Halbinsel 'Akkara. Ihr Hauptmarkt, überhaupt der bedeutendste Platz für den Tauschverkehr der unabhängigen Nomadenstämme des ganzen Südostens, befindet sich in Kçar Muddenín wenige Kilometer südöstlich von Kçar Um Eth Themer.

Die dritte Gruppe, die Udêrna, denen die Ulád Harðaii, die Burgán, die Abábsa, die Ulád Debbáb, die Degágera und Ulád Djellidát angehören, sind vornehmlich Nomaden und besitzen das breite Steppenland bis zur tripolitaniſchen Grenze. Die bedeutendste Ortschaft in diesem Gebiet, welche einen täglichen Markt besitzt, ist Kçar Bení Bárka an den Hängen des Djebel Abiad (Weißer Berg).

An den Grenzen des Gebietes der Urgámma siedeln ferner noch eine Anzahl berberischer Völkerschaften, welche zum Teil in einer Art Hörigkeitsverhältnis zu den Urgámma stehen und wohl gleich diesen senatſischen Ursprungs sind. Es sind dies im Norden die den Kçars benachbarten Ulád Matmáta, welche in den schwer zugänglichen Felsthälern des zerklüfteten Berglandes ein halbwildes Troglodytenbſein führen. Die bedeutendsten, wenn auch überaus kümmerlichen Dorfsiedelungen in diesem Gebiete sind Tâmazret, Beni Zellen, Haddêſh, Zeraúa und Tujân. Die Matmáta treiben Ackerbau und Viehzucht und widmen dem in ihrem Gebiete weitverbreiteten

Feigenbäume, dessen getrocknete Früchte einen willkommenen Tauschartikel bieten, eine ganz besondere Pflege.

Auf der Höhe des Gebirges nach Süden zu folgen diesen die ihnen stammverwandten, aber kulturell höher entwickelten Djibälia, welche um den Stock des Djebel Demer herumsitzend den drei Kabilen von Kerméssa, Sheninni und Duirät angehören.

Die Djibälia treiben etwas Industrie und besonders Gartenbau. Während der Regenzeit bringen sie in mehrmonatlicher Wanderung mit ihren Herden oft tief in das Dahargebiet der Sahara ein, an deren Rande sie ihre ausgedehnten Getreidefelder bestellen. Die Djibälia sind von weit mehr zugänglicher und friedfertiger Natur, als die vorerwähnten Völkerschaften. Ihre Handelsbeziehungen führen sie, ähnlich den Mozabiten, weit umher, und oft kann man sie in den Straßen der Hauptstadt Tunis als Händler, Lastträger oder Arbeiter antreffen. Ihr bedeutendster Markt ist Duirät im äußersten Süden, ein von blühenden Gärten dicht umgebener Ort mit einer Bevölkerung von ungefähr 8000 Seelen.

Wenden wir uns nun von den Bergen der Küste zu, so finden wir als östliche Nachbarn der Tuazin auf der Halbinsel 'Akkara einen Stamm gleichen Namens, der gemeinhin als Zweig der Urgamma gilt, aber doch wohl, wenn auch mit diesen innig verwandt, von ihnen richtiger als selbständig abzugliedern ist. Die sesshaften und betriebsamen Akkara bilden das Bindeglied zwischen den vorerwähnten Djibälia und den Djeräba, den Bewohnern der nahen Insel Djerba, zwischen welche sich die wilden, ungebändigten Urgamma in der Ebene eingeschoben haben.

Den fruchtbarsten Teil der Halbinsel bildet die nähere und weitere Umgegend von der an der Ostküste gelegenen Stadt

Barzīs (arabisch Dzirzīs), der letzte militärische Posten an der Küste und bekannt durch die ertragreichen Schwammgründe, welche im Auftrage französischen Kapitals durch griechische Taucher ausgebeutet werden. Die Stadt ist der äußerste Punkt nach der tripolitanischen Grenze zu, in welchem europäische Kaufleute ansässig sind, welche sich dem Einfuhrhandel widmen, dann aber alle mehr oder weniger bei den Schwammfischereien, welche vom Mai bis zum September, und vom November bis zum März betrieben werden, interessiert sind. Fast der gesamte Ertrag geht nach Marseille und Paris, und nur etwa zwei vom Hundert bleiben in der Regentschaft, um den einheimischen Bedarf zu decken.

Die 'Affara sind ein ackerbautreibendes Volk, welches sich auch besonders mit der Pflege des Olivenbaumes und der Dattelpalme beschäftigt, und sein Besitz an Pflanzungen wird auf ungefähr 60 000 Olivenstämme und 4000 Palmen geschätzt. Selbst der Anbau des Weinstockes ist hier von gutem Erfolge begleitet gewesen, und so scheint sich auch dieser Kultur eine günstige Zukunft zu eröffnen.

Mit der gleichfalls von verwandten Völkern, den Djeräba, bewohnten Insel Djerba steht die Halbinsel 'Affara durch eine gut gangbare Furt von ungefähr 12 km in Verbindung.

Ihrem friedlichen Charakter gemäß haben die 'Affara der französischen Okkupation nicht den geringsten Widerstand entgegengesetzt, während ihre mächtigen Nachbarn, die Urgamma, noch heute in völliger Unbotmäßigkeit verharren und die umliegenden Siedelungen auf ihren Raubzügen brandschatzen.

Die von der tunesischen Regierung im Gebiete der letzteren ernannten Khalifas und Scheichs und selbst die kirchlichen Beamten, die Kādi und Müfti, sind ohne jeden Einfluß und werden durch die demokratischen Einrichtungen, welche sich die Stämme selbst gegeben haben, ersetzt.



Im *Mhād*, einem großen Volksthing, welcher alle erwachsenen männlichen Glieder eines Stammes umfaßt, wird unter dem Vorſitz des *Sheith-Urf*, eines hochangesehenen, rechtskundigen Stammesgenossen, über das Wohl und Wehe des Clans beraten, Krieg und Friede beſchloſſen, Streitigkeiten geſchlichtet und Urteile gefällt. Die Ausführung der letzteren liegt dem *Sheith Shartia* ob, einem Ausermählten aus der Schar der jungen Mannſchaft, dem der *Shauh Shartia* zur Seite ſteht. Sein gewöhnlichſtes Amt iſt der Vollzug der *Keffära*, in welchem Falle er von dem Verurteilten eine vom *Mhād* als Sühne beſtimmte Anzahl Vieh beizutreiben, daſſelbe ſofort zu ſchlachten und das Fleiſch unter die Angehörigen des Stammes zu verteilen hat. War das Sühneobjekt ein zu geringes, ſo werden nur die Greiſe, die ſchwangeren Frauen und die Kinder mit einem Anteil bedacht.

Der Rechtfprechung liegt nicht, wie bei den Arabern und arabifierten Berbern, die Geſetzgebung des *Korän* zu Grunde, ſondern wie bei allen reinen *Imazigen* die des *Kanūn*, der ihnen von ihren Altvordern in teils mündlicher, teils ſchriftlicher Überlieferung gekommen iſt.

Die verſchiedenen *Mhāds*, ungefähr zwanzig an der Zahl, ſind wiederum durch gewiſſe Regeln zu einem großen Bunde vereint, der aber bei der großen Rivalität der einzelnen *Kabilen* untereinander ein nur überaus lockeres Gefüge beſitzt.

Wie ſchon eingangs erwähnt, iſt ein Teil der *Urgamma* ſedentärer Natur und hat ſich nach Berberweiſe auf hohen, faſt unzugänglichen und uneinnehmbaren Felſkuppen angeſiedelt. Dieſe Burgen, *Kçür* genannt, bilden die Hauptſtärke der *Urgamma*; ſie dienen der nomadifiierenden Bevölkerung als Zufluchtsſtätte im Falle eines Krieges und zur ſicheren Aufbewahrung der Getreideernte.

Dieſe Dorfanelagen ſind ſämtlich von runder Form und

bieten eine der eigenartigsten Erscheinungen nordafrikanischer Bauart. Die Häuser, welche wie die Treppenpyramiden der aztekischen Motis und Sunis aus mehreren isolierten Stockwerken bestehen, besitzen ihren Zugang von dem freien, runden Plage inmitten des Dorfrings und bilden eng aneinander schließend mit ihrer Hinterfront die Verteidigungsmauer des Ortes. Als Baumaterialien dienen Gips und die Stämme der Dattelpalme, und das angesehene Bauhandwerk wird von einer in sich geschlossenen Innung ausgeübt.

Das oft gewölbte Erdgeschöß wird als Handwerksstätte oder Stall für die Haustiere benutzt, der zweite und dritte Stock wird von den Besitzern bewohnt, und darüber befinden sich noch in einem oder zwei weiteren Stockwerken die Getreidespeicher. Den Ausgang zu den einzelnen Etagen bildet eine sehr unregelmäßig an der Vordermauer angelegte Steintreppe, welche von Unkundigen nur mit großer Vorsicht erstiegen werden kann. Im Falle eines Angriffs können sich die Verteidiger von Stockwerk zu Stockwerk zurückziehen und mit Leichtigkeit den einzigen, schwierigen Zugang verteidigen.

Eiserne Schlösser an den Thüren sind unbekannt, ihre Stelle vertritt ein kompliziertes System von Holzriegeln, welche nur vermittelt einer mit mehreren Einschnitten versehenen Holzlatte, welche den Dienst eines Schlüssels versieht, zurückgeschoben werden können.

Das Kçar ist der Sammelort der ganzen nomadifizierenden Kabila während der Erntezeit; der kleinere Bruchteil der Bevölkerung bleibt nach Beendigung der Erntearbeiten als Wächter der Kornspeicher zurück und erhält hierfür vom Stamme einen gewissen Sold. Da der Ackerbau nicht einen gleichmäßigen Ertrag liefert und in sehr trockenen Jahren kaum die Ausfaat zurückgewonnen wird, so hat man zu diesem Mittel greifen müssen, um im Notfall nicht vom Äußersten

entblößt zu sein. In den Gebirgen an der tripolitanischen Grenze sollen die Nomaden ihre Getreidevorräte in natürlichen Felshöhlen aufbewahren, wie ja auch ihre nördlichen Nachbarn, die Matmâta, noch in solchen wohnen.

Zur römischen Zeit scheint der Stand der Kultur auch hier ein ziemlich hoher gewesen zu sein; darauf deuten außer den Ruinen, welche sich im ganzen Gebiete zerstreut finden, besonders die in engen Felsstülpeln angelegten Wehre und Steindämme hin.

Diese Bauten halten während der Regenzeit das von den unbewaldeten Berggipfeln in jähem Laufe herunterströmende Wasser und die von diesem mitgeführte Erde auf, so daß sich nach und nach auf dem nackten Felsboden eine starke Alluvialschicht gelagert hat, auf welcher fruchtbare Obst- und Gemüsegärten angelegt worden sind, die noch heute von den Berbern sorgfältig gepflegt werden.

Wie bei fast allen Bergvölkern, so finden wir auch hier einen reichen, von Mund zu Mund überlieferten Schatz von Sagen und Legenden, von denen ich eine der anmutigsten hier folgen lasse, welche so recht den Unterschied der arabischen und berberischen Auffassung und Denkweise ins Auge springen läßt, welche letztere sich hinsichtlich der Stellung des Weibes schon fast mehr der christlichen nähert.

„Ein Krieger vom Stamme der Urgamma liebte sein Weib mit aller Glut seines Herzens, mit einer Liebe, die das Grab zu überdauern scheint. Als er in den Krieg zog, da ließ er die Einziggeliebte schwören, ihm nicht nur während seiner Abwesenheit, sondern selbst dann, wenn er im Kampfe fallen sollte, nach dem Tode die Treue zu bewahren. ‚Ich setze Vertrauen in dich,‘ sagte er, ‚aber als Unterpand übergebe ich dir die Aufsicht über meine Stügis\*‘. Nimm ihre Leine

\*) Windhund, zur Gazellenjagd benutzt, bei den nordafrikanischen Völkern das Symbol der Treue.

in deine Hand und gib diese unter keinerlei Umständen frei.' Die junge Frau leistete den Schwur mit ganzer Seele. Den Krieger verschlang die wogende Schlacht, er fiel mit durchbohrter Brust. Als man der Witwe die Trauerbotschaft brachte, zerfloß sie in Thränen. Doch als nach einiger Zeit ein junger, schöner Mann des Stammes der Witwe tiefe Traurigkeit durch süße Liebeständelei zu zerstreuen suchte, da wandte sich ihr Herz. Sie lauschte seinen Liebeschwüren, ward sein Weib und — ließ die Slägis. Vergessen war der Schwur, doch nicht von ihr gelöst.

„Als sie gestorben war, da klopfte sie an die Pforte des Paradieses, um Eintritt zu begehren. Freudestrahelnd kam ihr der erste Gatte entgegen: ‚Sei willkommen, Herzgeliebte; aber,‘ so fragte er stuzend, ‚wo hast du die Slägis?‘ Da antwortete die Witwe nicht, sie verhüllte ihr Antlitz, stieg zur Erde nieder und durchirrt nun in Gestalt eines kleinen Vogels, Hadjaja, die Witwe, genannt \*), bis auf den heutigen Tag die Wüste und pfeift den Slägis.“ \*\*)

Trotz dieser von einer höheren Moral, als wir es bei den Arabern gewohnt sind, durchdrungenen Empfindung ist das Leben der halbwilden Nomaden von Raub, Mord und Plünderung erfüllt.

Die Unsicherheit von Leib und Eigentum ist in diesen Gebietsteilen überaus groß und wird noch besonders dadurch erhöht, daß die einzelnen Kabilen wegen der sich ewig wiederholenden Viehdiebstähle in fast beständiger Fehde miteinander liegen. Für einzelne Reisende ist es einfach unmöglich, das Land zu durchziehen, und selbst größere, gut bewaffnete Karawanen müssen sehr auf ihrer Hut sein, mit Sicherheits-

\*) Eine Art Saxicola, Steinschmäger.

\*\*\*) Nach B. Mahet.

maßregeln marschieren und nachts einen beständigen Wacht-dienst unterhalten, da die Uzgámma sich selbst an überlegene Gegner heranwagen und diese durch eine plötzliche Über-rumpelung, welche sie, mit dem Gelände wohlvertraut, trefflich zu inscenieren wissen, niederzuwerfen suchen. Im günstigsten Falle werden die Reisenden nur ausgeplündert, leisten sie Widerstand, aber meist niebergemegelt.

Es ist fast unglaublich, daß in einem Lande, welches Frankreich nun schon über ein Jahrzehnt besetzt hält, noch derartige anarchische Zustände bestehen können. Es befinden sich kleine, militärisch besetzte Posten in Barzís, Kgar Um Eth Themer, Zatahuín und Duirát, aber diese genügen bei weitem nicht, um nur die Hauptstraßen des Landes sicher zu stellen. Der Posten in Barzís vermag nicht einmal die Affara vor den Übergriffen der räuberischen Nomaden zu schützen. Je mehr man sich der tripolitanischen Grenze nähert, desto mehr wächst die Unsicherheit. Hier an der Grenze, deren Scheidelinie von den Anwohnern niemals recht anerkannt wurde, liegt der Kampfplatz der Uzgámma und der tripolitanischen Muail. Die Viehdiebstähle, welche die einzelnen verwandten Stämme schon stets gegenseitig in den Sattel bringen, nehmen hier ganz andere Dimensionen an, und es wäre für eine der interessierten Mächte ein überaus Leichtes, aus den hieraus entstehenden Grenzverletzungen den entsprechenden Nutzen zu ziehen.

Von französischer Seite war nach erfolgter Okkupation der Ued Fessi als Grenzlinie angenommen worden, zu welcher Annahme sie besonders durch die trügerischen Angaben der Uzgámma verleitet worden waren. Später eingeleitete Untersuchungen ergaben, daß das tunesische Gebiet sich zum mindesten bis zum Ued Mogta erstreckt, da das Küstengebiet bis zu diesem Flusse von den Affara mit Getreide bestellt wurde und

auch die vorliegenden Schwammbänke von tunesischen Fischern ausgebeutet wurden, ohne daß von der türkischen Regierung je ein Einspruch dagegen erhoben worden wäre. Danach beginnt also die Grenze bei Ras Adjir, folgt dem sekhartigen Bette des Ued Mogta in südlicher Richtung und wendet sich dann am Schareb Zuaüda südwestlich, um nördlich über Uezzän, einem tripolitanischen Kgar, fortlaufend den Saharafluß Ued Djenain zu erreichen.

Gelegentlich einer im Oktober 1886 von Seiten der französischen Regierung ausgeführten hydrographischen Vermessung in der Kleinen Syrte hätte es beinahe zu einem politischen Konflikt geführt, als die französischen Kriegsschiffe „Linois“ und „Etendard“ ihre Vermessungsarbeiten vor Bordj Bibän und Ras Adjir begannen.

Um alle unliebsamen Zwischenfälle von vornherein zu vermeiden, hatte der Führer der Expedition den besonderen Befehl erhalten, die hydrographische Aufnahme nicht über das tunesische Gebiet hin auszudehnen. Da nun die Grenze von der Regierung zu Tunis selbst nicht genau angegeben werden konnte, so hatte man sich in Harzis mit eingeborenen Führern versehen, welche die Gebietsteile bis zum Ued Mogta als zum tunesischen Staate gehörig bezeichneten. Die Vermessungskommission errichtete also auf Ras Adjir eine Landmarke und begann ihre Aufnahmen zu machen.

Wenige Tage darauf erschien ein türkischer Aviso im Auftrage des Pascha von Tripolis, der an den französischen Chef die Anfrage richtete, ob er nicht glaube, die Grenze überschritten zu haben, und ihn gleichzeitig benachrichtigte, daß von Tripolis aus Truppen auf dem Landwege abgerückt seien, um jede Grenzverletzung nötigenfalls mit Waffengewalt zu verhindern. Der französische Kommandant erklärte, daß er sich laut Aussage der Akkara auf tunesischem Boden befinde, berichtete sofort

über den Zwischenfall nach Tunis und erhielt von dem Ministerresidenten bestimmte Weisung, die von Biban bis Ras Abdjr gesetzten geodätischen Zeichen unter allen Umständen aufrecht zu erhalten.

Der französische Konsul in Tripolis machte darauf bringende Vorstellungen beim Pascha, und dieser ließ die bereits abmarschirten Truppen in die Garnison zurückrufen.

Seit dieser stillschweigenden Anerkenntnis von Seiten der Türkei wird Ras Abdjr als Demarkationspunkt betrachtet. Es handelt sich hier in erster Linie für Frankreich und die Regentschaft weniger um das sandige, unfruchtbare und von aufrührerischen Stämmen bewohnte Hinterland, als vielmehr um die Sicherung der sehr einträglichen Schwamm- und Korallenbänke, welche hier der Küste vorgelagert sind.

Heute sind die Augen Europas voller Spannung auf diese öden Landstriche gerichtet. Die endgültige Teilung der Süd- und Ostküste des Mittelmeers unter die europäischen Großmächte ist anerkanntermaßen in kürzerer oder längerer Frist als sicher bevorstehend zu betrachten, und es drängt sich uns nun unwillkürlich die Frage auf: wird Italien nach dem unwiederbringlichen Verluste von Tunis den richtigen Augenblick zu treffen wissen, um die Hand auf Tripolitanien und die Cyrenaika zu legen, oder sollte ihm das mächtige Frankreich auch hier wieder unter Benutzung einer der Rhumeïr-Affaire ähnlichen Streitigkeit von Grenzstämmen zuvorzukommen suchen? Die Gelegenheit wäre fast günstiger, als sie 1881 in Tunis gewesen ist.





## Kapitel XVII.

### Allgemeine Landeskunde.

#### Lage, Begrenzung und Umriss.

Die Regentschaft Tunis, zwischen 32° und 37° 20' n. Br. und 6° und 9° ö. L. von Paris gelegen, bildet den östlichen Abschnitt der Atlasländer, dieser zwar politisch in drei Reiche geschiedenen, jedoch in Bodenbau und Klima, in Flora und Fauna, in ihrem landschaftlichen Charakter und der Zusammensetzung ihrer Bevölkerung innig verbundenen und ein einheitliches, unzertrennbares Ganzes bildenden Gebiete.

Mit einer geometrischen Figur verglichen besitzt Tunisien etwa die Gestalt eines von Nord nach Süd gestreckten Rechteckes, dessen Nord- und Ostseiten vom Mittelländischen Meere bespült werden, während die Westseite die politische Landesgrenze zwischen Tunisien und Algerien bildet und die Süd- (und Südost-) Seite das Weideland der tunesischen Nomaden von dem der algerischen und tripolitaniſchen Wüstenstämme scheidet.

Die im stillschweigenden Übereinkommen mit der türkischen Regierung anerkannte Grenzlinie gen Südosten beginnt am



Kâs Adjir, läuft von hier südwärts im trockenen Bette des Ued Mogta, dann in dem des Rhâûi Smeïda aufwärts und wendet sich in der Nähe des Bir 'Ali Margii angelangt nach Westen, so das Gebiet von Uazzen im Norden umschließend. Am Ued Djenehyen biegt die Grenze wieder nach Süden ab und erreicht in leicht konvexer Ausbuchtung hinziehend die türkische Grenzfestung Gâdâmes.

Die algerische Grenzlinie setzt am Kap Roux an der Nordküste ein und verläuft bis zum Durchbruchsthale des Ued Medjerda in vorwiegend südwestlicher Richtung. Von diesem Punkte ab setzt sie sich fast unverändert in südlicher Richtung fort, bis sie in der Höhe von Gasca nach Westen ausweicht und in einem großen Bogen das Westende des Shott El Garfa erreicht.

Tunesien, dessen Oberfläche nach der Aufnahme der Service topographique der französischen Okkupationsarmee 129 318 qkm groß ist, besitzt eine Küstenlänge von annähernd 1000 km. Die Entwicklung der Küste ist eine überaus günstige, das Land wird auf zwei Seiten vom Meere umschlossen und dem Verkehr nach dem Innern werden so wesentlich größere Erleichterungen geboten, als dies in Algerien der Fall ist. Der küstenfernste Ort der Regentschaft, die kleine Berbersiedelung Midâs nördlich des Shott El Garfa, ist kaum 200 km vom Meere entfernt.

Eine nähere Betrachtung der Umrißgestaltung ergiebt, daß beide Küsten einen durchaus verschiedenen Charakter zeigen. Während der Nordrand fast durchgehend Steilküste und verhältnismäßig hafensarm ist, besitzt die Ostküste einen flachen, kleineren Fahrzeugen beinahe überall zugänglichen Saum, und nur an wenigen Stellen fällt das Ufer steil in das Meer ab.

Die Nordküste zieht von Kap Roux ab in nordöstlicher Richtung, der Streichrichtung des Ued Mogta. Das westliche Ufer der nörd-

lichen Atlaskette, des „afrikanischen Gebirges“, folgend, bis zum Râs El Abiad oder Kap Blanc, dem nördlichsten Punkte des afrikanischen Erdteils. Die wilden, schroffen Berge und Felsen des Rhumeir- und des Mogoblandes treten dicht an die Küste heran, und das Meer brandet an den durch Duerriegel vorgeschobenen Landvorsprüngen; nur die kleine Bucht von Tabarka bietet flachgehenden Schiffen einen dürftigen Schutz.

Der gesamte Küstenstreifen ist der ununterbrochenen Abrasionsthätigkeit des Meeres ausgesetzt, das unter dem Druck der im Winter vorherrschenden Nordwinde sich in das aus tertiären Kalk- und Sandsteinfelsen gebildete Steilufer eingenoagt hat. An einzelnen Stellen sind festere Kerne stehen geblieben und haben Landvorsprünge gebildet, so das Kap Serrât, das Râs El Uglia, das Râs El Korân und das Râs El Abiad, aber die an den Seiten dieser Riffe ausgewaschenen Buchten bieten keinen Hafenschutz, sondern bilden eher eine Gefahr für die Schifffahrt an diesen Küsten.

Erst östlich des Kap Blanc ändert sich die Physiognomie der Strandlandschaft; die Bergzüge, die das Meer bis hier umsäumten, werden flacher und die Küste wendet sich plötzlich nach Süden, um in einem weitgeschweiften Bogen, dann gen Osten zum Râs Zebid weiterziehend den flachgerandeten, weit nach Nordost geöffneten Golf von Bizerte (arab. Bensefert) zu umschließen.

Die Reede von Bizerte ist zwar eine wenig geschützte, doch besitzt der Platz an der Ausmündung des großen Binnensees, der jetzt durch Kunstbauten in einen geräumigen Kriegshafen verwandelt wird, eine ganz hervorragende Bedeutung.

Senjeits Bizerte, von Râs Zebid an, fällt die Küste wieder steil in das Meer ab, die Höhenzüge nehmen eine östliche Richtung an und enden schließlich in der schmalen vom Djebel Rabûr gebildeten Landzunge, deren äußerste Spitze das Râs Sibi 'Alî

El Meffi bildet. In der Verlängerung derselben liegt die „flache Insel“ (ital. Isola piana, frz. Isle Plâne), ein im Norden aufragendes Riff bildet das kleine Eiland Billau. Ferner sind der Küste noch die Fratelli-Felsen, zwischen Râs Serrât und Râs El Korân und die Gruppe der Hunde-Inseln (Nes des Chiens) etwa 11 km nördlich von Râs Zebid vorgelagert.

Von Râs Sidi 'Ali El Meffi im Westen und Kap Bon oder Râs Abdâr im Osten eingeschlossen schneidet der Golf von Tunis, die bedeutendste Einbuchtung an der afrikanischen Küste im westlichen Mittelmeerbecken tief in das Land ein. Sein Westrand wird durch das Schwemmland, das der Ued Medjerda noch in historischer Zeit in seinem Mündungsdelta aufgebaut hat, gebildet, ein flacher, sandiger Strand mit einem aus sumpfiger Niederung bestehenden Hinterlande. Die Einmündung des Flusses, die vor etwa 2000 Jahren wenige km nördlich der Nekropole von Karthago lag, wurde immer weiter nordwärts geschoben und erfolgt jetzt südlich der kleinen Bucht von Gâr El Melah oder Porto Farina, die einer fortschreitenden Versandung ausgesetzt ist.

Am Fuße der Hügelgruppe von Karthago breitet sich die Sebtha El Bahira aus, die unmittelbar bis an die Landeshauptstadt heranreicht. Inmitten der Mehrung und zu beiden Seiten des Tiefs liegt das Städtchen La Golette (ital. La Goletta vom arab. Halk El Ued, Flußmündung), der Hafenvorort von Tunis, und mit diesem seit kurzem durch einen Seeschiffahrtskanal verbunden.

Im Süden des Golfes treten die schroffen Hänge des Djebel Bâ Kornein dicht an den sandigen Strand heran und an diese schließt sich gen Osten die weite Ebene von Solimân mit flacher, niedriger Küste.

Den Ostrand des Golfes von Tunis und zugleich den letzten bedeutenden Vorsprung nach Norden bildet die trapez-

förmige Halbinsel Dakhla El Maûin, die von den äußersten Ausläufern der südlichen Atlaskette weit in das Meer hinausgetrieben wird, ein Rest der ehemaligen Landverbindung mit Sicilien. Im Süden der Halbinsel nähern sich die Wände des Djebel Korbes dem Meere und bilden das Ras Fortas, dem in gleicher Höhe Kap Kamart im Westen gegenüber liegt. Nördlich dieses Kaps wird der Saum der Küste, die nun in genau nordöstlicher Richtung weiterzieht, ein sanfter geneigter, bis die steilen Kalkmassen des Kap Bon die Strandlinie mit einer Erhebung von etwa 400 m im Norden abschließen.

Kap Bon ist ein von den Schiffen gefürchteter Punkt. Eine starke Strömung treibt die Gewässer des westlichen Mittelmeerbeckens in das Ostbecken, und gleichzeitig tritt eine zweite, wenn auch schwächere Strömung aus der Syrte in das freie Meer. Mit dem Kampfe der Wogen wetteifert der Streit der Luftströmungen, Kap Bon ist eine Wetterscheide, und hier treffen die kühlen, feuchten Nord- und Nordwestwinde mit Ost- und Südostwinden zusammen. Aus der Syrte kommende Segelschiffe gebrauchen oft mehrere Tage, bis sie Wind und Strömung überwinden und in den Golf von Tunis einlaufen können.

Bei Kap Bon fällt die Küste, ihrer bisherigen Streichrichtung West-Ost zuwider, plötzlich in der Hauptrichtung Nord-Süd ab und umschließt, nunmehr vorzugsweise eine Flachküste, die nur hier und da von Falaisen unterbrochen wird, die Gewässer der Kleinen Syrte. Der Grund dieser plötzlichen Veränderung ist in einer Anzahl von Verwerfungen zu suchen, die Nord-Süd oder Nordost-Südwest das Land durchziehen.

Die Ostküste der Halbinsel Dakhla El Maûin, die zuerst in südöstlicher und dann von dem durch den Burgberg von Kelibia beherrschten Ras Muçtasa ab in südwestlicher Richtung verläuft, ist meist flach und ohne sonderliche Niederung. Der Küstensaum ist fruchtbar, aber hafensarm. Die

vorhandenen Meeden sind einer beständigen Verlandung ausgesetzt. Bei Râs Ma'amûra biegt die von Sanddünen begleitete Flachküste plötzlich nach Westen um und bildet, weit in das Land hineingreifend, den Golf von Hammâmêt, an dem die Vierstädte Nâbil, Dar Schabân, Benî Khîr und Ma'amûra und das Städtchen Hammâmêt gelegen sind.

Ungefähr 5 km westlich des letzteren nimmt die Küstenlinie wieder nordöstliche Richtung an und zieht so mit einer geringen Einbuchtung als flaches, leicht zum Meere niedersteigendes Gestade bis zu dem isoliert aufragenden Felsen von Hergla südwärts. Von hier ab wendet sich die Küste um einige Striche weiter nach Südost und umsäumt das fruchtbare, von dichten Olivenhainen bedeckte Hügelland des Sahelgebietes, dessen Hauptstadt Souffe oder Susa trotz seiner unsicheren Meede wegen der überaus günstigen Lage, die es das gesamte Mittel- und einen Teil von Südtunesien beherrschen läßt, seit der französischen Besetzung einen überraschend schnellen Aufschwung genommen hat. Der alte römische, durch Molenbauten hergestellte Kunsthafen ist jetzt völlig verlandet.

Die Küstenlandschaft des Sahelgebietes gewährt einen lieblichen Anblick, sanftgeneigte, von prächtigen Olivenhainen bedeckte Höhenzüge begleiten den Strand, und aus dem grünen Laub der wohlbewässerten Gärten und Pflanzungen leuchten die weißen Häuser der zahlreichen Ortschaften.

Etwas 10 km südöstlich von Susa wird die gleichmäßige Bogenlinie der konkaven Einbuchtung, die von Hergla über Susa auf Râs Dimâs läuft, durch den hornartigen, dreieckigen Landvorsprung von Monastîr unterbrochen.

Zwischen der Halbinsel von Monastîr und Râs Dimâs breitet sich eine Bucht aus, die gegen Osten durch eine etwa 18 km lange Felsbarre abgeschlossen wird und für größere Schiffe nur von Norden her zugänglich ist. Die Abrasionsthätigkeit

der Brandungswelle hat auf dieses Riff stark eingewirkt, sodaß nur noch einige Felsen und an der Nordspitze die beiden kleinen Eilande Cunigliera und Kuriat aus dem Meere aufragen.

Von Räs Dimäs, unweit dessen der kleine, durch Molenbauten geschützte Hafen von Thapsus gelegen war, schlägt die Küste eine nord-südliche Richtung ein. Mit einer sanften, kaum merklichen Einbuchtung zieht die mit langgedehnten Lagunen besetzte Flachküste hin, bis die Felszunge von Mahedia den Strand in nord-östlicher Richtung durchbricht. Das auf dem Landvorsprunge gelegene kleine Städtchen ist eine arabische Gründung und besitzt nur eine schlechte Meede.

Bei dem von Kalkfelsen gebildeten Räs Salakta wendet sich die Küstenlinie nach Südosten zu dem östlichsten Punkte des Sahelgebietes, dem weit vorgeschobenen Räs Rhadibja oder Kapudia, dem Promontorium Caput vada des Altertums.

Der Charakter der Küstenbildung wird von diesem Punkte an ein anderer. Der Name, den die Alten dem Vorgebirge gegeben haben, ist ein recht bezeichnender gewesen, denn von hier beginnen nun die Watten, die in einem sich nach Süden zu verbreitenden Bande die Küste umsäumen, die Kraft der Brandungswellen brechen, jedoch auch Schiffen größeren Tiefganges die Annäherung wehren.

Im flachen Becken der Kleinen Syrte macht sich die Erscheinung der Gezeiten in einer deutlich wahrnehmbaren Weise bemerkbar. (Die Beobachtung derselben ist eine um so leichtere, als das Gestade sehr leicht ist.) Zu gewöhnlicher Zeit beträgt der Flutwechsel bei Sfax 1 m und bei Gabes und auf der Insel Djerba etwa 1,5 m; während der Syzygien erhöht sich die Amplitude des Wasserstandes an letzteren Orten auf 2, 2,5 und selbst 3 m und erreicht bei Sfax annähernd 1,8 m.

Von Räs Rhadibja an zieht die Küste bis Räs Barmada, unweit Mahares auf einer Strecke von annähernd 100 km in

südsüdwestlicher Richtung hin; nur kleine Landvorsprünge, denen noch einige winzige Eilande vorgelagert sind, treten aus der Linie des eintönigen Gestades hervor, das im Altertum mit zahlreichen Siedelungen bedeckt war. Die einstige Fruchtbarkeit und Wohlhabenheit ist geschwunden, das schwach besiedelte Küstengebiet hat einen öden Steppencharakter angenommen und nur das von Gärten und Olivenhainen umhegte Sfag ist eine voll- und verkehrreiche Stadt geblieben.

Im Osten von Sfag, etwa 20 km vom Festlande entfernt, erhebt sich über die Wattentafel die Gruppe der niedrigen Kerkena-Inseln, die aus 2 größeren Inseln Kerkena und Garba, sowie 8 kleineren Eilanden besteht. Die Längsaxe der beiden größeren Inseln, die nur durch eine schmale Straße von einander geschieden werden, besitzt eine Länge von 31 km und liegt in der Richtung SW zu W—NO zu O. Die Kerkena-Inseln und die dieselben auf eine Entfernung von 10—30 km umgebende Tafel von Untiefen, die selten 2 m erreichen, sind in tertiärer Zeit vom Festlande niedergesunken und durch den Grabeneinbruch des Kanals von Kerkena schließlich ganz von letzterem abgetrennt worden.

Südblich von Käs Burmaba buchtet das Meer weiter nach Westen ein und die Küste umzieht zuerst in südwestlicher, dann in südllicher und schließlich in südöstlicher Richtung in einem weitausholenden Bogen das Becken des Golfes von Gabes. Der mit Lagunen durchsetzte Strand ist sumpfig und unfruchtbar und daher nur überaus schwach besiedelt. Die einzig bemerkenswerten Punkte an diesem Gestade sind die Kenais-Inseln und die an diesen gelegene, gleichnamige Bucht, die einen vorzüglichen, natürlichen Hafen bietet und bis jetzt noch zu wenig Beachtung gefunden hat.

Auf dem Isthmus von Gabes, der in einer Breite von etwa 18 km die Gewässer des Golfes von der großen

Depression der Shotts scheidet, wird das Bild der Küstenlandschaft wieder etwas belebter; an Stelle der traurig leblosen Steppen und stagnierenden Salz Sümpfe treten vereinzelte, von freundlichen Palmenhainen umgebene Oasen, wie Ubereff, Metâra, Grenush und Gabes. Nördlich der erstgenannten Ortschaft durchschneidet der Ued Melah, der von Roudaire anfänglich für den Tritonfluß Herodots gehalten wurde und so eine unverdiente Berühmtheit erlangt hat, den Isthmus.

Von Gabes verläuft die sich meist steil bis zu einer Höhe von mehreren Metern erhebende Küste in südöstlicher Richtung bis zur Landungsstelle der Oase Zarat, wendet sich von hier ab gen Nordosten und erreicht das Râs El Djorf, die Spitze einer breiten, nach Norden vordringenden Halbinsel, welche die Landbrücke zu der großen, dem Festlande nördlich vorgelagerten Insel Djerba bildet.

Die niedrige, fruchtbare und dichtbesiedelte Insel ist durch den Einbruch des Meeres von Bâ Grara vom Festlande abgetrennt worden, ihre Küste ist flach und in weitem Umkreise — mit Ausnahme der gegen den Flutanprall wenig geschützten Ostküste — von Watten umgeben, die ein Ansegeln größerer Schiffe unmöglich machen. In seiner Gestalt ähnelt Djerba einem riesigen, plumpen Dreizahn, dessen kurze Zacken nach Süden gegen das Festland hin gerichtet sind.

Von Râs Marmor, dem nordöstlichen Vorsprunge der Halbinsel 'Atfara, verläuft die Küste nord-südlich bis zum Râs El Rhams — Kap der Fünf — von wo sie dann in südöstlicher Richtung bis zum Râs Abdjir, der Ostmarkte des tunesischen Gebietes, weiterzieht. Hinter dem Strande breitet sich auf dieser letzten Strecke ein vielverzweigtes System von Lagunen aus und gestaltet die Physiognomie des öden, von räuberischen Nomaden durchzogenen Steppengebietes zu einer wenig anziehenden.



Bevor die Steilküste den Landvorsprung von Kâs Adjir erreicht, bildet sie sich zu einem schmalen Bande verengend den Nordsaum der etwa 34 km langen und 10 km breiten Bahira El Dibân (See der Thore), in der wir wahrscheinlich den Buchis-See Strabos zu vermuten haben. Der See ist keine durch Abschnürung vom Meere gebildete Sebtha, sondern anscheinend ein Einbruchbecken, das durch ein von der Brandung z. T. zertrümmertes Felsenriff vom Meere abgetrennt und landeinwärts von einer 2—3 m hohen Steilwand umgeben wird.

#### Geologischer Aufbau.

Die Auffaltung und Angliederung des Atlasystems an den uralten afrikanischen Kontinent, dessen Gebirgsformen vorwiegend aus altkristallinen Gesteinen bestehen, ist erst in einer — geologisch gesprochen — jungen Zeit, in der Tertiärzeit erfolgt. Gegen den Ausgang der Kreidezeit war die Tafel der heutigen tripolitanischen Sahara schon vollständig emporgetaucht und endgültig an den großen Festlandsrumpf angefügt worden. Das Verlanden der algerischen und tunesischen Sahara erfolgte etwas später, war aber auch noch vor dem Ausgang der älteren Eocänzeit vollendet.

Erst in miocäner Zeit fand die gewaltige Auffaltung des Atlasystems gleichzeitig mit der des Apennin, der Alpen, der Pyrenäen und der bätischen Cordillere unter Einbruch eines großen Teiles des westlichen Mittelmeerbeckens statt. In Marokko und Algerien zeigt sich ein scharf ausgesprochener Parallelismus der großen Faltenlinien, der in Tunesien durch eine deutlich gekennzeichnete Wendung der Bergzüge nach Nordosten gestört wird. Nordtunesien bildet den abgebrochenen Innenrand des Grenzbogens des westlichen Mittelmeeres und

zeigt daher, wie erwähnt, eine schroffe Steilküste, die fast senkrecht zum Meere abfällt, während die Ostküste sich allmählich zur Kleinen Syrte herabsenkt.

Die älteren Formationen, die in Marokko vielfach anstehen und auch in Algerien noch ein großes Verbreitungsgebiet zeigen — altkrystallinische Gesteine, Silur, Devon, Carbon und permo-triassische Schichten — fehlen in Tunisien ganz, erst der Jura tritt mit der ebenen Oxfordtage in einer Reihe von Bergmassiven, des Djebel Bâ Kornein, Dj. Meçag, Dj. Sidi Salem, Dj. Zaguân, Dj. Djâkar und Dj. Firin, die im Dj. Zaguân (1340 m) ihre höchste Erhebung finden, längs einer bedeutenden Verwerfung auf, die Südwest-Nordost verläuft. Ferner gehören im südlichen Tunisien eine Gruppe von Kalken und Sandsteinen, die sich über die Matmâta-Tafel erheben und am Fuße des Djebel Lebâga auftreten, der gleichen jurassischen Formation an.

Eine bedeutend größere Verbreitung als der Jura besitzt die Kreideformation, welche das Substratum der meisten tune-sischen Bergzüge bildet. Schwach entwickelt und nur in Nord-tunisien beobachtet sind das Neocom und Urgo-Apt, die Glieder der untersten Stufe, die nur an einzelnen Punkten anstehen. Mächtiger entwickelt sind das Gault oder Albien mit großen Lagern von phosphorsauren Kalken im Norden der Schotts, und das Cenoman, das im südlichen Mittel-tunisien und beim Aufbau der Matmâta-Tafel eine hervorragende Rolle spielt. Dasselbe besteht in Kalken und Sandsteinen mit eingeordneten Gyps- und Mergelschichten; an Fossilien finden sich *Ostrea flabellata*, *O. lingua*, *Hemias-ter batnensis*.

Das Turon ist fast gar nicht vertreten, um so mächtiger zeigt sich aber die oberste Stufe des Kreidesystems, das Senon. Ganz Mittel-tunisien besteht aus Lagern von *Inoceramen-* und

Rephalopodenkalken, die vielfach von Nummulitenkalken des Eocän überlagert werden. Wahrscheinlich sind auch die Tertiärgebilde des Rhumeirlandes auf senonischer Grundlage aufgebaut. Von Bedeutung ist auch das Senon im Gebiete der Shotts, die Randgebirge desselben sind vorwiegend aus Senonkalken zusammengesetzt und ein Teil der West- und Südabdachung des Matmätagebietes gehört dieser Stufe an.

Einen ganz hervorragenden Anteil an dem Aufbau Tunesiens nimmt die Tertiärformation mit ihren drei Gliedern. Das unterste dieser, das Eocän, nimmt einen großen Teil von Nord- und Mitteltunesien ein. Die Küstengebirge des Nordrandes bestehen fast ausschließlich aus Eocän, groben Kalken, Mergeln und Sandsteinen mit Nummuliten und *Ostrea Bogharenensis*, der gleichen Stufe gehören die schöngefärbten Marmorarten, die bei Schemtâ auf dem linken Ufer des Ued Merdjerda gebrochen werden, an und die meisten der tafelförmigen Erhebungen Mitteltunesiens, die Hamâda El Kessera, die Hamâda der Uâd Aïn, der Dyr El Ref u. s. w. sind von eocänen Nummulitenkalken aufgebaut worden. Im Süden ist das Eocän schwächer vertreten, nur einzelne schmale Felsen treten nördlich der Shotts auf, so zu beiden Seiten der Kette von Tamerza, am Djebel Djellabia und längs des Djebel Sehîb.

Von geringer Bedeutung sind die miocänen Ablagerungen; es finden sich solche mit *Ostrea crassissima* als Leitfossil am Djebel Scharshera, am Ued Mamura bei Feriâna, am Djebel Lakrâna bei Enfida, in der Suâtirkette und im Djebel Nadâr bei Porto Farina.

Wesentlich wichtiger und umfangreicher sind wieder die Niederschläge, die das pliocäne Meer zurückgelassen hat. Hierher gehört das sanftgeschwelte Hügelland des Sahelgebietes, das von Sallakta bis

marinen Bildungen der Pliocänstufe zuzuzählen ist. Im Norden setzt sich die gleiche Facies mit *Pectunculus violascens* an der Ostküste der Halbinsel Dakhela El Maûin von Nâbil bis Kelibia fort und umsäumt auch den Südrand des Golfes von Tunis, wo sie die Höhen von Karthago und Kamart bildet. Weiter im Süden gehört dieser Formation ein großer Küstenstreifen, die Inseln Kerkena und ein Teil der Insel Djerba an.

Pliocäne Brackwasserbildungen scheinen nicht vorzukommen, dagegen sind Süßwasserbildungen an dem Gestade um die Kleine Syrte bis Mahares im Norden auf dem Isthmus von Gabes- und um den Schott El Fedjedj herum beobachtet worden. Sonderungen bei Humt Abdjîm und Humt Sâk auf Djerba ergaben gleichfalls das Vorhandensein dieser Formation.

Die jüngste Stufe, das Quartär, zeigt sich in marinen Bildungen als ein zerreiblicher kalkiger Sandstein mit zahlreichen Exemplaren von *Strombus coronatus* fast an der ganzen Ostküste und überlagert vielfach die tertiären Kalke, z. B. bei Zarzis, auf Djerba, auf den Kerkena-Inseln; bei Monastir u. a. D. Unter den marinen Ablagerungen finden sich mehrfach, so bei Sfax, Süßwasserbildungen, die am Südwestrande des Golfes von Gabes in der Umgebung von Zarat auch ohne Hangendes auftreten. Durch seine deltabauende Tätigkeit hat der Ued Medjerda bedeutende Alluvionen an seiner Mündung aufgehäuft, auch die übrigen tunesischen Wasserläufe sind während ihrer periodischen Wirksamkeit in den Wintermonaten emsig bestrebt, das vorhandene Bodenrelief zu verändern. Hierzu tritt die Tätigkeit des Windes, der die Täler mit den Verwitterungsprodukten der Felswände anfüllt und sowohl an der Küste, wie auch im Innern Dünen vor sich her bewegt. Ein großer Teil der flachen Ostküste ist mit Dünenbänken bedeckt und von der Sahara her suchen

die Sandmassen nordwärts vorzudringen. Jeder Scirocco treibt dichte Staubwolken mit sich. Von den Hängen der die Shotts umgebenden Höhenzüge findet unausgesetzt eine starke Abtragung statt, die nach und nach die Shottbecken auszufüllen beginnt.

Eruptivgesteine sind in Tunesien bis jetzt nur an einer Stelle, zwischen Rhangat Et Tât und Kap Negro, beobachtet worden, wo Le Mesle einen glasigen Rhyolit fand. Im Norden sind, wie wir gesehen haben, dem Lande die Gruppe der vulkanischen Galita-Inseln und die Insel Pantellaria, in deren Nähe erst im Jahre 1891 ein neuer Ausbruch stattfand, und im Osten die Inseln Linosa und Lampedusa, beides erloschene Vulkane, vorgelagert.

#### Oberflächengestaltung.

Die für Algerien gültige Scheidung in drei parallele Zonen, die Tellkette, die Hochsteppen und Shottplatte oder das Atlas-hochland und die saharische Kette, die sich durch alle drei algerischen Provinzen mit großer Regelmäßigkeit zeigt, läßt sich in ihrem ganzen Umfange für Tunesien nicht aufrecht erhalten. Die mediterrane und die saharische Kette des Atlas drängen sich bereits im Osten der Provinz Constantine zusammen und eliminieren nach und nach die Hochsteppentafel, die schließlich in dem Dreieck zwischen Ued Medjerba und Ued Um 'Alik (frz. Mellègue) ihr Ende findet, aus dem Bodenrelief. Die tunesischen Gebirgszüge, die in einer großen Anzahl z. T. unzusammenhängender Parallellinien in vorwiegend Südwest-Nordost-Richtung das Land durchziehen, gehören nur zum geringsten Teile der Tellkette an, sondern sind hauptsächlich als Ausläufer der saharischen Kette, die in Algerien den massigen Gebirgsstock der Aures gebildet hat, zu betrachten.

Zu dem horizontalen, von Norden her wirkenden Drucke gegen die Landfeste, der die Auffaltung des Atlasgebirges veranlaßt hat, trat noch ein schwächerer Druck von Osten her, der auf die Streichrichtung der tunesischen Gebirgszüge, die dem Grenzbogen des westlichen Mittelmeeres folgend die West-Ost-Richtung bereits verlassen hatten, beeinflussend einwirkte. Eine größere Anzahl von Brüchen und Verwerfungen, die in ihrem ganzen Umfange durch Untersuchungen noch nicht genau festgestellt sind, deren bedeutendsten eine bereits oben skizziert ist, treten an verschiedenen Stellen auf und üben eine zerstückelnde Wirkung auf die Kettenzüge aus, die sie in eine Anzahl unzusammenhängender Massiven teilen.

Die Tellkette besitzt nur eine beschränkte Entwicklung in Tunesien; vom Stock des 1347 m hohen Djebel Meïd aus auf dem linken Ufer des Medjerda hinziehend erreicht sie schon nach etwa 180 km ihr Ende in den Höhen des Djebel Smedia, der das Kap Blanc nach Norden vorschiebt. Den Grenzwall gegen Algerien bilden die Südwest-Nordost ziehenden Kämme des Djebel Um Ed Diß, Dj. Gorra (1202 m) und Dj. Tegma. Diesen Bergzug verbindet der Dj. Abdissa mit dem Hauptknotenpunkte des nordwestlichen Berglandes oder „afrikanischen Gebirges“, dem Dj. Bir (1014 m), an dessen Fuße die Militärstation 'An-Drahâm gelegen ist. Nachdem sich hier zunächst ein nordwärts auf Tabarka gerichteter Zug, der Djebel Daraü, dem an der Landesgrenze der Dj. Haddeba parallel läuft, abzweigt hat, gabelt sich der Hauptgebirgszug in zwei Kämme, von denen der nördliche sich dem Meere nähert und von Kap Negro an den steilabshängigen Küstenrand bis Kap Blanc formt. Bevor das Gebirge das Meer erreicht, trennt sich noch eine Kette mit dem Djebel El Harresh ab und umschließt eine Strecke parallel zur ersteren Kette laufend die Garaa Sedjenan im Süden. Der südlichere Zinken der

großen Gabel, Djebel Solah, Dj. Dir El Kaçba, Dj. Dû Getrân, wendet sich zuerst ostwärts, biegt aber dann auch gen Nordosten um und sucht unter mannigfachen Verästelungen Kap Blanc zu erreichen, wo er sich wieder mit dem Küstenrande vereint.

Im Westen sind die Bergzüge dicht mit Korkeichen bewaldet; enge, während der Winterzeit von Wildbächen durchraufchte Felsthäler durchschneiden das Bergland; nur eine Straße führt durch das sonst unwegsame, von nomadisierenden Stämmen (Rhumeir und Shiahia) bewohnte Gebiet von Sâk El Arba' über 'Ain Draham nach Tabarka. Die Südgrenze bildet das Thal der Ued Medjerda, im Osten werden die sich verflachenden Höhenzüge von der Niederung von Mâter mit der eingelagerten Garaa El Eshöl umsäumt.

Der weitaus größte Teil der Regentschaft gehört dem System der saharischen Atlaskette an. Schon westlich von Tebessa noch auf algerischem Gebiete tritt eine Birgation derselben ein. In nicht weniger als acht deutlich unterscheidbaren Parallelzügen überschreitet das Gebirge die tunesische Westgrenze. Den Knotenpunkt des Aufbaus bildet die Hamâda El Keffera und die dieser benachbarten Bergzüge Dj. Serdj und Dj. Bargu im Nordost und das Bergland um Maktar und der Dj. Berberâ im Südwesten. Über diese Erhebungen läuft die tunesische Wasserscheide, die das Land diagonal durchschneidet und in zwei Hälften teilt.

Die nördliche Abdachung, die zum Ued Medjerda und in den Golf von Tunis abwässert, läßt sich in das Bergland von Kef und Tebursâk, das Hochland von Thala, das centrale Massiv, die nordtunesische Niederung und die Halbinsel Dathela El Maûin zergliedern.

Das Bergland von Kef und Tebursâk wird vom Afrikanischen Gebirge durch den mittleren Lauf des Medjerda und die von

diesem durchflossenen Ebenen der Mekba und von Sûk El Arba' geschieden. Den Rand gegen das Medjerdathal hin bildet der Zug der Djebel Berda, Dj. Bâ Rzin, Dj. Melah, Dj. Bâ Rebbah und Dj. Gorrah, bei letzterem, nordwestlich von Teburûk, wendet sich das Gebirge nach Nordosten und sperrt die breite Medjerdachene im Osten ab. In vielfach gewundenem Laufe hat sich der Fluß ein Bett durch den Gebirgswall genagt und tritt bei Medjez El Bâb wieder in die Ebene hinaus. Auf seinem linken Ufer sehen sich die wenig über 400 m hohen Höhenzüge im Djebel Sidâs, Dj. Bulâuesh, Dj. Behlil und Dj. Tella zum Râs Sidi 'Alî El Mekki fort.

Das Gebiet von Ref zeigt durchgängig einen Gebirgscharakter; eine Anzahl von Parallelkämmen, die fruchtbare Ebenen zwischen sich einschließen, sind nebeneinander aufgefaltet, dazu zeigt sich eine Neigung zur Abplattung, die in breiten, von eocänen Nummulitenkalken gebildeten Tafeln zum Ausdruck kommt. Unmittelbar über Ref erhebt sich der Dyr El Ref bis zu einer Höhe von 1088 m; auf dem linken Ufer des Ued Um 'Alîk der Djebel Ahmar mta Uarga, im Gebiete der Uad Schâren der mächtige Djebel Gern Alfâha.

Im Kreise von Teburûk ist die Hauptkette der langgestreckte Djebel Sidi 'Abdallah Ben Sheïb, der sich gabelnd einen Ramn Djebel Keshtilu und Dj. Djaffa parallel zum Medjerda, einen anderen den Djebel Rihan ostwärts entsendet. Gen Norden und Nordosten schließt sich hieran ein System von niedrigen Höhenzügen, die jenseits Medjez El Bâb nur noch ein leichtgewelltes Hügelland bilden.

Als Südrand des beschriebenen Gebietes, mehr in der Bedeutung einer Umgrenzung als in der einer scharf ausgeprägten Umrandung, kann die aus den Djebel Fahûth, mit dem Ref Berda (995 m), Dj. Vorbeus (805 m) und Dj.



Mahiza (1005 m) bestehende Höhenlinie betrachtet werden. Den Südfuß der beiden letztgenannten Bergmassen umfließt der Ued Tessa, ein rechter Nebenfluß des Ued Medjerda, der die durch den doppelgipfeligen Djebel Bâ Meder von einander getrennten Ebenen Belad Zuarin und Belad Es Sers bewässert.

Ein dem obigen Gebiete ähnliches Antlitz zeigt das Hochland von Thala, das sich im Süden jenseits des oberen Laufes des Ued Sarrath diesem anfügt. Die Gebirgszüge gruppieren sich hier nur noch massiger zusammen, die Kämme weichen leicht von der Nordostrichtung ab, tiefe Erosionsthäler sind in die Felswände eingeschnitten, die Hänge sind vornehmlich nach Süden steil und schroff. Die Gebirge haben Mittelgebirgshöhe, eine Anzahl der höchsten Spitzen überragt die Brockenhöhe, erreicht jedoch nicht die der Schneefoppe.

Die Haupterhebungslinie läuft west-östlich über die Kämme des Djebel Hallâk (1303 u. 1250 m), Dj. El Hubîb (1420 m), Dj. Shâr (1319 m), Dj. Ergub Zâzû (1124 m), Dj. Semâta (1402 m), biegt dann zum 1305 m hohen Dj. Um Delâl nach Norden um und zieht sich von hier an das zentrale Massiv im Nordosten heran. Mehrere isolierte Massive, so der Djebel Bâ Hanêsh (1231 m), sind dem gleichzeitig die Wasserseide bildenden Kämme im Norden vorgelagert, im Süden scheidet das obere Thal des Ued El Hathob das Hochland von einer weiteren Folge von Parallelzügen.

Den Kernpunkt des centralen Massivs bildet die fast 8 km lange und 3—5 km breite Tafel von Kessera und der vielfach zerschnittene Gebirgskomplex von Maktar und Sâk El Djemma. Im Süden sind diesem der Djebel Berberû (1480 m), der Ref Muella (1295 m) und der Djebel Sarna (1438 m), im Norden der Dj. Massâsh (915 m), der Dj. Belôta (1164 m), und im Nordosten der Dj. Serbj (1375 m) und der Dj. Bargu (1280 u. 1250 m) angegliedert. Nach

Nordosten folgen diesen die quellenreichen Djebel Djakar und Dj. Zaguân (1340 u. 1170 m), von dem aus ein vielgliedertes System von niederen Berg- und Höhenzügen gen Osten zum Golf von Hammâmêt und nordwärts zum Golf von Tunis herniedersteigt.

Um den Süd- und Westrand des Golfes von Tunis herum zieht sich die nordtunesische Niederung: die vom Ueb Miliân durchstossene Mornaqebene, das Gebiet von Teburba, die Manâba und das Medjerda-Delta, ein reicher, zum größten Teile sehr fruchtbarer Landstrich, in dem sich zahlreiche europäische Kolonisten angesiedelt haben.

Durch die breite Ebene von Solimân — in pliocäner Zeit ein Meeresarm — wird die Halbinsel Daghela El Maân dem Festlande angegliedert; die felsige Hauptrippe derselben ist der Djebel Sidi 'Abb Er Rahmân und seine Fortsetzung im Djebel Hamîd, von dieser dacht sich die Halbinsel nach beiden Küsten hin ab. Am Oststrande erhebt sich der isoliert aufgefaltete Djebel Korbes mit warmen Schwefelquellen und die Nordspitze krönt die gegen 400 m hohe Felsmasse von Kâs Abdâr oder Kap Bon.

Die südliche Abbachung, deren Gewässer zur Kleinen Syrte strömen oder von Binnensammelbecken aufgenommen werden, wird wieder durch einen ausgeprägten Parallelismus der Gebirgszüge gekennzeichnet. Die erste Kette südlich der Wasserscheide setzt sich aus dem Djebel Tasmesmîda (1203 m), Dj. Shambi (1590 m), Dj. Semmama (1404 u. 1364 m) und Dj. Tiuâsha (1182 m) zusammen. Etwa 15 km weiter südlich, durch das Belad Dokhân und Belad Kâgerîn von der ersten Kette getrennt, verläuft eine zweite, deren einzelne Glieder die Djebel Serragia (1290 m), Dj. El Utra (1003 m), Dj. En Nâm (1022 m) und Dj. Sellâm (1268 m) sind. Zwischen den wenig bewaldeten und einer starken Denudation ausgesetzten

Gebirgen, die mit sanfterer Böschung nach Norden und jähem Absturz nach Süden abfallen, also nach der Sahara hin aufgestaut sind, dehnen sich weite Ebenen, die von Ueds vielfach durchschnitten sind und mit ihrer reichen Vegetation an zarten Gräsern und duftigen Kräutern im Winter den Wanderhirten willkommene Weidegründe bieten. Im östlichen Steppengebiet angelangt, machen die Gebirge mit ihren Ausläufern eine scharfe Umbiegung nach Norden in der Richtung auf das centrale Massiv und bilden so einen erhöhten Rand gegen die Niederung, der aber in mehreren Breschen klappt und den Karawanenstraßen Zugangsthore in das Innere des Berglandes offen läßt.

Um den Süden des tunesischen Berglandes gürtet sich das Gebirge von Gasça, das entgegen dem Südwest-Nordost-Streichen der meisten Bergrücken eine ausgesprochene West-Ost-Richtung innehält und nach Osten fächerartig sich ausbreitet. Zwei Bergzüge: Djebel Mrata (1006 m), Dj. Bâ Dinâr (800 m) und Dj. Bâ Kamli (1200 m) im Norden und Djebel Blji (910 m), Dj. Jimra (720 m) und Djebel Stah (900 m) im Süden, zwischen denen das Belad Duâra mit dem seichten Becken der Gara'a El Dûza liegt, vereinigen sich westlich der Nase von Gasça im Djebel Yânes zu einem einheitlichen Kamm. Zwischen der Fortsetzung desselben nach Osten in dem steil aufsteigenden Djebel Orbata (1170 m) öffnet sich das 6 km breite Erosionsthal des Ued Baiash, in dessen Grunde die Palmenhaine der Nase Gasça angepflanzt sind. Die Kammlinie des Djebel Orbata setzt sich mit nordöstlicher Umbiegung im Dj. Um El 'Mek (1120 m), Dj. Bâ Bellel, Dj. Sabêsh und Dj. Bâ Hedma fort und zweigt ostwärts das aus drei Parallelfetten bestehende Gebirge von El Ayaïsha ab. Zwischen beiden Ketten liegt die Hochsteppe Belad Thala und südlich des Djebel El Ayaïsha breitet sich das wildreiche Belad Segi aus, das in das Gebiet der großen Shotts hinüberleitet.

An die Ostflanke des mitteltunesischen Berglandes lehnt sich in breitem, Nord-Süd ziehendem Streifen die schon im Tieflandniveau liegende Steppe. Dieselbe bildet keine gleichförmige Ebene, sondern besteht aus einer Reihe von muldenförmigen, flachen Senken, die durch niedrige West-Ost streichende Höhenzüge kammerartig abgeteilt sind und in denen sich die von der Ostabbachung des Gebirges abströmenden Gewässer und die im Steppengebiet selbst erfolgenden Niederschläge sammeln. Nur das nördlichste dieser Sammelbecken, der Keltibia-See, besitzt infolge der ihm durch die bedeutenden Flußsysteme des Ued Nebhân, Ued Merg El Lil und Ued Zerâd zugeführten großen Wassermassen das ganze Jahr hindurch einen ansehnlichen Stand von süßem Wasser. Bei den übrigen überwiegt — wenigstens im Sommer — die Verdunstung die Wasserzufuhr, die in dieser Zeit fast gänzlich versiegt, bei weitem. Das im Winter angesammelte Wasser verdunstet vollständig und scheidet bei diesem Prozesse den reichlichen Salzgehalt, mit dem es gesättigt, in Krystallen aus, die mit dicker Kruste den vorwiegend thonigen Boden bedecken. Derartige Salzpflanzen inmitten von Thalmulden sind die Sebtha El Hâni südlich von Kairuân, die Sebtha Sherita, Sebtha mta Gorra, Sebtha Bâ Djemel, Sebtha Meshegiq und Sebtha En Nuâil.

In ihrem südlichen Teile tritt die Steppe unmittelbar bis an das Meer heran, im mittleren und nördlichen Teile der Ostküste hat dagegen das fruchtbare Sahel-Gebiet (arab. sahel-Küste) mit seinen reichen Olivenbeständen, weiten Ackerflächen und einer dichten Bevölkerung die Steppe zurückgedrängt. Dasselbe hat annähernd die Gestalt eines gleichschenkeligen Dreiecks, dessen Schenkel die Küstenstrecken von Bordj Bâ Fîsha bis Râs Khadîdja und von diesem Kap bis Mahâres bilden und dessen Basis der Rand der Steppe ist.

Zweifellos würde noch ein großer Teil des Steppenlandes mit bestem Erfolge unter den Pflug genommen werden können, wie es seitens der nomadisierenden Stämme hier und dort periodisch geschieht, wenn nicht verzwickte Besitzverhältnisse, große Indolenz der Bevölkerung und Wasserarmut schwer überwindbare Hindernisse bieten würden.

Einen von Nord- und Mittelunesien wesentlich abweichenden Charakter zeigt der Süden, der sich aus dem Shottgebiete, der Matmâta-Tafel und der Sahara zusammensetzt. Schon um Gasfa zeigt das Land ein wüstenartiges Gepräge, der Boden ist mit losem Flugande oder Steinschotter bedeckt, die Vegetation verkümmert ganz oder tritt nur am Rande von Quellen — meist Thermalquellen — auf, und die Existenz des Menschen bleibt gleichfalls völlig an die vom Wasser bevorzugten Orte gebunden. Mit dem weiteren Vordringen nach Süden verschärfen sich diese Verhältnisse, bis die eigentliche Wüste anhebt.

Eine deutliche Grenzmarke bilden die weiten, langgedehnten Flächen des Shott El Garfa und des Shott El Djerid, die sich wie ein breites Band länderscheidend von der algerischen Grenze bis zum Golf von Gabes erstrecken. Nur zwei schmale Landbrücken stellen die Verbindung zwischen Süd und Nord her, der 22 km breite Isthmus von Gabes und die Landenge von Kris oder Tôzer in einer Breite von 9 km. Die frühere Vermutung, daß im Shott El Djerid der Tritonsee der alten Schriftsteller zu suchen sei, ist nun endlich inzwischen aufgegeben worden; denn eingehende Untersuchungen haben ergeben, daß man es hier nicht mit einem in historischer Zeit durch den Isthmus von Gabes abgeschnürten Meeressarm, sondern mit einer Salzpflanze, ähnlich den übrigen nordafrikanischen Sebken, allerdings mit einer solchen von riesigen Dimensionen, zu thun hat. Ebenso unhaltbar blieb die Voraussetzung, daß das gesamte Shottgebiet, die Shotts El Djerid,

El Garfa und Melgir, in einer Depression liegen; denn nur der Boden der Shotts El Garfa und Melgir senkt sich unter das Niveau des Meeresspiegels, während der des Shott El Djerid sich über diesem befindet. Den Nordrand des letzteren umsäumt ein niedriger Gebirgszug, der sich aus dem Djebel Bâ Hellal, Dj. Tarfaûi und Dj. Zitâna zusammensetzt; die 100 km lange hornartige Ausbuchtung des Shott El Djerid gen Osten, der Shott El Fedjêdj, besitzt nach Sueß die Form eines Knopflochs, dessen Ränder der Djebel Sherb im Norden und der halbmondförmig gebogene Djebel Lebâga im Süden bilden.

Südlich des Isthmus von Gabes folgt westlich der an der Küste entlang ziehenden Steppe mit den länglichen Weidengründen der Mâd Urgamma das breit aufgeschichtete Tafelland der Matmâta mit den Platten der eigentlichen Matmâta, Tujân, Ahuâha und Duirât, deren höchste Erhebung der Kef Mzemzem im mittleren Teile des Gebirges mit 750 m ist. Die Ostabhöschung ist die steilere; gen Westen sinken die Schichten unter die Aufschüttungen der Sahara, die den gesamten übrigen Süden Tunesiens mit ihren mächtigen Sanddünen einnimmt. Durch die Wüste führt eine mit zahlreichen Brunnen und Wasserlöchern ausgestattete Karawanenstraße von der Oase Tözér auf dem Isthmus zwischen den beiden Shotts nach Gabâmes auf tripolitanischem Gebiet, von wo aus der Anschluß an die großen Subankarawanen erfolgt. Das tunesisch-tripolitanische Grenzgebiet ist ödes Steppenland oder trostloser Wüstenboden.

### Flüsse und Seen.

Kein einziger Fluß der Regentschaft ist schiffbar, der größte Teil der Wasserläufe ist nur periodischer Natur und der Wasserstand derselben fast ausschließlich unmittelbar von den

Niederschlägen, die im Kreise ihres Flußgebietes erfolgen, abhängig. Die Entwaldung der meisten Berghänge verhindert ein Auffammeln und eine gleichmäßigere Verteilung der Abgabe des Wassers; die Folge hiervon ist, daß die oft sehr reichlichen Niederschläge in den Wintermonaten unter starker Abtragung des Bodens und unter Mitführung von Geröll und Geschiebe thalwärts fließen und sich in den noch kurz zuvor fast ganz ausgetrockneten Flußbetten plötzlich ungeheure Massen von Wasser ansammeln, die mit elementarer Gewalt ihren Lauf stromabwärts fortsetzen und Überschwemmungen und Verwüstungen verursachen. Die Mehrzahl der Wasserläufe sind also eigentlich nur Gießbäche, die sich in den Thalebeneen vielfach ein tief in den Boden eingeschnittenes Bett gegraben haben, dessen Ränder fast senkrecht abstürzen und in jedem Winter durch Unterspülung und Auswaschung Veränderungen unterworfen sind.

In dem an Niederschlägen armen Sommer versiegen die Flüsse fast gänzlich, das aus spärlichen Quellen zufließende Wasser sickert durch die Geschiebeablagerungen auf dem Boden der Sohle ein, und nur vereinzelte Wasserlachen bezeugen das Vorhandensein eines Wasserlaufes.

Zur Zeit der römischen Besiedelung des Landes haben die Flüsse zweifellos einen regelmäßigeren Lauf gehabt und sind wohl den größten Teil des Jahres hindurch wasserführend gewesen. Es lag dies einerseits vielleicht an etwas reichlicheren Niederschlägen und dann an einer dichteren Vegetation, die jene einsaugen und längere Zeit aufspeichern konnte; außerdem war eine solche dichtere Pflanzendecke imstande, größere Mengen von Niederschlägen in Tauforn, die auch heute noch reichlich erfolgen, aber gewöhnlich bald wieder nutzlos verdunsten, festzuhalten. Mit der Vernichtung der Wälder hörten alle diese Faktoren auf zu wirken, die

Bewässerung der fruchtbaren Niederungen versiegte und mannigfaltige Pflanzen sahen ihre Lebensdauer nur auf die kühleren, regenreicheren Wintermonate beschränkt oder starben ganz ab.

Wie schon in vorstehendem Abschnitte ausgeführt, durchläuft die Wasserscheide vom Djebel Hallâf über die Djebel Ergub Zuzu, Dj. Um Delel, Dj. Harazza, die Tafel von Kessera, Dj. Serdj, Dj. Bargu, Dj. Djâkar und Dj. Zaguân bis zum Kap Bon hinziehend in diagonaler Richtung die Regenttschaft. Die Abflüsse der nördlichen Abdachung werden vom Ued Medjerda aufgenommen oder ergießen sich in den Golf von Tunis; die Gewässer der südlichen Abdachung strömen der Kleinen Syrte zu oder führen ihre Fluten in die Sammelbecken des Kefbia-Sees und des Schott El Djerid.

Der bedeutendste Flußlauf des Landes ist der Ued Medjerda, der Bagradas der Römer, derselbe entspringt auf algerischem Gebiete im Berglande südlich von Guelma, fließt an dem von dichtem Wald umkränzten Städtchen Sâk Arras vorüber und erreicht nach Aufnahme vieler kleinerer Zuflüsse und Gießbäche die tunesische Grenze etwa 7 km oberhalb der Bahnstation Gardimâu. Der Fluß durchströmt dann in östlicher Richtung die Kefba-Niederung und die Ebene von Sâk El Arbâ, in dieser münden auf der rechten Seite der von Südwest aus Algerien kommende Ued Um El 'Mek, der das Bergland von Kef durchschneidet, und der auf dem centralen Massiv entsprungene Ued Tessa ein, die Nebenflüsse auf der linken Seite Ued Karai, Ued Mezella und Ued Kasseb sind wenig bedeutend. Nach Aufnahme des kleinen Ued Bedja (l.) beginnt der Ued Medjerda das seinem Lauf vorgelagerte Gebirge zu durchfagen, macht nach Einfluß des Ued Zargua (l.) eine scharfe Wiegung nach Süden und wendet sich dann nach Aufnahme des Ued Siliâna (r.) nach Nordosten. Bei Medjez El Bâb tritt der Fluß wieder in die Niederung, sein Gefälle



ist hier sehr gering, die Menge der mitgeführten Sinkstoffe, die das Wasser trübe und schlammig erscheinen lassen, dagegen recht bedeutend. Dieser außerordentliche Reichtum an Sinkstoffen allein ermöglichte den Ausbau eines so großen Deltas, wie es der Ued Medjerda in zwei Jahrtausenden geschaffen hat. Die doppelte Meeresbucht zwischen Nas Sidi 'Ali El Mekki und Kap Kamart ist so durch den Fluß verlandet und weite Flächen fruchtbaren Bodens sind entstanden, die, wenn eingedämmt und drainiert, eine große Bevölkerung zu ernähren im stande wären. Die Mündung des Ued Medjerda liegt jetzt am Südrande der kleinen, durch den fortschreitenden Verlandungsprozeß schon vom Meere fast ganz abgeschnürten Bucht von Gar El Melah oder Porto-Farina.

Die Küstenflüsse am felsigen Nordrande zwischen Kap Roug und Kap Blanc, der Ued El Kebir, der bei Tabarka mündet, der Ued Zuara im Gebiete der Refza und der Ued El Birfa besitzen einen nur kurzen Lauf, jedoch ein großes Gefälle.

Das im nördlichen Teile der Ebene von Mâter gelegene große Süßwasserbecken, die Gara'a El Eshöl nimmt von Westen her den Ued Sedjenan und von Süden her den Ued Djumin, dessen rechter Nebenfluß der Ued Tin ist, in sich auf. Bei hohem Wasserstande steht die Gara'a durch den Ued Tindja mit dem 13 km langen und 11 km breiten Salzsee von Bizerte in Verbindung, der in seinem mittleren Teile 10—15 m tief ist und dessen Stand durch die Zuführungen aus dem Meere reguliert wird.

Von den übrigen Wasserläufen der nördlichen Abdachung ist nur noch der Ued Milian erwähnenswert; derselbe entspringt als Ued El Kebir auf dem Westabhange des Djebel Bargu, erhält nach Aufnahme des Ued Djarabia den Namen Ued Milian, durchschneidet in seinem unteren Laufe die reiche

Mornalebene und mündet südöstlich von Kades in den Golf von Tunis ein.

Auf der südlichen Abdachung fließt von West nach Ost der Ued Kamel — in seinem Oberlaufe Ued Bagra und Ued El Hammâm genannt — in zwei Armen Ued Rhâfha und Ued Ced in den Golf von Hammâmêt; in die weiter südlich gelegene Strandlagune El Djiriba mündet der Ued El Brit und der Ued El Bâl.

Ein bedeutames Sammelbecken ist der Kelsbia-See in der Niederung nordöstlich von Kairuân, dem die meisten Abflüsse des mitteltunesischen Berglandes zugeführt werden; sein Wasserspiegel ist bei mittlerem niederem Stande 12 km lang und 7 km breit, bei Hochwasser erhöhen sich die Maße auf 17,5 und 9 km und der See giebt dann seinen Überschuß an Wasser durch den Ued Menfes in die Sebtha Djiriba und mittelbar in das Meer ab.

Aus den Gießbächen des Djebel Serdj bildet sich der Ued Maruf, der nach seiner Vereinigung mit dem vom Dj. Barga herabkommenden Ued El Kjob als Ued Nebhân ostwärts weiterfließt; nachdem er das Bergland verlassen, wendet er sich nach Südost und erreicht in Gemeinschaft mit dem Ued Bogal, der sich nordwestlich von Kairuân aus einer Anzahl vielnamiger Bäche zusammengesetzt hat, das sumpfige Südwestgestade des Kelsbia-Sees.

An derselben Stelle ergießt sich auch der Ued Zerâd, der längste mitteltunesische Flußlauf in den See. Die Quellen dieses Flusses liegen am Südabhange des Bergmassivs von Sâk El Djemma, der Quellfluß Ued Sgiffa durchströmt in südlicher Richtung das Belad Djûf, heißt nach Aufnahme des Ued Babâsh (r.) Ued Kuhlâ bis zum Zusammenströmen des Ued Sbiba (r.), der von Westen kommt und des Ued Massenna (l.), der sich ein langes, schmales Erofionsthal durch den

Djebel Škarna gegraben hat, von Norden her. Von diesem Punkte ab wendet sich der Ued El Hatob genannte Fluß nach Osten, umgeht in einer nach Norden geöffnieten Schleife den Dj. Tuila, empfängt am Fuße dieses Berges den von Südwest kommenden Ued Djilma und fließt nun als Ued Zerüb südlich von Kairuân vorüber dem Kelbia-See zu, an dessen Rande er sich mit dem von Westen zuströmenden Ued Marg El Sil vereinigt. Unter den Nebenflüssen ist der Ued Djilma der bedeutendste; derselbe entspringt nahe der algerischen Grenze auf dem Djebel Hallûk als Ued El Fahl, fließt als Ued El Hathob und Ued Fuçannah nach Südosten, nach Einfluß des Ued El Ašhim ostwärts und schließlich, nachdem der Ued El Hallûf eingemündet ist, erst unter dem Namen Ued-El Fekka, dann Ued Djilma nordöstlich. In den Shott El Garša ergießt sich außer vielen kleinen periodischen Bächen der aus der Vereinigung von Ued Um El Ksob und Ued Sidi Ašš gebildete Ued Baiašš, an dem die Dase Gasqa liegt, und der nach Aufnahme des Ued Selbja (r) Ued Melah (Salzfluß) genannt wird. Der Shott El Djerid erhält keine nennenswerten Zuflüsse.

Der Kleinen Syrte strömen der Ued El Leben, Ued Akarit, Ued Melah und Ued Gabes zu, von Süden her führen die meist trockenen Betten des Ued Serrag, Ued Merzig, Ued Zigrau, Ued Hallûf und Ued Fessi zum Meere.

Der Süden der Regentschaft und vor allem das Gebiet um die Shotts ist reich an Thermalquellen, die jedenfalls in zahlreichen Verwerfungsspalten aufsteigen; die meisten Dase am Rande der Sahara verdanken diesen Thermen ihre Existenzbedingungen. Heiße Quellen treten über das Land verstreut dann noch an einzelnen Punkten auf, am bekanntesten sind die zu Heilzwecken benutzten Thermen von Hammâm El Enf bei Tuniö und Korbes.

Ähnlich wie in der algerischen Sahara sind auch im Süden Tunisiens unter den diluvialen Sanddünen unterirdische Sammelbecken von Wasser vorhanden, die zwischen zwei Schichten undurchlässigen Gesteins — gewöhnlich Gyps — eingeschlossen sind und durch langgedehnte Kanäle und durchlässige Schichten mit dem Berglande in Verbindung stehen. Ebenso wie im Ued Gîr ist es hier mehrfach, so auf dem Isthmus von Gabes, gelungen, die Wasserschicht zu erhohren und durch diese artesischen Brunnen eine grüne Oase in die Wüste hineinzuzaubern. Ein Fortschreiten auf diesem Gebiete verspricht in diesen Landstrichen reiche Früchte zu tragen.

#### Klima.

In thermischer Hinsicht sind drei Zonen in der Regentenschaft zu unterscheiden: das Küstengebiet, das Gebirgsland im Westen und Norden und das Belad El Djerid mit der sich anschließenden Sahara. Das Küstengebiet erfreut sich eines milden Klimas, das durch das mittelländische Meer in besonders hohem Grade beeinflusst wird. Während der Sommermonate steigt die Temperatur von 20° bis 35° C. und erreicht unter dem Einflusse von Süd- und Südostwinden, dem austrocknenden, die Vegetation vernichtenden Scirocco (Shilli oder Gebli der Araber) selbst 45 und 50° C. im Schatten. Die heißeste Stunde der Sommertage fällt in die Zeit von 11 bis 12 Uhr Vorm., gegen 1 Uhr Nachm. springt meist eine leichte Brise vom Meere auf, da die kühlere Luft über dem Wasser nach dem stärker erwärmten Lande überzufließen beginnt. In der Nacht findet eine nicht unmerkliche Abkühlung der Temperatur statt, die von starken Tauniederschlägen begleitet ist. — In den Wintermonaten beträgt die Temperatur 10° C. bis 18°; unter dem Einflusse der in dieser Jahreszeit

vorherrschenden Nordwinde findet manchmal eine Abkühlung bis auf 5° und 4° C. statt, doch ist ein Sinken des Thermometers auf 0° und unter den Gefrierpunkt, wie dies im Winter 1890/91 mehrfach stattfand, zu den Ausnahmen zu rechnen. Die Mittel für die Stadt Tunis betragen nach Hann: Jan. 11,3°, April 18,1°, Juli 27,3°, Okt. 21,7°, Jahres-Mittel 19,6°.

Die Temperatur des Gebirgslandes und der Steppen im Innern ist bedeutend größeren Schwankungen unterworfen, als die des Küstengebietes. In den engen Felsthälern und auf den denudierten Kalkplatten steigt die Temperatur im Sommer unter dem Einfluß der reflektierenden Sonnenstrahlen oft auf 40° und 42°, während sie im Winter leicht unter den Gefrierpunkt sinkt und — 5° erreicht. Schneefälle gehören in den Bergen nicht zu den Seltenheiten.

Das Belad El Djerid und der äußerste Süden der Regentschaft leiden unter einer hohen Temperatur und außerordentlicher Trockenheit, sind aber immerhin noch dem Süden Algeriens gegenüber bevorzugt, da ihnen durch Ost- und Ost-süd-ost-Winde vom Meere aufgenommene Feuchtigkeit in leichter Form zugeführt wird, die einen fördernden Einfluß auf die Vegetation ausübt. Die größte Hitze herrscht auch hier, wie in der ganzen Regentschaft, in den Monaten Juli, August und September. Die Tageschwankungen der Temperatur nehmen im Süden an Umfang zu.

Die Regenverteilung ist subtropisch, d. h. die bedeutendsten Niederschläge erfolgen in den Wintermonaten, während der Sommer regenarm ist. Die Niederschläge beginnen gewöhnlich im Oktober und währen bis in den April hinein. Die niederschlagsreichsten Monate sind November und Januar, während der April die größte Niederschlagshäufigkeit aufzuweisen hat. Gewöhnlich folgt auf eine Reihe von mehreren

Regentagen wieder eine klare, sonnige Witterung. Am meisten von Niederschlägen begünstigt ist das nördliche Küstengebirge, dessen Waldbestände unter der allgemeinen Verwüstung am wenigsten gelitten haben. Die jährliche Regenmenge, die auf der Station 'An Draham in 1015 m Höhe gemessen wurde, betrug im Durchschnitt (Beob. 1889—91) 1726,6 mm. Die Nähe des Meeres und die vorhandene Bewaldung zeigen sich von großem Einfluß; die an zweiter Stelle begünstigte Station, die in annähernd gleicher Höhe (1058 m), aber in hochwaldarmer Gegend in Centraltunesien gelegene Sūk El Djemma weist sofort einen großen Abstand auf; denn die gemessene Regenmenge beträgt nur 621,3 mm.

Da die nördlichen Gebirgszüge die mit Feuchtigkeit gesättigten Luftschichten, die durch den Nord- und Nordwestwind herbeigeführt werden, zum Abregnen zwingen, so haben die südlicheren Regionen unter großer Trockenheit zu leiden, die durch die aus der Sahara wehenden Winde noch vermehrt wird. Gabes im Süden erfreut sich demnach nur noch einer mittleren Regenhöhe von 169,7 mm. Die Niederschlagshäufigkeit im äußersten Süden beschränkt sich vielfach auf nur 3 bis 4 Tage im Jahr, zu Beginn oder Ende der allgemeinen Regenperiode.

Gewitter, manchmal von Hagelschauern begleitet, treten am häufigsten gegen Ausgang des Winters auf und kommen weniger im Küstengebiet, als im Gebirgslande unter starken Blitzschlägen zur Entladung.

Die relative Feuchtigkeit ist im allgemeinen eine nicht geringe. Am trockensten ist der Monat Juli, während sich Dezember, Januar, Februar und März durch einen hohen Feuchtigkeitsgehalt auszeichnen. Die größte Feuchtigkeit wurde in 'An Draham mit 76 % im Durchschnitt beobachtet, während sich für Gafsa nur ein Jahresmittel von 53,1 % ergab.

Während der Sommermonate herrschen Ost- und Nordost=

winde vor, welche die große Hitze, wenigstens in den Küstengebieten, etwas abkühlen. Gefürchtet ist in dieser Zeit der ausdörrende Scirocco, der gewöhnlich 3 bis 5 Tage weht und große Staub- und Sandmassen mit sich führt. Im Winter sind mit Feuchtigkeit gesättigte Nord- und Nordwestwinde am häufigsten.

### Pflanzenwelt.

Den drei klimatischen Zonen entsprechend sind in der Regenschaft auch drei floristische Regionen zu unterscheiden, deren Grenzen mit denen der ersteren ziemlich genau zusammenfallen. In ihren Formen zeigt die tunesische Pflanzenwelt die volle Zugehörigkeit zum Florenreiche des Mittelmeergebietes, von dem nur der äußerste Süden, in dem einige echt saharische Arten auftreten, auszuscheiden ist.

Das nur von flachen Hügeln durchzogene Flachland um den Golf von Tunis, das geräumige Medjerbathal, die Ebene von Solimân, die Küstränder der Halbinsel Dakhla und das breite Band des Sahel an der Ostküste bilden die fruchtbarsten Gebietsteile des tunesischen Landes. Ausgedehnter Ackerbau und eine ertragreiche Kultur des Ölbaumes haben hier eine dichtere Bevölkerung entstehen lassen. Das Landschaftsbild erhält seinen besonderen Charakter durch die Olive, die in großen Hainen die Siedelungen umrahmt und die niederen Höhenzüge bedeckt. Im Norden von kleinerer, etwas verkümmelter Gestalt erreicht der Baum im Sahelgebiet eine stattliche Höhe mit vollem Wipfel und zeitigt eine Frucht von besonderer Güte. Zwischen den Olivenhainen in Gruppen von 3—10 Stämmen versprengt findet sich der Johannisbrotbaum (*Ceratonia siliqua* L.), dessen schmachtaste Früchte getrocknet werden, um als Nahrungsmittel zu dienen. Zwischen den Stämmen und an den Ackerainen blühen im Früh-

jahr zahlreiche Cruciferen, Ranunculaceen, Leguminosen und Compositen, Malven und hohe blaue Schwertlilien, die im Sommer von der Sonne versengt absterben und den Erdboden, der dann nur noch von vereinzelt Stauden von *Thapsia garganica*, die eine bedeutende Höhe erreichen, *Micinus*, *Geranium* und Disteln bedeckt ist, fast unfruchtbar erscheinen lassen.

Am Rande der oft morastigen oder ganz ausgetrockneten Flußläufe wachsen verschiedene Cyperaceen und Gramineen: *Juncus acutus* und *J. maritimus* L., die auch vielfach am Meeresstrande auftreten und zum Flechten von Matten benutzt werden, *Cyperus badius* Desf., *Hordeum maritimum* With, *Avena sterilis* L., *Phalaris paradoxa* L., *Festuca interruptes* Desf., *Arundo festucoides* L. u.

Die Hügel an der Ostküste der Halbinsel Dathela, besonders in der Umgebung von Nâbil und Kelibia, sind vielfach dicht mit der niedrigen Zwergpalme (*Chamaerops humilis* L.) bestanden, deren Blätter zu Besen gebunden werden.

Zwei fremde Gäste, der Opuntien-Kaktus (*Opuntia ficus indica* L.) und die Agave (*Agave americana* L.), die erst in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts aus Amerika nach Nordafrika eingeführt wurden, haben sich ganz außerordentlich stark verbreitet und werden allgemein zum Einhegen von Gärten und Ackerstücken verwendet. Die Früchte der *Opuntia* werden von den Mauren gern gegessen und die stacheligen Blätter dienen als Kamelfutter. Aus den langen Blättern der Agaven wird eine Gespinnstfaser gewonnen.

Von den Getreidearten werden am meisten harter Weizen und Gerste, weniger stark Mais und Rohrenhirse angebaut. Einige französische Kolonisten im Mornakthal machten den erfolgreichen Versuch, Hafer und Roggen einzuführen, sind aber unter der eingeborenen Bevölkerung noch ohne Nachahmer geblieben.



Unter den Hülsenfrüchten wird die Saubohne, die ein sehr beliebtes Volksnahrungsmittel bildet, bevorzugt und neben ihr auch die Bohne und die Ricererbse vielfach angebaut. Vereinzelt werden auch Kulturen der Erdnuß angelegt, die Früchte werden jedoch nicht zur Ölfabrikation benutzt, sondern geröstet gegessen. Die erst seit einigen Jahren in größerem Umfange angebaute Kartoffel gedeiht ausgezeichnet; in Feldkultur werden ferner in einzelnen Gegenden Kummel, Fenchel und Roriander gezogen.

Der Gemüsebau ist von der Möglichkeit einer reichlichen Bewässerung abhängig, die fast durchgängig durch primitive Schöpfvorrichtungen aus tiefen Brunnen und Cisternen erfolgt. Angebaut werden sämtliche in Europa kultivierten Gemüse: Mohrrüben, Wasserrüben, Sellerie, Petersilie, Knoblauch, Zwiebeln, Salat, Kohl, Blumenkohl, Radieschen, Artischocken, Tomaten, Auberginen, Gurken, Melonen, Wassermelonen, Kürbisse, roter Pfeffer u. s. w.

Von den Obstbäumen werden besonders die Agrumen gepflegt, die Orangen und Mandarinen sind von großem Wohlgeschmack, unter den Citronen kommt auch eine süße Art vor. Ferner werden in jedem Garten Feigen, Mandeln, Granaten, Äpfel, Birnen, Quitten, Pfirsiche, Aprikosen, Pistazien, Maulbeeren gezogen. Die Weinrebe gerät ganz vorzüglich, besonders im Norden der Regenthschaft steht dem Weinbau eine große Zukunft bevor. Bis jetzt haben die Kulturen einen Umfang von nahezu 5000 Hektaren erreicht, und in jedem Jahre werden neue Pflanzungen angelegt.

Als Narkotika werden Tabak und Hanf (hashish) angebaut; Färbestoffe liefern Krapp, Henna (*Lawsonia inermis* L.), der vielfach bei der Toilette der Maurinnen zum Rotfärben der Fingernägel und Fußsohlen Verwendung findet, und Safran. Da die Orientalen besondere Liebhaber

gerüchen sind, so wird in den Gärten eine große Anzahl von Pflanzen gezogen, aus denen durch Extraktion wohlriechende Wasser und Essenzen gewonnen werden können. Die beliebtesten sind: Rosen, Geranium, Jasmin, Lavendel, Rosmarin, Menthe, Basilikum, Majoran, Malve, Nelke, Eisenkraut, Wermut und Pomeranze.

Den Übergang von der Küstenniederung zum Gebirgslande bildet ein breiter Streifen eines fast wasserlosen Steppengebietes. Der ausgedörrte Boden, der durch die starke Bestrahlung in Schollen zersprengt ist, wird von Büscheln der starren *Stipa tenacissima* L., des *Halragrases*, bedeckt. Die Nomadenstämme dieser Gegenden ernten die Pflanze im Frühjahr und bringen sie auf Kamelen in die Küstenplätze, besonders Souffe, Sfar und Gabeß, von wo aus das in Ballen zusammengepreßte Gras zur Papierfabrikation nach England verschifft wird. Während der winterlichen Regen belebt sich das Bild etwas, zwischen die starren Gräser mischen sich *Artemisia Herba alba*, weiße Anthemis, eine ockergelbe Ringelblume (*Cladanthus arabicus*), einige Staceen, die weiße *St. Thouini* und die rosenrote *St. pruinosa*. Dazu treten die den Dromedaren so gefährliche *Thapsia garganica*, *Limonium Guyonanum* mit dickfleischigen Blättern und roten Blüten und die Rose von Jericho (*Astericus pygmaeus*) mit ihrer bizarren Gestalt.

Um den Rand der Salzlümpfe wachsen hartstengliche Salsolaceen, *Salsola vermiculata* und *Anabasis articulata*.

Weiter nach den Vorbergen zu tritt auch schon in der Ebene die der gesamten mittelmeeerischen Flora eigene Vegetation von immergrünen Büschen und Bäumen auf, die dann für das ganze, die Mittelgebirgshöhe nicht überschreitende Bergland charakteristisch bleibt. Die sog. Maquis (oder ital. *Macchie*) bestehen aus Terebinthaceen (*Pistacia lentiscus* L.

und *P. atlantica* Desf.), dem scharfbornigen *Zizyphus lotus* Lam. (arab. Zerib), der von den Eingeborenen zu Hürden als Schutz gegen wilde Tiere aufgehäuft und zur Einfassung der Duars benutzt wird, *Ericen* (*Arbutus unedo* L. und *Erica arborea* L.), *Crataegus oxyacantha* L., *Myrtus communis* L., Rosmarin, Thymian u. a. Im bergigen Gebiete treten hierzu *Thuja articulata* Desf., *Juniperus phoenicea* und *J. oxycedrus* L., unter die vereinzelt Gruppen von Stein- und Korkeichen (*Quercus ilex* L. und *Q. suber*), Aleppo-Kiefern (*Pinus halepensis*), Cedern (*Cedrus libani* var. *atlantica*), Eiben (*Taxus baccata*), Ulmen (*Ulmus campestris* Sm.), eine Eichenart (*Fraxinus dimorpha*) und wilde Oliven gemischt sind. Größere Bestände von wirklichem Hochwald — hauptsächlich Eichen — finden sich fast nur im Nordwesten der Regentschaft und längs der algerischen Grenze. Der Rest des Berglandes ist seines einst prächtigen Waldschmuckes fast gänzlich entkleidet worden. Eine verblendete Zerstörungs- und Vernichtungswut hat ungeheure Waldstrecken niederschlagen oder niederbrennen lassen. Die Folge davon ist, wie schon angedeutet, ein Versiegen der Quellen und eine ungeheure Unregelmäßigkeit in der Speisung der das Unterland bewässernden Wasserläufe gewesen. Im allgemeinen zeigt die Nordseite der meist SW-NO streichenden Gebirgszüge eine besser entwickelte Vegetation, da hier die winterlichen Niederschläge unter dem Einfluß der Nordwinde reichlicher sind, während die im Regenschatten gelegene Seite den vernichtenden Wirkungen des Scirocco ausgesetzt ist. Die Dichtigkeit der Bewaldung und der immergrünen Buschvegetation nimmt nach Süden fortschreitend graduell ab. Nur tiefeingeschnittene Ueds zeigen neben zahlreichen Oleanderbüschen eine üppigere Vegetation.

In neuerer Zeit sind seitens der Regierung lebhaftere An-



strenungen gemacht worden, das Bergland wieder aufzuholzen. Die große Gleichgiltigkeit der eingeborenen, nomadisierenden Bevölkerung und die zahlreichen Ziegenherden, welche die jungen Baumschößlinge abnagen, bieten jedoch kaum zu überwindende Hindernisse. Recht dankbar und zur Anpflanzung trefflich geeignet hat sich der australische Eucalyptus erwiesen, von dem verschiedene Arten in den letzten Jahren eingeführt worden sind.

Die Charakterpflanze des Südens bildet die kostbare Dattelpalme (*Phoenix dactylifera* L.), die diesen Landstrichen auch den Namen Belad El Djerid (Land der Dattelpalme) gegeben hat. In den Oasen um die großen Schotts bildet sie gewöhnlich den einzigen und wertvollsten Besitz der Bewohner. Zwar kommt die Dattelpalme in Nordtunis in vereinzelt Stämmen vor, bringt ihre Früchte aber nicht zur vollen Reife. Das gleiche ist bei den Stämmen des kleinen Dattelpalmenhaines bei Monastir der Fall, die vorzugsweise zur Bereitung des Palmenweines (lagmi) durch Anzapfen der Stämme benutzt werden. Auch die Früchte aus der Gegend von Sfax und von den Kerkena-Inseln munden nur dem Gaumen eines Eingeborenen und erst im 34. Breitengrade wird eine Frucht gezeitigt, die ein köstliches, wohlschmeckendes Fleisch besitzt. Unter den vielen angebauten Arten liefert die Deglapalme die besten Früchte, die besonders für die Ausfuhr nach Europa gesucht sind. Zwischen den Stämmen der Palmen, deren gedeihliche Entwicklung an eine reichliche Bewässerung gebunden ist, betreiben die Bewohner der Oasen fleißig Gartenbau und ziehen hier die meisten der auch im Küstengebiet vorkommenden Gemüse- und Obstarten.

Außerhalb der Oasen ist die Vegetation eine äußerst dürftige. Am Rande der Schotts kommen noch harte Salsolaceen fort, daneben wachsen dürftig versprengte Tamarisken (*Tamarix*

africana und *T. panciovulata*), *Acacia tortilis*, *Atriplex halimus*, die dornige, buschartige *Nitraria tridentata* mit traurig dunkelen Blättern, Ginster- und Retam-Sträucher.

### Die Tierwelt.

Die Tierwelt Tunesiens gehört der mittelmeerischen Subregion der Palaearktischen Tierregion an und weist die meisten der in den südeuropäischen Ländern vorkommenden Formen auf. Die ungeheueren Waldverwüstungen und die Jagdluft des Menschen haben eine Anzahl von Tierarten aus einem großen Teile ihres Verbreitungsgebietes verdrängt oder auch ganz vernichtet.

Der einst so zahlreich verbreitete Löwe, der in Sendungen von mehreren hundert Exemplaren für die Tierkämpfe nach Rom gebracht wurde, hat sich nur noch in den waldbreichen Gebieten im Nordwesten in schwacher Anzahl halten können. Das gefräßige, mächtige Raubtier, das nach einer Berechnung Gaffarel's (in Algérie S. 439) jährlich einen Schaden von 13 870 Franken auf den Kopf unter den Herden anrichtet, ist von den eingeborenen und fremden Jägern hart verfolgt. In das vom Löwen eingenommene Gebiet hat sich auch der gewandte und überaus listige Panther zurückgezogen, dessen Hauptnahrung Wildschweine und anderes Wild bilden. In den Wäldern des Nordwestens und dann auch in den Bergen des Südens finden sich noch von Katzen der Gepard, der Serval, der Caracal, die Wald- und die libyische Katze vor. Weiter verbreitet sind der gem. und der afrikanische Iltis.

Die lichtscheue Hyäne (*Hyaena striata* L.) durchstreift das Bergland, der Schakal ist überall gemein, seltener kommt der Schakalwolf (*Canis tripolitanus* Wagn.) besonders im Süden vor. Von den Fuchsarten trifft man den *Canis atlanticus*

Wagner u. C. niloticus Geoffroy, am Rande der Sahara den großohrigen Fennel (*Canis cerdo* L.). In den Bergschluchten haust die afrikanische Zibet- und die Genettfaze und in einigen Gewässern des Nordens, z. B. bei 'Min Draham, ist eine Fischotter *Lutra angustifrons* Latasti Hagenmüller be-stätigt worden.

Von jagdbaren Tieren kommen an der algerischen Grenze, vornehmlich in den Wäldern am Djebel Ustata, der Edel- hirsch und der Damhirsch vor; das Reh fehlt gänzlich, sodaß wohl die Annahme berechtigt erscheint, daß die beiden Hirsch- arten erst in römischer Zeit nach Nordafrika verpflanzt worden sind. Auf dem Djebel Ghöl inmitten des gleichnamigen Süßwassersees südlich von Bizerte befindet sich eine kleine Büffelherde, die dort geschont wird; jedenfalls hat man es hier mit verwilderten Hausbüffeln zu thun. Die Steppen des Südens beleben verschiedene Antilopenarten in kleinen Rudeln: die gewöhnliche Gazelle *Gazella dorcas* Pall., die *Gazella Corinna* Pall., die zierliche Antilope *minuta* Ludwig und die Mendes-Antilope (*Addax nasomaculatus* Blainville). Die fast unzugänglichen Schroffen der süd-tunesischen Berg- kämme hat der afrikanische Mufflon (*Ovis tragelaphus* G.) zur Zufluchtstätte erwählt. Das Wildschwein, eine etwas kleinere Form, als das nordeuropäische, ist im ganzen tunesischen Berglande gemein, ebenso der Fasel, der am Rande der Sahara durch den ägyptischen Fasel ersetzt wird. Das wilde Kaninchen kommt nirgendwo auf dem Festlande, dagegen um so zahl- reicher auf den vorgelagerten kleinen Felseländen vor.

Die einzige in Nordafrika auftretende Affenart, der schwanzlose Hundsaife oder Magot (*Inuus Sylvanus* L.) ist nur noch in entlegenen Felssthälern des Westens zu finden. Die Flebermäuse sind durch eine größere Anzahl von Arten ver- treten; von den Insektenfressern sind der algerische und der

Wüsten-Igel, ein Rohrrüßler (*Macroscelides Rozeti*, Duvernay), und mehrere Spitzmäuse vorhanden.

Zahlreich ist das Heer der Nagetiere, als die bemerkenswertesten sollen hier nur genannt werden: das Stachelschwein (*Hystrix cristata*, L.), das in Felshöhlen wohnt, der Gundi (*Ctenodactylus gundi*, Buthman), die Springmaus arab. djerbôa (*Dipus aegyptius*, Hasselquist), mehrere Rennmäuse, Haus- und Waldmaus, Hausratte, Wanderratte und der Gartenschläfer (*Myoxus quercinus*, L.).

Die Viehzucht beschäftigt einen großen Teil vornehmlich der nomadifizierenden Bevölkerung Tunesiens und bildet die hauptsächlichste, selbst manchmal einzige Hilfsquelle ihres Unterhaltes.

Das tunesische Rind ist von sehr kleinem Schlage, dürrig in seiner Muskulatur, aber sehnig, leicht beweglich und zu allen Arbeiten zu verwenden. Die Färbung ist vorwiegend ockergelb, die Hörner sind sehr klein und vorwärts konvergenz nach innen gekrümmt. Bei dem wenig nahrhaften Futter, das fast den ganzen Sommer hindurch nur aus Stroh besteht, liefern die Kühe sehr wenig Milch.

Den Hauptreichtum der Nomadenstämme bilden die Schafherden, die aus den Nordafrika eigenen Fettschwanzschafen bestehen. Die Ergebnisse der Herden sind Wolle und Milch, aus der auch Butter bereitet wird. Durch französische Kolonisten wurden verschiedene edlere Schafrassen nach Nordtunesien eingeführt, das Ergebnis ist scheinbar ein zufriedenstellendes.

Neben den Schafen halten die Nomaden ferner zahlreiche Ziegenherden, die bei ihrer großen Genügsamkeit in den Bergen gut fortkommen, dort aber durch das Benagen der jungen Baumstämme großen Waldschaden anrichten. Die langen schwarzen oder dunkelbraunroten Haare dienen mit Schafwolle vermischt zum Weben der Zelttücher, aus den Häuten werden Wasser- und Ölschläuche angefertigt.

In den Städten der Küste trifft man häufig eine aus Malta eingeführte Ziege an, ein großes hörnerloses Tier mit langen, hängenden Ohren, das viel reichlichere Milch als die eingeborene Art liefert.

Mit der Aufzucht von Schweinen, dieser dem Moslem und dem Juden so verhaßten Haustiere, ist in der Zaguân-Ebene und an anderen Plätzen Nordtunisiens durch Italiener der Anfang gemacht worden.

Reit- und Lasttiere sind Pferd, Esel, Maultier und Dromedar. Die Pferde gehören vorwiegend der Berberrasse an, sie sind klein, ausdauernd, genügsam und durch einen fast beständigen Aufenthalt im Freien sehr an das Ertragen von Strapazen gewöhnt. Im Süden finden sich bei den Nomaden auch Pferde arabischen Schlages und Kreuzungen zwischen Berber- und Araber-Rasse.

Die kleinen Esel von grauer oder brauner Farbe sind ungeheuer leistungsfähig, dabei noch zäher und genügsamer als die Pferde, werden aber von den Eingeborenen für ihre treuen Dienste grausam und schlecht behandelt.

Die Verbastardierung von Eselhengst und Pferdebestute ergiebt das Maultier, das seines angenehmen und schnellen Paßganges wegen von den Mauern sehr geschätzt wird. Bei den Stämmen im Innern ist das Maultier selten zu finden.

Ein jüngerer Gast unter den Haustieren Nordafrikas ist das einhöckerige Kamel (Dromedar), das sich durch seine ausnehmend gute Verwendbarkeit ganz unentbehrlich gemacht hat. Im Altertum in Afrika noch unbekannt, wurde das Dromedar erst durch die Araber bei ihrem Vordringen gen Westen eingeführt. Man unterscheidet Lastdromedare (arab. djemal) und Reindromedare (arab. mehari), die sich jedoch nur bei den Saharastämmen finden und im Körperbau zierlicher als die ersteren sind. Die Milch der Dromedare wird



getrunken, die Haare werden abgeschoren und zum Weben der Härks verwendet. Verunglückte Tiere werden geschlachtet und gegessen.

Der Wächter im Zeltlager und in den Gehöften ist ein großer, starker Schäferspitz — von den Franzosen chien kabyle genannt — mit langen, blendend weißen Haaren und voller buschiger Rute; zur Hezjagd auf Gazellen, Hasen und Schakals dient ein schlanker lehmfarbiger Windhund, arab. Slägi.

In den Häusern der Städte und Dörfer findet sich die schwarz, weiß und rotgelb gefärbte spanische Haustage. Einige größere Säugetierformen sind in der Regentschaft — wie überhaupt in den Atlasländern — ausgestorben, da die ihnen notwendigen Lebensbedingungen, Waldschatten und Wasser, im Laufe der Zeiten durch die Waldvernichtung verloren gegangen sind. Zu diesen gehört vor allem der Elefant, der noch von den Karthagern zu Kriegszwecken abgerichtet wurde. Im Allubium finden sich ferner Reste von Rhinoceroten und Büffeln.

Die Vogelwelt ist in Tunisien durch eine reiche Anzahl von Arten vertreten; ein Teil von diesen sind Standvögel, andere kommen als Wintergäste oder durchziehen das Land nur auf ihrer Wanderung nach dem wärmeren Subän.

Aus der Ordnung der Raubvögel horsten auf den Felsklippen des Berglandes der mächtige Lämmergeier (*Gypaëtus barbatus*, L.), der Gänsegeier (*Gyps fulvus* Gm.) und der Nasgeier (*Neophron percnopterus*, Temm), der Steinadler (*Aquila fulva*, L.) und der Zwergadler (*A. pennata*, Gm.). An der Küste kreift der Fischadler (*Pandion haliaëtus*, L.) und im besiedelten Gebiet finden sich mehrere Falkenarten, Sperber und Weihen, in der Steppe und in den Vorbergen der Steppenbuffard (*Buteo desertorum*, Daud.). Die Familie der Eulen ist durch den zierlichen Wüstenkauz (*Athene alaux*, Savig.), den

seltenen Pharaonenuhu (*Bubo ascalaphus*, Savig.), die Zwergohreule (*Scops giu Scop.*) und die Sumpfohreule (*Strix brachyotes*, L.) vertreten.

Mehrere Nachtschwalben- und Segler-Arten passieren mit den Schwalben das Land; zu erwähnen sind die Ägyptische Nachtschwalbe (*Caprimulgus Aegyptius* Lict.) und *Cypselus affinis*, J. E. Gray.

Der Kukul ist selten, häufiger sind der Wiedehopf, die Blaurake und der prächtig gezeichnete Bienenfresser (*Meriops apiaster*, L.). Der großen Walbarmut wegen sind die Klettervögel selten, bis jetzt wurde nur der Wendehals (*Yynx torquilla*, L.) auf dem Durchzuge beobachtet. Unter den krähartigen Vögeln ist der gemeinste der gem. Star, der in ungeheueren Schwärmen auf der Wanderung durch Tunesien kommt. Nicht selten ist der Einfarbstar (*Sturnus unicolor* Marc.), auch der Kollkrabe (*Corvus corax*, L.) und die Maurische Elster (*Pica Mauritanica* Malh.) kommen in einzelnen Paaren vor.

Die charakteristischen Arten in der Ordnung der Fänger sind der Tschagra (*Telephonus erythropterus*, Swains), der mattgefärbte algerische Raubwürger (*Lanius Algeriensis*, Less.) und die schöne Ultramarinmeise (*Parus ultramarinus*, Bp.).

Aus der großen Schar der Sänger, von denen die meisten auch der Fauna des südlichen und auch des übrigen Europas angehören, seien hier nur genannt: Cettis Nachtigallrohrsänger (*Bradypterus Cettii*, Marmorata), Cistenrohrsänger (*Cisticola schoenicola*, Temm.), Sardensänger (*Melizophilus sardus*, Marm.), Provencefänger (*M. provincialis*, Gmd.), Wüstensteinschmäger (*Saxicola deserti*, Rüpp.) im äußersten Süden der Regentenschaft, dazu zahlreiche Lerchenarten, unter denen gleichfalls vorzugsweise im Süden vorkommend die Flabellfarbige Haubenlerche (*Galerida isabellina*, Bp.), die kleine Stummel-

lerche (*Calandritis minor*, Cab.), die Kalanderlerche (*Melanocorypha calandra*, Boie), die seltene Knackerlerche (*Rhamphocoris Clot-Bey*, Bp.) und die Alaemon *Margaritae*, Koenig bemerkenswert sind.

Unter den Dickschnäblern finden sich zahlreiche Ammernarten, der für Tunesien typische Maurensinf (*Fringilla spodiogenys*, Bp.) und der im Süden nistende Felsengimpel (*Erythrospiza githaginea*, Licht.).

Die Tauben sind durch die Hohltaube (*Columba oenas*, L.), die Felsentaube (*Columba livia*, L.), die oft in verlassenen Brunnen und Cisternen nistet, die Turteltaube (*Turtur vulgaris*, Eyton), und in den Oasen durch die Palmentaupe (*Turtur senegalensis*, Bp.) vertreten.

Die Ordnung der Hühnervögel weist gleichfalls nur vier Arten vor: die Wachtel (*Coturnix dactylisonans*, M.), der bei ihrem Durchzuge von zahlreichen Nasjägern fürchtbar nachgestellt wird, das durch die ganze Regentschaft verbreitete Klippenhuhn (*Caccabis petrosa*, Gm.), ein geschätztes Wildbret, das Laufhühnchen (*Turnix sylvatica*, Desf.) und in der Wüste und Steppe das Sandflughuhn (*Pterocles arenarius*, Temm.).

Ueberaus zahlreich ist die Ordnung der Sumpfs- oder Watvögel vertreten. In der Steppe leben die Zwergtrappe (*Otis tetrax*, L.) und die Kragentrappe (*O. houbara*, Gmel.) und in der Wüste der Kennvogel (*Cursorius isabellinus*, Meyer.). An den Rändern der flachen Sebkhen und am Meeresstrande finden sich der Triel (*Oedionemus crepitans*, L.), verschiedene Regenpfeiffer, Ribiße, Kraniche, zahlreiche Reiherarten, Rohrdommeln, Wasserhühner, Schnepfen, Schlammläufer, Strandläufer, Wasserläufer und die hübsche Avocette (*Recurvirostra avocetta*, L.). Der Storch fehlt eigentümlicher Weise ganz.

Die lang ausgedehnte und zum großen Teile feuchte Küste lockt auch mannigfache Arten aus der Ordnung der Schwimmvögel.

vögel an. Die prächtigste Erscheinung bietet der in langen Ketten im Wasser der Lagunen gründelnde Flamingo (*Phoenicopterus antiquorum*, Temm), der aber anscheinend in Lunesten nicht brütet; die Sandbänke umschwärmen zahlreiche Scharen von Meer- und Seeschwalben und Möven. Im flachen Wasser des Meeres und der Binnenseen liegen häufig Ketten verschiedener Entenarten und neben mehreren Steiþfüßen taucht auch der Kormoran in die fischreichen Gründe.

Das verbreitetste Haustier aus der Klasse der Vögel ist das Haushuhn, das man überall auch in den Zeltbüchern bei den Nomaden antrifft und dessen Fleisch und Eier sehr geschätzt werden. Als Zugvogel wird daneben das aus dem Sudän eingeführte Perlhuhn gehalten. Enten und Gänse sind selten, meist nur bei europäischen Kolonisten, anzutreffen, häufiger kommt die Hausstaube in einer kleinen, kurzschnebeligen Varietät vor.

Die Klasse der Reptilien bietet eine Anzahl interessanter Arten, besonders Wüstenbewohner.

Von Schildkröten finden sich nur *Testudo Ibera* Pall. weit durch das Land verbreitet, *Clemmys leprosa* Schweigg. in sumpfigen Wassertümpeln und *Chelonia caonana* im Meeresswasser.

Reicher sind die Saurier vertreten. Genannt seien hier nur das Chamäleon, die Perleidechse, der Stachelschweif (*Uromastix acanthinurus*, Bell.), der Erdwaran, mehrere *Acanthodactylen*, der Apotheker- und der Schneidersche Stink, die Fußschleiche (*Seps chalcides*, Bp.), und der gem. Geco.

Die Steppen und Wüstenstriche des Südens sind auch das eigentliche Verbreitungsgebiet der Schlangen, unter denen einige sehr giftige Arten vorkommen. Gefürchtet sind die Gehörnte Viper (*Cerastes cornutus*, Wage.), die von Gauklern bei ihren Vorstellungen benutzte afrik. Brillenschlange (*Naja haje*,

L.), die *Vipera deserti*, Boulenger; weit verbreitet sind die *Vipernatter* (*Tropidonotus riperinus*, Boie) und die *Eidechsen-*natter (*Coelopeltis Monspensulana*, Herm.).

Weniger reichhaltig tritt die Ordnung der Lurche auf; die Schwanzlurche fehlen anscheinend ganz. Der Wasserfrosch ist durch eine Varietät (*Rana esculenta* var. *Latastei* Cam.) vertreten, er findet sich in der Niederung und im Gebirge; fast noch häufiger sind die Kröten (*Bufo variabilis*, Pall. und *B. Mauritanicus*, Schl.), die einen großen Verbreitungskreis innehaben, zu ihnen gesellt sich der *Discoglossus pictus*, Grav.

Die Fische. Die Fauna der Meeresbewohner ist die gleiche, wie an den übrigen Küsten des westlichen Mittelmeerbeckens und kann deshalb von einem näheren Eingehen auf dieselbe Abstand genommen werden, nur erwähnt sei der Thunfisch. Die Süßwasserfauna ist dem periodischen Auftreten der meisten Wasserläufe entsprechend nur eine dürftige; am häufigsten kommen noch Barben und Aale z. B. im Kelbia-See vor, und in einigen Uebß des nordwestlichen Berglandes wurden Forellen beobachtet. In den Thermen Südtunisiens, so in den Piscinien von Gasça, werden öfters *Chromis Desfontainei*, *Cyprinodon calaritanus* und *C. cyanogaster* angetroffen.

Das Reich der Insekten ist artenarm. Von den Eingeborenen wird die Biene eifrig gezüchtet. Sehr lästig sind die in manchen Gegenden sehr zahlreichen Fliegen und Mücken; eine schwere Landplage bilden die von Zeit zu Zeit auftretenden Wanderheuschrecken, da sie auf ihrem Zuge alle Vegetation vernichten.

Schädlich durch ihre Stachwaffe sind aus der Klasse der Spinnentiere die Skorpione, von denen zwei Arten vorkommen, *Occitanus androtonus* und *Buthus palmatus*, ferner die Tarantel (*Lycosa tarantula*, Rossi).

Die Mollusken liefern den achtfüßigen Seepolypen (Octo-

pus vulgaris, Lam.) und den gem. Tintenfisch oder Sepie (*Sepia officinalis*, L.), die von den Fischern viel gefangen und in getrocknetem Zustande zur Ausfuhr gebracht werden. Die marinen Mollusken des westlichen Mittelmeerbeckens sind ohne besondere Erscheinungen; unter den Binnenconchylien sind vor allen die Helices, dann einige *Bulimus*-Arten, und die Familien der *Ferussacia*, *Clausilia*, *Pupa*, *Lymnaea*, *Cyclostoma*, *Melania* und *Melanopsis* vertreten.

Von den Meeresbewohnern aus dem Reiche der anderen Tiere sind noch zu nennen: der gem. Seeigel (*Echinus esculentus*, L.), der im Frühjahr am Strande gefischt und genossen wird, die Edelcoralle (*Corallium nobile*, L.) am felsigen Strande zwischen Tabarka und La Calle, wo zahlreiche, meist sicilianische Fischer dem mühseligen, aber lohnenden Gewerbe der Korallenfischerei obliegen, und der Badeschwamm (*Spongia communis*, Lam.), der vornehmlich an der seichten Ostküste vorkommt und einen hervorragenden Handelsartikel der Kleinen Syrte bildet.





## Kapitel XVIII.

### Bevölkerung und Besiedelung.

#### Bevölkerung.

Den Grundstock der Bevölkerung Nordwestafrikas bilden die Massen berberischer Völkerschaften, welche aus der Verschmelzung eines zwiefachen, aus verschiedenen Richtungen eingetroffenen Wanderstromes, dem einer blondhaarigen und hellhäutigen und einer schwarzhäutigen und dunkelhäutigen Rasse, entstanden und anscheinend in eine nahe Verbindung mit den iberischen, etruskischen und pelasgischen Völkern zu bringen sind.

Die uralte Uneinigkeit, das Unwesen der Goff's, welches bis auf den heutigen Tag besteht, hinderte die Berber, eine eigene, starke Nation zu bilden, welche mit den großen Kulturvölkern im Mittelmeerbecken in Wettbewerb hätte treten können. Dem Goff fukâni, den Bewohnern der Berge, z. B. steht der Goff tahtani, die Bewohner des flachen Landes, gegenüber, und selbst im kleinen Stammverbände, im engen Kreise der Familie öffnet sich der klaffende Spalt der Zwi-

tracht, der Brüdern die Waffen gegeneinander in die Hand drückt.

Als die sidonischen und nach ihnen die tyrischen Kaufherren auf ihren abenteuerlichen Fahrten nach den fernen, nebelumwallten Zinninseln den afrikanischen Strand an der Kleinen Syrte betraten, wurde es ihnen unter listiger Benutzung der ewigen Parteistreitigkeiten leicht, in den libyschen Landen festen Fuß zu fassen und vereinzelte Handelskontore zu gründen, welche durch ihre günstige Lage den wichtigen Verkehrsstraßen nach Südgallien, Hispanien und Britannien eine bedeutende Unterstützung gewährten.

Der Einfluß, welchen diese ersten phönikischen Niederlassungen auf die berberische Bevölkerung ausübten, ist ein kaum nennenswerter geblieben. An der Küste entlang waren auf den späteren Stadtstellen von Hippo Zarjtuß, Utica, Hadrumetum, Leptis minor u. a. befestigte Warenlager errichtet worden, und der Verkehr ihrer Inassen mit der umwohnenden Landbevölkerung beschränkte sich nur auf ein Tauschgeschäft, in welchem die Erzeugnisse des Landes: Getreide, Datteln, Wolle, Felle, Wachs und Honig gegen Schmuck, Waffen und Geräte, welche aus den Werkstätten eines kulturell höher entwickelten Volkes hervorgegangen, eingehandelt wurden.

Nach den Berichten der alten Geographen (Herodot u. a.) saßen im Süden der Kleinen Syrte die Troglodyten, auf der Insel Mening (Djerba) und dem benachbarten Festlande die Lotophagen, am Gestade bis zu den Schottbecken die Nachlyer und im Norden derselben die Mayyer, Käsen, Zauefen und Ghzanten.

Eine Änderung in den Verhältnissen trat ein, als die tyrische Fürstin Eliffar (Dido) nach der Ermordung ihres Eheims Siharbaal mit dessen Anhängern und Schätzen nach Nordafrika flüchtete und auf einem die einstige sidonische



Kolonie Rambe beherrschenden Hügel die Byrsa der Neustadt erbaute. Die früheren phönizischen Ansiedler hatten selten oder nie die Absicht gehabt, sich an der fernen Barbarenküste einen bleibenden Wohnsitz zu gründen, sie waren ins Land gekommen, um hier einen schnelleren und leichteren Erwerb zu finden, und warteten nur mit Ungeduld darauf, daß ihnen ihre Mittel gestatten würden, in der Heimat Erholung und Ersatz für die in der freiwilligen Verbannung erlittenen Entbehrungen zu suchen.

Anders die neue Siedelung. Hier waren es Landsflüchtige, die eine neue Heimat suchten, Männer und Jünglinge aus den edelsten Familien, von mächtigem Thatendrange erfüllt und geführt von einer ehrgeizigen und energischen Fürstin. Durch Bestechung und List, heimliche und offene Gewalt suchten die neuen Einwanderer die libyschen Völker ins Innere zurückzudrängen, und das Gebiet um die Neustadt, die Karta Hadeska, auszudehnen.

Diese Teile ihrer erweiterten Machtsphäre selbst zu kolonisieren, waren die Karthager numerisch zu schwach und zogen deshalb kanaanäische und israelitische Auswanderer ins Land, welche letztere nach der Zertrümmerung des Hehnstämmeiches gern ihrem Rufe Folge leisteten. Wenn diese semitischen Zuzüge sich auch in dem räumlich beschränkten, von ihnen bewohnten Gebiete mit den Berbern vermischten und ein neues Volk, die Libophöniker, bildeten, so ist doch der Anteil, den die Semiten an dieser Stammbildung hatten, als ein nur recht geringer zu betrachten. Die Israeliten pflegen bei inniger Berührung mit andern Völkern Sitten und Gebräuche, Sprache und Tracht ihrer neuen Nachbarn und Lebensgefährten anzunehmen und nur allein den Glauben ihrer Väter als einzige Erinnerung an ihre Abstammung zu bewahren. So geschah es auch hier, die semitischen Elemente

gingen in den Berbern auf, jedoch die Lehre Jehovas verbreitete sich über die Grenzen des libophönitischen Distriktes und drang selbst in die schwer zugänglichen Berge der Aures, wo dieselbe noch nach Jahrhunderten treue Anhänger besaß. Wie die Sage berichtet, soll die stolze Berberkönigin Damia Bent Tabeta Ben Refak, die „Kahina“ (Prophetin) genannt, welche der arabischen Invasion die letzte, entschiedene Gegenwehr entgegensetzte, zum Gotte Israels gebetet haben, und noch heute trifft man im Magreb vereinzelte Nomadenstämme jüdischen Glaubens.

Auch die Einwirkung der Karthager auf die Berber war trotz einer durch Jahrhunderte währenden Herrschaft eine nur unbedeutende. Wiewohl die karthagische Gesetzgebung die Vermischung der beiden Rassen begünstigte, so wurde dennoch diese Absicht durch die ablehnende Haltung, welche die vollblütigen, phönitischen Familien den Abkömmlingen aus solchen Mischehen im privaten, wie im öffentlichen Leben entgegenstellten, völlig paralytisch. Überdies reichte der kulturelle Einfluß der Karthager, welche vornehmlich das fruchtbare Küstengebiet besetzt hatten, nicht weit ins Innere des Landes, wo nur wenige besetzte Plätze die bedeutendsten Karawanenstrassen sicherten, und die kriegerischen Berberstämme der Berge verkehrten selten genug in friedlicher Weise mit den Herren der Küste.

Wie die ersten phönitischen Ansiedler, so wußten auch die Karthager die Parteilucht und Kampflust der Berber trefflich auszunutzen und heizten durch hinterlistig angesponnene Intriquen die Stämme gegeneinander. In diesen Kämpfen griffen sie dann oft im entscheidenden Augenblicke ein und nahmen den Löwenanteil für sich in Anspruch. Die hierbei erbeuteten Kriegsgefangenen lieferten den Karthagern ein wertvolles Material zur Gründung neuer Kolonien. Fast den gesamten

Küstenrand des westlichen Mittelmeerbeckens hatten sie auf diese Weise mit Faktoreien und Siedelungen bedeckt und u. a. auch an der Mündung des Rhone mit Hilfe deportierter Massylter Massilia, das später dann von phokäischen Auswanderern in Besitz genommen wurde, gegründet. Bis an das atlantische Gestade führten sie ihre Kolonisationsbestrebungen, der punische Admiral Hanno legte dort zuerst 300 Stationen an, und aus dieser Zeit stammen die ersten Verschreibungen unter den berberischen Elementen, indem ganze Völkerschaften aus dem Osten des Reiches willkürlich an die ferne atlantische Küste verlegt wurden.

Durch den reichen Gold, welchen die Karthager während der vielen von ihnen geführten Kriege ihren Hilfstruppen zahlten, ließ sich mancher Berberhäuptling verlocken, jenen mit seinem Clan Heeresfolge zu leisten. Eine verwandtschaftliche Annäherung zwischen den beiden Rassen entstand jedoch keineswegs aus diesem Verhältnisse, sondern die Berber kehrten nach Beendigung des Feldzuges in die heimatischen Berge zurück, um sich vielleicht bald darauf der Bewegung eines der im Innern revoltierenden Goffs anzuschließen und die Waffen gegen die zu erheben, mit denen sie erst vor kurzem Schulter an Schulter im Kampfe gestanden hatten.

Um die Zeit der punischen Kriege bildeten sich in Nordafrika mehrere berberische Königreiche, so die der Massylter und Massäthlyer, deren Herrscher berufen waren, in den Kriegen zwischen Karthago und Rom eine ausschlaggebende Rolle zu spielen. Besonders charakteristisch hebt sich aus den Wirren dieser Zeit die Gestalt des massylischen Königs Massinissa, dieses verwegenen und unermüdblichen Parteigängers für die Sache Roms, dessen Bild in scharf gezeichneten Umrissen den Typus eines Berberhäuptlings bis auf unsere Tage wiederpiegelt.

Nach dem Sturze Karthagos trat an die Stelle des phönizischen Einflusses die Kolonisation der Römer. Dieselbe war eine bei weitem eindringendere, als die der Karthager, die Einwirkung römischer Kultur auf die Urbevölkerung eine tiefere und die Vermischung der neuen Kolonisten mit jenen eine leichtere, denn zuvor. Die afrikanische Provinz Roms erstreckte sich vom Flusse Tuskä, in der Nähe des heutigen Tabarka, bis zur Stadt Thenä, den Kerkena-Inseln gegenüber, welche Gebiete sich bald mit römischen Kolonisten bevölkerten und durch den Fleiß dieser zu der hochgerühmten Kornkammer Roms werden sollten.

Während des folgenden Jahrhunderts führten die Kriege mit den sich gegen die Oberhoheit Roms auflehrenden numidischen und mauritanischen Königen die Angliederung fast des gesamten Nordwestens herbei, und Africa provincia proconsularis wurde in die Bezirke Zeugitana und Byzacium\*) geteilt. Die Kolonisation der neu erworbenen Provinz wurde vom römischen Senate mit großem Eifer betrieben; Gajus Gracchus führte 6000 italische Kolonisten nach Afrika, und Karthago erstand trotz des auf ihm lastenden Bannfluches schöner und stattlicher aus seiner Asche.

Zur Kaiserzeit hatte sich das fruchtbare Flachland und auch ein Teil des Tells mit römischen Siedelungen bedeckt; große Latifundien reicher Patrizier, die an Umfang mit den Domänen des Staates wetteiferten, wechselten mit Bauerndörfern und Militärkolonien. Das libophönizische und selbst das berberische Element wurde im Laufe der Jahrhunderte in diesen Gebieten mit dem Blute der Angehörigen ver-

---

\*) Zeugitana nach dem Stamme der Baueken, Byzacium nach dem der Byzanten genannt; letzteres führte auch die Bezeichnung Emporia.

schiedener Völkerschaften, die das Schicksal als Kaufleute oder Handwerker, Bauern oder Soldaten aus allen Teilen des weiten römischen Reiches hier zusammengeführt hatte, durchsetzt und von römischer Kultur durchdrungen.

Der Veteran römischer Legionen und der Landmann, der selbst die Hand an den Pflug legte, besaßen nicht die Voreingenommenheit phönizischer Patriziersöhne und nahmen sonder Bedenken ein junges, braunes Berberweib ins Haus, die Flamme des Herdfeuers zu schüren.

Trotzdem, daß römische Sitte und Gesetz im Lande herrschten, wurde doch nur in den Hafenstädten und am Küstensaume, der durch den lebhaften Ausfuhrhandel nach der römischen Hauptstadt in wähernder, mittelbarer Berührung mit dieser stand, lateinisch gesprochen, während in den Kolonien des Inneren sich selbst die Nachkommen römischer Einwanderer allgemein des berberischen Idioms als Umgangssprache bedienten.

Als die Wandalen unter der Führung ihres Heldenkönigs Geiserich ins Land kamen, saß in den reichen, trefflich kultivierten Gefilden und in den blühenden Städten und Ortschaften ein fleißiges, betriebsames Mischvolk, dem in den Schluchten und auf den Hochebenen des Atlas Numiden und Gätuler, Stämme der reinen, vollblütigen Berberasse, gegenüberstanden, die ein unruhiges Nomadenleben führten und von Zeit zu Zeit auf kühnen Streifzügen das Kulturland zu ihren Füßen brandschatzten und plünderten.

Nach Germanenbrauch teilten die Eroberer den Grundbesitz in drei Lose; das erste erhielt der König, das zweite die freien Krieger des Volkes und das dritte verblieb der eingeseffenen Bevölkerung zum Eigentum. Die letztere wurde in ihrer Eigenart durch die Wandalen kaum beeinflusst, wenn eine Vermischung zwischen den beiden oder ge-

drei verschiedenen Elementen in der Zeit stattgefunden hat, so ist solche doch nur in einem ganz geringen Maße erfolgt.

Unter der Regierung der letzten schwachen Könige wurden die Berberstämme in den Bergen übermütiger und drängten mit schwerer Wucht die Inassen des Kulturlandes von ihren Hüfen und Höfen der Küste zu. Das durch ein üppiges, ausschweifendes Leben unter einem heißen, ungewohnten Klima verweichlichte Vandalenvolk erlag dem von Byzanz gegen ihn geführten Stoße nach einer hundertjährigen Herrschaft in Afrika, und die vandalische Nation verschwand, ohne eine merklliche Spur zu hinterlassen.

Dieses plötzliche Erlöschen einer ganzen Nation wird uns leichter erklärlich, wenn wir bedenken, daß ein großer Teil des vandalischen Volkes bereits durch die vielen Garnisonen, welche in den ausgedehnten eroberten Landen, Tripolitaniens, Mauritanien, Sicilien und Syrien, unterhalten werden mußten, zersplittert war. Die Truppen, welche in Afrika gefochten hatten, waren gefallen oder gefangen nach Byzanz geführt worden, wo sie dem kaiserlichen Heere einverleibt wurden, der Rest des Volkes aber verstreute sich über das Reich, nur wenige Vandalen verblieben im Karthagerlande.

Die byzantinische Herrschaft, welche der vandalischen folgte, war eine überaus schlaffe und energielose, die kaiserlichen Statthalter begnügten sich, den Küstenrand und einige besetzte Plätze im Inneren des Landes besetzt zu halten, und mit Fanatismus und Grausamkeit geführte Glaubenskämpfe zerrissen das Land. Während dieser inneren Wirren stiegen die Berber in stetig wachsenden Scharen von ihren Bergen zu Thal und nahmen wieder mühelos Besitz von dem alten Erbe ihres Stammes.

Währenddem zuckten im fernen Osten die ersten Strahlen einer religiösen Bewegung auf, welche für ganz Nordafrika von der verschütterndsten Bedeutung werden, die alten Ein-

richtungen umstürzen und Land und Volk ein neues, eigenartiges Gepräge aufdrücken sollte.

Mohammed, der Stifter einer neuen, dem sinnlichen Typus seines Stammes angeformten Religion, war im Jahre 632 gestorben, und die Khalifen, seine Nachfolger, trugen im Džihād, dem heiligen Glaubenskriege, nach der Eroberung von Syrien, Palästina und Mesopotamien Halbmond und Banner des Propheten in die Lande jenseits des Roten Meeres.

640 wurde Ägypten erobert, zwei Jahre später Tripolis im Sturm genommen und im Jahre 647 ritt die Vorhut des arabischen Heeres in die Provinz Afrika ein. Rauchende Weiler und Gehöfte bezeichneten den Weg, den sie genommen, und mit blutigem Säbel in der Faust suchten die wilden Glaubensstreiter die Lehre ihres Propheten zu verbreiten.

Dem Ansturm einer rüstigen Reiterschare vermochten die entnervten Byzantiner nicht Widerstand zu leisten und mußten, von den wankelmütigen Berbern im Stich gelassen, nach der Niederlage und dem Tode ihres Patriarchen Gregorios den nachstürmenden Araberhorden Stellung auf Stellung räumen, bis sie hinter den festen Mauern Karthagos einen sicheren Schutz fanden.

Wiewohl die Araber sich nach diesem ersten Vorstoß unter Auferlegung einer hohen Kriegsteuer wieder nach Osten zurückzogen, so war das Karthagerland doch für Christentum und abendländische Kultur verloren. Oba Ben Nasa kehrte im Jahre 669 mit einer starken Macht nach Frikija zurück, gründete Kairuân und führte seine siegreichen Scharen bis nach Marokko. Zu wiederholten Malen und nicht ohne einen augenblicklichen Erfolg erhoben die Berber unter Koffeila und der Prophetin Damia Bent Labeta Ben Refak ihr Haupt, doch die stets von Osten her unterstützten Araberheere blieben Sieger und die Islamisierung des Berberlandes wurde unaufhaltsam durchgeführt.

Diese erste Eroberung des nordafrikanischen Westens (Magreb) durch die Araber ist mehr als eine religiöse und militärische zu bezeichnen; die Lehre des Propheten war überall verbreitet worden, die Zügel der Regierung lagen in den Händen arabischer Statthalter, und eine arabische Besatzung sicherte deren Machtstellung. Dennoch war die berberische Landbevölkerung und insonderheit die Nomadenstämme verhältnismäßig wenig von der großen Bewegung berührt worden. Der anfangs gewaltsam niedergedrückte Einfluß der Berber erstarke immer mehr, die arabischen Elemente wurden von der lebenskräftigeren Klasse absorbiert, und schließlich stieg nach der Regierung der Aglabiten und Fatimiden ein Geschlecht aus dem berberischen Stamme der Senhadja, die Sireiden (Ziriden) auf den Thron.

Mit mißgünstigen Augen hatten die Khalifen von Agypten die Entwicke lung der Verhältnisse im Magreb und das Wachstum der berberischen Macht beobachtet. Eine treffliche Gelegenheit, die Oberhoheit über die afrikanischen Provinzen wiederzugewinnen und gleichzeitig das eigene Land von einer schweren Plage zu befreien, sollte sich dem fatimidischen Khalifen El Mostanser in aller Kürze bieten.

In den weiten, öden Ebenen, welche sich von Palästina bis nach Yemen erstrecken, saß eine Anzahl arabischer, dem maabitischen Zweige angehöriger Stämme, welche sich durch Unbotmäßigkeit, Raubsucht und Treulosigkeit einen traurigen Ruf im Reiche der Khalifen erworben und den Beherrschern desselben häufige Widerwärtigkeiten, selbst Gefahren bereitet hatten. Die wildesten und ruchlosesten unter diesem räuberischen Gesindel der Wüste waren die Glieder der Familie Maber, die Mäb Hilal und Mäb Soleim, welche später allgemein unter dem Namen Mäb Hilal zusammengefaßt werden.



Diese reizte der Khalif auf Anraten seines Bezierrats El Yafari unter den verlockendsten Vorspiegelungen der unermesslichen Siegesbeute, welche sie finden würden, einen Glaubenskrieg gegen den abtrünnigen Magreb zu unternehmen. Mit Weib und Kind, mit Habe und Herden zogen die Ulad Hilal um das Jahr 1050 über den Nil gen Westen und brachen wie ein dichter Schwarm unersättlicher Wanderheuschrecken mordend und sengend in Afrika ein.

War die erste arabische Eroberung des Magreb nur eine äußerliche geblieben, so führte die hilalische Invasion, welche ganze Volksstämme ins Land warf, eine innigere Vermischung mit der berberischen Landbevölkerung, als sie bisher stattgefunden hatte, herbei. Um diese Zeit nahm die Völkerteile von Afrika die Gestalt an, in welcher sie mit geringen Änderungen bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben ist.

In den meisten Gegenden der heutigen Regenschaft Tunis fand eine vielfache Verschmelzung der Araber mit den berberischen Nomaden statt, bei welcher die ersteren jedoch an Zahl den letzteren bedeutend unterlegen waren. Trotzdem übte das arabische Element einen so stark zersetzenden Einfluß aus, daß die meisten Berberstämme Glauben und Sitte, Tracht und Sprache der fremden Eindringlinge annahmen und allmählich die Erinnerung an ihren Ursprung vergaßen.

Hierzu trat, daß viele Berberhäuptlinge sich mit arabischen Familien verschwägerten, um die auch in der weiblichen Linie erbliche Würde eines Sherif, des einzigen unter den Moslemn gültigen Adels, für sich und ihre Nachkommen zu erwerben. Eine Anzahl von Legenden und Sagen, die sich von Mund zu Mund überliefert haben, bezeichnet heute Stämme arabischen Ursprunges, welche in Wirklichkeit berberischer Abstammung sind und sich nur mit wenigen arabischen Familien vermählt haben; die Geschichte der letzteren ist be-

wahrt geblieben, das Bewußtsein der eigenen Vergangenheit dagegen völlig verwischt worden.

Eine weitere Verschiebung in den Verhältnissen erfolgte durch die Gründung neuer Volksgruppen, welche aus dem äußersten Magreb (Marokko und dem westlichen Algerien) kommende Heilige, Maräbuts, vom 14. bis zum 18. Jahrhundert um sich scharten. Die auf diese Weise gebildeten Stämme nahmen meist den Namen ihres Gründers an und so entstanden in Frikäha die Mehebba, die Uläd Sidi El Hâni, die Uläd Bâ Gânem, die Uläd Ambân, die Uläd Bâ Salêm und viele andere.

Als Stämme rein arabischer Abkunft möchte ich nur einige wenige Gruppen betrachten. Die Uläd Riah und die diesen nahe verwandten Uläd Sa'ïd in den Thälern und Ebenen um den Stoc des Jaguângebirges, die Uläd Suassi in der Steppe östlich der Sebka Sidi El Hâni und die große Familie der Uläd Hamâmma im Norden der Schottbecken, zu denen sich noch der kleine Stamm der Uläd Ja'gûb am Rande der Sahara gesellt. Die Uläd Hamâmma zerfallen in zwei größere Gruppen, in die vom Sohne des Gründers abstammenden Uläd Ma'âmar, Uläd 'Azis und Uläd Selâma und in die Nachkommen Rabuân's, eines Sohnes der Tochter Hamâmmas, die Uläd Arûa, Uläd Messâûb, Uläd Horshân, Duâli und Uläd M'bâret.

Während die Römer in der Urbevölkerung Nordafrikas nur eine Anzahl unzusammenhängender, vielnamiger Stämme erblickt hatten, erkannten die Araber sofort mit scharfem Blick, daß sie es im Magreb mit den Angehörigen einer einzigen, großen Rasse zu thun hatten, welche zwar in mehrere Abteilungen zerfiel, aber doch durch gemeinsame Beziehungen innerlich verbunden war. Die drei Hauptgruppen derselben bilden die Luâta, die Libyer der Alten, im Osten, die Sanhaga, die ehemaligen Gätuler und Mauritanier, im

Westen und Süden, und die Senâta, eine scheinbar später entstandene Gruppe auf der Scheide zwischen der Sahara und den Hochebenen des Atlas.

Durch die hilalische Invasion hat die Hauptmasse der berberischen Bevölkerung ihre Blutreinheit verloren, und fast ganz Afrika ist arabisches Sprachgebiet geworden. Nur auf den Hängen schwer zugänglicher Bergzüge hat sich die Berberasse rein zu erhalten vermocht, und so finden wir außer zwei größeren Gruppen eine Menge kleinerer berberischer Siedelungen über das ganze Land verstreut, deren meist feste Wohnsitze burgartig auf steilen, schroffen Felskuppen angelegt sind.

In dem felsigen Küstengebiet zwischen Bizerte und Tabarka sitzen die Stämme der Mogob, Mekna und Atatfa, welche letztere mit den Tademafta und der Mischbevölkerung der Sellâl die Konglomeration der berühmten Rhumeir (Krumir) bilden. In Mittelunesien finden wir einige weitere berberische Enklaven, das Gebiet der Martân, das Gebirgsland des Djebel Bargu und die Hochebene von Kessera. Als wirklich geschlossene Masse aber treten berberische Völkerschaften erst im Süden in den Gebieten um die Schotts herum auf. Nördlich der großen Salzlagunen sitzen die Senêd und 'Niaſſa und südlich derselben die Beni Sid, die Matmâta (meist Troglodyten), die große Nomadenfamilie der Urganma in der Wornüste, die 'Alkara an der Küste und schließlich die Bewohner der Insel Djerba, die alten Totophagen.

Die Refjâua, westlich der Matmâta, und die sedentäre Bevölkerung der Oasen um den Rand des großen Schott El Djerid (Tôzer, Nafta, El Hamma, El Ubiân u. a.) sind vorwiegend luatische Berber, welche sich stark mit äthiopischem Blute vermischt haben. Bei den nördlichen Berberstämmen ist das eigene Idiom gänzlich verloren gegangen, und nur die südliche Gruppe hat sich dasselbe z. T. zu erhalten vermocht.

Bevor wir die Übersicht über die Elemente, welche die moslemnische Bevölkerung Tunesiens bilden, abschließen können, müssen wir noch die Entwicklung derjenigen Mischrasse verfolgen, welche uns zuerst unter dem Namen Libyphöniken als eine Verbindung von Berbern und Semiten entgegentrat und dann romanisiert den größten Teil des fruchtbaren Flachlandes und des Tell besiedelt hatte. Wie wir gesehen haben, wurde schon unter der Herrschaft der letzten Vandalenkönige dieses arbeitsame und geistig hoch entwickelte Volk durch die sich von neuem ausbreitenden Berberstämme der Berge aus seinen Sitten im Tell vertrieben und gegen die Küste gedrängt. Die arabische Invasion beschleunigte diesen Prozeß und räumte mit blutiger Hand unter den im Inneren des Landes noch Widerstand leistenden Kolonien auf.

So finden wir denn schließlich diese Bevölkerung eng zusammengedrückt in dem Küstengebiet zwischen Bizerte und Tunis, am Unterlauf des Ued Medjerda, am Ostgestade der Halbinsel Dakhela, im Sahelbistrike und um einzelne besetzte Städte geschart. Die Araber haben sich vielfach mit ihr vermischt, dieselbe zum Islam bekehrt, und aus dieser Verschmelzung ist ein neues Volk, die Mauren, entstanden, welches durch seine Eigenschaften berechtigt war, eine hervorragende und einflußreiche Stellung in der Geschichte Nordafrikas einzunehmen.

Frikaha mit Kairuan und Tunis wurde durch die Mauren zum Hort morgenländischer Wissenschaft und Künste; aus diesem Volke gingen die großen, moslemnischen Gelehrten, Dichter, Ärzte und Astronomen hervor, deren Lehren eine weite Verbreitung im Morgen- und Abendlande fanden, und maurische Baumeister schufen die herrlichen, unvergleichlich schönen Werke im Magreb, Spanien und Sicilien. Die Mauren waren gewandte Handwerker und betrieben einen weit ausgedehnten



*Albert phot.*

**Moure.**



Handel, der sie in eine nahe Berührung mit den das Mittelmeer befahrenden europäischen Nationen brachte.

Einen neuen Zuwachs erhielten die tunesischen Mauren durch die im Jahre 1492 aus Spanien vertriebenen Andalusier (El Andalus oder auch Landalus), welche sich besonders in Nordtunesien, in der Hauptstadt, dessen Umgebung und im Thal des Ued Medjerda niederließen und sich mit großem Eifer dem Gartenbau widmeten. Die Andalusier gründeten mehrere Kolonien: Teburba, Mehjez El Bâb, Solimân, Miânâ, Belli u. a., und die Bewohner derselben zeichnen sich noch heute durch die Kultur ihrer Fruchtbaumgärten, in denen Citronen, Orangen, Mandarinen, Granatäpfel, Feigen, Maulbeeren u. s. w. reifen, rühmlichst aus.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geriet ein großer Teil der maurischen Bevölkerung unter den Einfluß der Spanier, welche einen Küstenstreifen und besonders die befestigten Plätze besetzt hielten. Auf die Spanier folgten 1574 die Türken, welche nunmehr ihre Herrschaft über den gesamten Magreb ausdehnten; aus der Vermischung dieser mit den Mauren entstanden die Kuruglis, welche besonders in Tunis recht zahlreich die Stelle der von hier fast ganz verschwundenen Türken einnehmen und mit Vorliebe eine Anstellung im Staatsdienste erstreben.

Ein weiterer Zufluß fremder Elemente wurde den Mauren durch den bis zum Anfang dieses Jahrhunderts lebhaft betriebenen Raub und Handel mit Christensklaven und den bis zur Jetztzeit, wenn auch nur im Geheimen, fortwährenden Kauf von schwarzen Sklaven aus dem Sudân zugeführt. Christliche Frauen und Mädchen wurden recht häufig in die Harems der Mauren gebracht und die mit ihnen gezeugten Kinder vermischten sich wieder mit dem maurischen Volke. So ist z. B. die gegenwärtig in Tunesien herrschende Dynastie

der Husseiniten fast als europäischen Ursprunges zu bezeichnen.

Ein gegen Ende des 17. Jahrhunderts als Sklave in Tunis verkaufter Korse, dessen Familienname verloren gegangen ist, erwarb sich das Wohlwollen des regierenden Bey's, trat zum Islam über und errang eine hohe Ehrenstellung. Sein aus einer Ehe mit einer Maurin hervorgegangener Sohn Hussein Ben 'Alī wurde nach dem Sturze des Bey von den tunesischen Truppen zum Herrscher ausgerufen; seine rechtgläubigen Frauen blieben kinderlos, und nur eine Christensklavin, eine hübschöne, junge Genueserin, gebar ihm drei Söhne, von denen später zwei den Thron bestiegen.

In Tunis und den Küstenstädten des Sahelgebietes begegnet man oft auch Mauren, die voll und ganz einen europäischen Typus besitzen und eine arabische oder türkische Abstammung auf das entschiedenste leugnen. Von der Küste aus sind die Mauren hin und wieder weiter ins Innere vorgezogen, wo sie meist auf den Stadtstellen alter römischer Kolonien ihre Niederlassungen gegründet haben.

Die gesamten übrigen, vorwiegend nomadischen Stämme der Regentschaft Tunis, außer den rein berberischen, arabischen oder maurischen Elementen, deren Sitze im vorstehenden näher gekennzeichnet worden sind, dürften mit Fug und Recht als eine aus Berbern und Arabern hervorgegangene Mischbevölkerung zu bezeichnen sein. Einer späteren Forschung bleibt es vorbehalten, die Grenzlinien zwischen den einzelnen Rassen auf der beigegeführten Kartenskizze, welche nur einen ersten Versuch einer graphischen Darstellung der Bevölkerungselemente in Tunisien bilden soll und kann, schärfer auszuzeichnen.

Um ein übersichtliches Bild der gegenwärtigen ethno-graphischen Verhältnisse zu geben, habe ich es absichtlich unterlassen, kleinere verstreute Familien einzuzichnen und auch vorgezogen,



Stämme, deren Abstammung mir nicht ganz sicher zu sein schien, der Mischbevölkerung zuzuteilen, welches Verfahren in den meisten Fällen auch das zutreffende gewesen sein wird.

Als ein weiteres wichtiges Bevölkerungselement sind die Juden zu nennen, die sich fast durchweg in den vollreicheren Küstenstädten niedergelassen haben und erst in verhältnismäßig junger Zeit in die weiter landeinwärts gelegenen Siedelungen vorgezogen sind.

Schon in frühen Zeiten erfolgte ein Eindringen des jüdischen Volkselementes in die von berberischen Völkern bewohnten Südgüste des Mittelmeeres. Die erste Einwanderung, welche sich wohl nur bis in die Gebiete der späteren Cyrenaita und Tripolitaniens erstreckte, mag während des Aufenthaltes der Kinder Israels in Ägypten erfolgt sein, mit größter Sicherheit lassen sich aber semitische Zuzüge nach der Vernichtung des Neinstämmereiches, welche in den Kolonien der ihnen stammverwandten Phönizier angesiedelt wurden, vermuten.

Die Zerstreuung der Juden nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus führte einen nicht geringen Teil derselben an die afrikanischen Gestade, wo dieselben bald große Gemeinden bildeten und in der Cyrenaita selbst soweit erstarkten, daß die römischen Kaiser mehrfach gezwungen waren, starke Heeresabteilungen gegen die auffässigen Juden zu entsenden, die sogar einmal den römischen Legaten schmählich in die Flucht schlugen und seine Truppen aufrieben.

Waren die Juden auch schon unter den christlichen Kaisern manchen Verfolgungen ausgesetzt gewesen, so wurde ihr Los doch ein wahrhaft jammervolles, als die Araber die Herren des Magreb geworden waren. Die Verachtung, welche im Koran gegen die Juden ausgedrückt ist, hielt sie während langer Jahrhunderte in Nordafrika in einem Verhältnisse

drückender Hörigkeit und Rechtlosigkeit, aus der sie erst zum Teil in unserer Zeit erlöst worden sind. Besonders hart wurden sie aber von den Türken behandelt, die einen noch größeren Haß, als die mit den Juden immerhin noch stammverwandten Araber gegen sie zur Schau trugen und sie den drückendsten und demütigendsten Strafen unterwarfen.

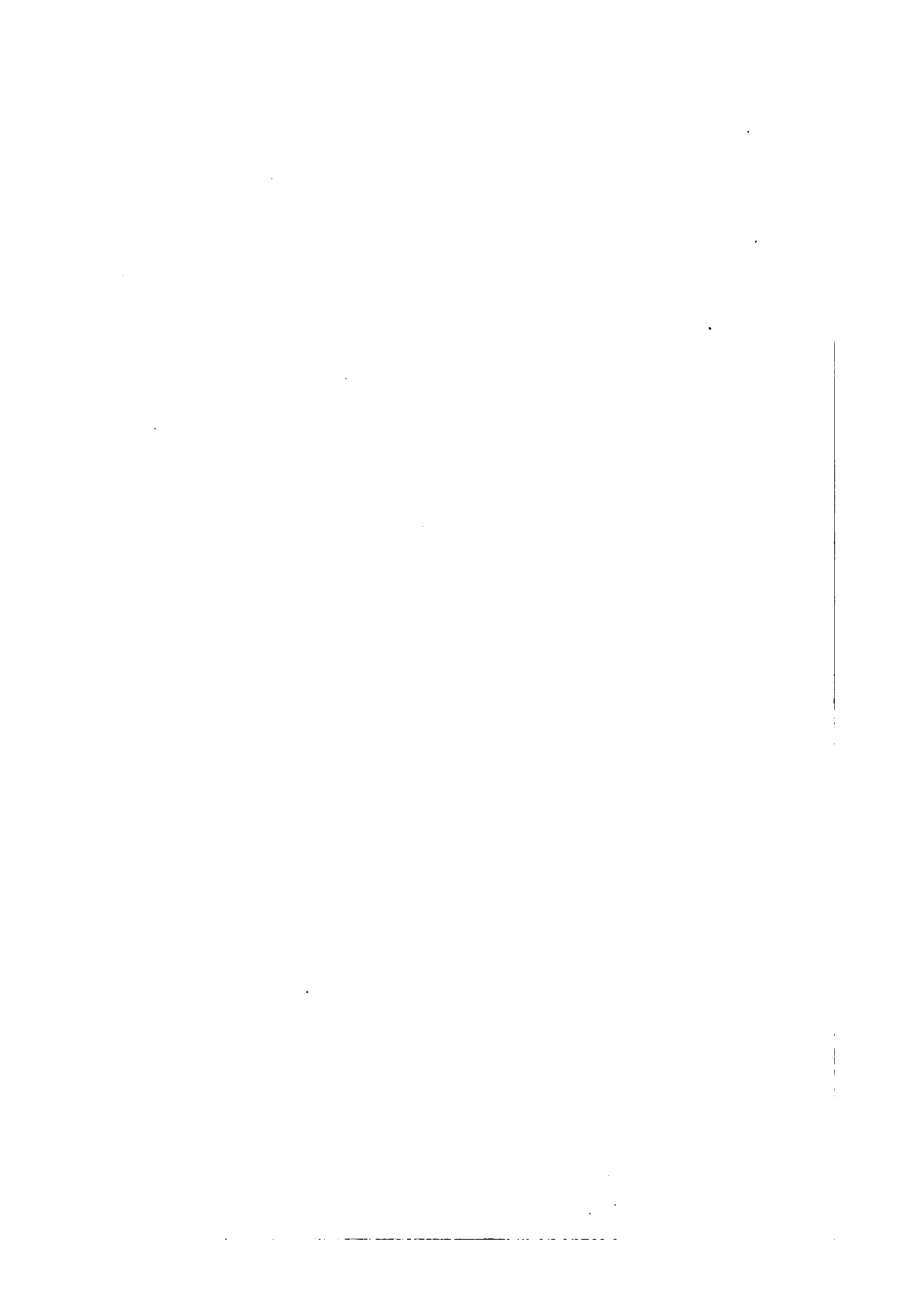
Die Juden mußten in einem Ghetto wohnen, dessen Thore bei Sonnenuntergang geschlossen wurden. Kein Israelit durfte sich der arabischen Schrift bedienen, damit die heilige Sprache, in der Mohammed seine Lehre verkündet und der Korân verfaßt war, nicht geschändet würde, auch mußten sie ihre Schuhe ablegen, wenn sie ihr Weg in die Nähe einer Moschee oder eines geweihten Ortes führte. Auf Reisen war ihnen nur die Benutzung von Eseln und Maultieren gestattet und ihnen bei strenger Strafe verboten, ein Pferd zu besteigen, da dieses Tier als zu edel und nur eines freien Mannes würdig betrachtet wurde. Sie durften sich keinem Brunnen nähern, aus dem ein Moslem trank, oder sich in dessen Gegenwart niedersetzen. Sie mußten ihm im Gegenteil unterwürfig jeden Dienst leisten, den er von ihnen forderte, ohne das Recht, den geringsten Lohn dafür zu fordern.

Die Kinder verhöhnten und das Volk prügelte die Juden bei jeder Gelegenheit, und dem kühnen Frevler, der sich dagegen wehrte, wurde die Hand abgeschlagen. Während die moslemischen Frauen die Straße dicht verschleiert betraten, durften die Jüdinnen den Schleier nur über eine Hälfte des Gesichtes ziehen, welche Sitte sich in vielen Ländern bis auf den heutigen Tag erhalten hat, wiewohl sie heute von dieser Vorschrift befreit sind. Die jüdischen Gemeinden mußten ihren Herren ein hohes Schutzzgeld (djeziah) zahlen; so hatte z. B. die etwa 8000 Köpfe zählende Judenthümlichkeit von Alger im Anfange dieses Jahrhunderts eine wöchentliche Steuer von 2000



*Albert phot.*

Maurin auf der Straße.



Plastern zu entrichten und mußte an den moslemischen Festtagen noch besondere Abgaben leisten.

Die Juden waren gewissermaßen Eigentum des Staates, und keiner von ihnen durfte die Grenze desselben überschreiten, ohne eine seinen Verhältnissen entsprechende Summe als Sicherstellung seiner Rückkehr zu hinterlegen. Trotz der schweren Demütigungen und der harten Knechtschaft, unter der sie lebten, verließen die Juden die nordafrikanischen Länder doch nicht, denn diese bildeten für sie einen goldenen Boden reichlichen Gewinnes, nach dem die Kinder Israels so heiß streben. Sie gestanden freimütig selbst den Grund ein: „Es ist wahr, unser Leiden ist groß, aber unser Gewinn auch desto größer!“

Türken und Araber waren schlechte Geschäftsleute, der gesamte Handel und auch die Industrie, soweit man von dieser in ihrer primitiven Form sprechen kann, lagen fast ausschließlich in den Händen der Juden, die bei ihrem scharf ausgeprägten Geschäftssinn stets ihren Vorteil zu finden wußten. Sie waren die unvermeidlichen Zwischenpersonen bei jedem Kauf und Verkauf, der in Nordafrika abgeschlossen wurde, und sind es bis in die Gegenwart geblieben.

Während die Juden in Ägypten im Vergleich nur wenig zahlreich sind, besitzen sie in den Küstenstädten von der Cyrenaika bis nach Marokko recht ansehnliche Kolonien und bilden z. B. in der Stadt Tunis etwa ein Fünftel der Gesamtbevölkerung.

In Tunisien wurden die Juden unter dem aufgeklärten und liberalen Bey Ahmed (1837—1855) emanzipiert, außerdem stellte sich eine größere Anzahl unter den Schutz der europäischen Konsulate (besonders Italiens) und entzog sich so der behlikalischen Jurisdiktion, die in früheren Zeiten manchmal recht willkürlich gehandhabt wurde. Noch im Jahre 1868 konnten nicht weniger als 17 Israeliten in Tunis auf offener Straße ermordet werden, ohne daß man jemals ihre

Mörder bestraft hat, ungeachtet mehrere der Polizei wohlbekannt waren. \*)

Wie fast alle über den Erdball verstreuten Juden die Sprache desjenigen Volkes, unter dem sie leben, als Verkehrssprache angenommen haben, so bedienen sich die tunesischen Israeliten allgemein der arabischen Sprache, die sie im brieflichen Verkehr aber mit hebräischer Kufischschrift schreiben. Der Gebrauch der hebräischen Sprache ist auf den religiösen Kult beschränkt, die meisten Juden lernen zwar die vorgeschriebenen Gebete in den Schulen auswendig, plappern dieselben aber, ohne deren Sinn zu verstehen, mechanisch her; nur wenige unter ihnen, die dann sofort in den vornehmen Geruch hoher Gelehrsamkeit kommen, haben sich eine eingehendere Kenntnis der Sprache ihrer Stammväter erworben und sind tiefer in den Geist derselben eingedrungen.

Den altafrikanischen Juden stehen jüngere Einwanderer gegenüber, die aus Spanien und Livorno gekommen sind und Gurni (aus Livorno verberbt) genannt werden. Gleich den Alteingesessenen haben auch die jüngeren Ankömmlinge Tracht, Sitte und Sprache der neuen Heimat mit leichter Assimilationsgabe angenommen. Die letzteren sind in ihrer Anschauung freisinniger, als die Altafrikaner, die streng nach den Gesetzen des Talmud leben und sich fanatisch gegen das Eindringen abendländischer Zivilisation abschließen.

Während die europäischen Juden gewöhnlich jede körperlich anstrengende Beschäftigung fliehen, hat ein Teil ihrer nordafrikanischen Glaubensgenossen sich dem Handwerk gewidmet und gewinnt in ehrlicher Arbeit ein ehrliches Brot. In den Bazaren findet man sie vielfach als Schneider, Schuhmacher, Glaser, Metall- und Goldarbeiter thätig und bei fleißiger Arbeit

\*) v. Malzan, Reise in den Regenthschaften Tunis und Tripolis, Leipzig 1870. Bd. II., S. 480.

haben dieselben oft einen nicht geringen Grad von Geschicklichkeit im Gebrauch ihrer primitiven Werkzeuge erworben. Andere sind Seifensieder, Stubenmaler, Weißtüncher oder bearbeiten bei festlichen Gelegenheiten in einer ohrenzerreißenden Weise als Musikanten Geige, Klarinette und Tamburin, auch jüdische Köche und Kutscher sind in den Küstenstädten eine häufige Erscheinung.

Die jüdischen Gemeinden schließen sich ineinander eng zusammen und bilden eine festgefügte Phalanx gegen die sie umgebende Welt der Ungläubigen. Der Rabbiner besitzt eine fast unumschränkte Macht über die Angehörigen seiner Synagoge, er verhängt Strafen, von leichter Geldbuße bis zum Bannfluch und sorgt aus den in die Kasse der Gemeinde einfließenden Geldern in der umfassendsten Weise für notleidende Genossen. Ein Jude wird nie in Not und Elend verkommen, er findet einen starken Stützpunkt in seiner Gemeinde, die ihm durch Gewährung von Mitteln, Kredit und Empfehlungen wieder die Wege öffnet, ein neues Geschäft beginnen zu können.

Der jüngste Bevölkerungsteil auf tunesischem Boden sind die Angehörigen verschiedener europäischer, vorwiegend romanischer Nationen, die sich zunächst gleich den Juden fast ausschließlich in den Küstenplätzen und vor allem in der Hauptstadt selbst angesiedelt haben. Manche Familien sind seit langen Generationen im Lande ansässig und sind in ihren Anschauungen, Sitten und Bräuchen fast vollständig zu Orientalen geworden, von denen sie sich nur durch ihre Zugehörigkeit zur katholischen Kirche und durch eine eitele Nachäffung der letzten Pariser Mode in ihrer Kleidung unterscheiden.

Die ersten Ansiedler waren meist Sicilianer und Malteser, die von ihren nahe gelegenen Inseln aus das afrikanische Gestade aufgesucht hatten, zu diesen gesellten sich dann noch einzelne Griechen, die von ihrem regen Handelsgeist bekanntlich in die fernsten Teile der Erde geführt werden. Bis zur

französischen Okkupation war das Italienische die allgemeine Verkehrssprache der Fremden in der Regentschaft, nach 1881, als ein starkes Hereinfluten des französischen Elementes begann, wurde es durch das Französische abgelöst, das seit jener Zeit auch als offizielle Gerichtssprache eingeführt wurde.

Eine Verschmelzung der verschiedenen Elemente ist bis jetzt noch nicht eingetreten und wird auch in absehbarer Zeit kaum stattfinden, denn die religiösen Gegensätze schaffen unüberbrückbare Hindernisse. Nur innerhalb der moslemischen Gemeinde vollzieht sich ein stetig fortschreitender Amalgamierungsprozeß, ob hierbei das berberische Element sich mit der gleichen Stärke hindurchringt und eine aufsaugende Kraft zeigt, wie dies in Algerien deutlich zu beobachten ist, kann hier nicht mit gleicher Sicherheit behauptet werden, denn die Verhältnisse in Tunesien sind, wie oben näher ausgeführt, zu sehr verwischt. Immerhin liegt die Vermutung nahe, daß wir es hier mit einem Analogon zu thun haben.

### Besiedelung.

Die Bevölkerung der Regentschaft zerfällt in eine sesshafte und eine nomadisierende; erstere wohnt in Dörfern und Städten, letztere in Zelten und Hütten. Äußere Umstände veranlaßten manchmal eine vagierende Bevölkerung, feste Plätze innerhalb ihres Wandergebietes anzulegen, so bauten z. B. die Berber des Südens, um die eingeheimsten Getreidevorräte vor dem Einfall räuberischer Nachbarn zu schützen, ihre Kçür, anderseits entstanden inmitten einer nomadischen Bevölkerung an den Brennpunkten des Verkehrs häufig kleinere und größere Marktflecken, in denen sich ein sesshaftes, handel- und gewerbetreibendes Bürgertum niederließ, das meist durch Zuzug vom flachen Lande eine Verstärkung erhielt.



Die günstige Lage an einer zweifachen Küste läßt es natürlich erscheinen, daß sich die größte Volksdichte am Küstenfaum entwickelte und daß hier die größten Siedelungen entstanden. So finden wir die stärkste Verdichtung in dem durch natürliche Begabung und örtliche Lage begünstigten Distrikte von Tunis (67) und auf dem durch seine insulare Abgeschlossenheit bevorzugten Djerba (69,75) [Oberösterreich 65,9]. Die übrigen Landstriche treten hinter so hohen Ziffern weit zurück, immer aber noch sind es Küstenstriche, die eine relativ dichtere Besiedelung zeigen, der Bezirk von Bizerte (26) und das Sahelgebiet der Ostküste (25) [Salzburg 25,1]; an diese schließt sich nahe des Belad El Djerid mit seinen Palmenoasen an (23,4). Die mittlere Volksdichte der Regenttschaft (13) überschreiten nur noch die Bezirke von Beja (20), Nâbil (20), Maktar (17) und Sâk El Urba (17); das Commandement militaire von Tunis weist die Mittelzahl (13) auf, während die übrigen Kantone weit hinter dieser zurückbleiben: Sfaz (9), Zaguân (7), Ref (7), Kairuân (6,4), Comm. milit. von Souffe (2), Comm. milit. von Gafça (1,8) und schließlich das Comm. milit. von Gabes (1).

Aus den vorstehend genannten Ziffern ist schon deutlich sichtbar, wo eine dichter gedrängte seßhafte und eine locker verstreute vagierende Bevölkerung vorwiegend ist.

Die Stadtsiedelungen, die teilweise festungsartig mit Mauern und Bastionen bewehrt sind, finden sich vorzugsweise im Küstenfaume, wo ein lebhafter Handel größere, fest gegliederte Gemeinwesen entstehen ließ. Den ersten Platz nimmt die Hauptstadt Tunis mit einer Bevölkerung von etwa 150 000 Einwohnern ein, dieser folgen Sfaz mit ca. 30 000 E., Kairuân mit ca. 22 000 E. und Souffe mit ca. 16 000 E.; sämtliche übrige Ortschaften haben bis jetzt eine Größe von 10 000 noch nicht zu erreichen vermocht. Zehn Plätze haben eine Be-

bevölkerung von 5 bis 10 000 E.; Nefta 9500 E., Mfäfen 9100 E., Tözer 8980 E., Nâbil 8370 E., Muḡnîn 6450 E., Keſſibia 6350 E., Mehebîa 6300 E., Monastîr 5900 E., Kurba 5500 E. und Bizerte 5000 E.

Von den übrigen kleineren Städten und Marktflecken seien hier nur noch die wichtigsten genannt: El Ubiân 4600 E., Kçurfef 4360 E., Djemmal 4100 E., Keſ 4000 E., Beja 3600 E., Gaſça 3500 E., Solimân 3200 E., La Goulette 3000 E., Keſſera 2230 E. und El Djem 2000 E.

Unzweifelhaft ist die Bevölkerung der Regentschaft jetzt in steter Zunahme begriffen, von Europa erfolgt ein starker Zugang an Kolonisten, und die geordneten Staatsverhältnisse, sowie die insofgebessenen gesundenden sozialen Zustände werden nicht verfehlen einen fördernden Einfluß auch auf die Vermehrung der zwar Jahrhunderte lang ausgefogenen und in das Elend niedergedrückten, jedoch im Kern kräftigen und lebensfähigen eingeborenen Bevölkerung auszuüben. Eine elende, ruchlose Paschawirtschaft und ein rücksichtsloses Anziehen der Steuerſchraube haben an dem schönen Lande arg gesündigt, und die einst blühende römische Provinz ist zu einer mit Trümmern bedeckten Steppe geworden. Doch der Boden besitzt eine unverwüſtliche Lebenskraft, und bewundernswert sind die Fortschritte in kultureller Hinsicht während der letzten 12 Jahre. Schon heute steht die Regentschaft mit ihren Erzeugnissen ebenbürtig neben dem benachbarten, bereits seit 60 Jahren durch Frankreich kolonisierten Algerien, die jämmerlich zerütteten Finanzen sind geordnet, und in wenigen Jahrzehnten wird Tunesien das Nachbarland, mit dem es seit alten Zeiten im Wettstreite lag, weit überflügelt haben.





